
Christian Rätsch
Vom Forscher, der auszog, das Zaubern zu lernen
Meine Erlebnisse bei den Erben der Maya
KOSMOS

Christian Rätsch

Vom Forscher, der auszog, das Zaubern zu lernen

Meine Erlebnisse bei den Erben der Maya

KOSMOS

Umschlaggestaltung von Büro Jorge Schmidt, München unter Verwendung eines Fotos von Claudia Müller-Ebeling.

Alle Fotos und Illustrationen von Christian Rätsch

ISBN 978-3-440-13453-5
Produktion: Markus Schärtlein
eBook-Konvertierung: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Inhalt

Danksagung

Zuerst bedanke ich mich bei meinen Eltern, dass sie mich gezeugt, dass sie mir meine Forschereien ermöglicht und dass sie mich heidnisch ohne Religion erzogen haben.

Meiner Frau Claudia Müller-Ebeling danke ich für ihre allseitige Liebe und emsige Unterstützung meiner Vorhaben. Sie gibt mir immer wieder den Mut und die Kraft, die ich benötige.

Meinem Professor und Doktorvater Eike Hinz habe ich den Einblick in die Kognitive Anthropologie zu verdanken. Ortwin Smailus danke ich herzlich für seinen ausführlichen Sprachunterricht. Yok'ol k'abah k'uh! Auch danke ich dem DAAD, dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, für das Forschungsstipendium, durch das ich ein ganzes Jahr lang in Mexiko leben konnte. Meine anderen Mexikoreisen hat mir mein Vater großzügigerweise ermöglicht.

Mein größter Dank gebührt den Lakandonen, die mir Freunde und Verwandte wurden, die mir den Einblick in eine andere Wirklichkeit ermöglicht und mir öfter das Leben gerettet haben.

Albert Hofmann danke ich von ganzem Herzen für seine Unterstützung meiner Forschungen sowie für seine Entdeckungen. Ebenso danke ich Ralph Metzner für Freundschaft, Inspiration und Erkenntnisse.

All meinen Freunden, die mich zur Niederschrift dieses Buches angespornt haben, danke ich herzlich. Euch allen sage ich „Liebet das Leben!“

Liebe das Leben

„Was aus Liebe getan wird,
geschieht immer jenseits von Gut und Böse.“

Friedrich NIETZSCHE[1]

In den Firstbalken unserer Garage hat mein Vater sein Lebensmotto, das Credo unserer Familie, geschnitzt: „Liebe das Leben!“ Ich wuchs mit dieser Liebe fürs Leben auf. Jedes Mal, wenn ich auf den Balken blicke, freue ich mich über diese frohe Botschaft. Und denke an den schönen Satz von Albert Hofmann: „Liebe ist die höchste Form der Wahrnehmung.“ In diesem Sinne ist meine Beziehung zu der wunderbaren Welt der Zauberei zu verstehen.

Zauberei gilt bei uns als Aberglauben. Aber Aberglauben ist Zauberglauben oder das Vertrauen auf Zauberei. Zauberei wird auch als Bühnenzauber, Trickmagie oder Illusion verstanden. Aber über die Trickzauberei schreibe ich nicht, sondern über die schamanische Zauberei oder die „richtige“ Zauberei. Zauberei gehört in der modernen Welt zum Märchenhaften, Sagenhaften, zu Spekulationen und Irrwissen, zu düsteren Heidenwelten und schädlichem Hexenwerk. Aber die Zauberei gehört zur menschlichen Kultur, ist Allgemeingut.

„Kinderkram“ – Ja, als Kind hatte ich eine besondere Beziehung zur Zauberei. Zu Zauberern wie Wotan. Später wurde ich Wissenschaftler, der die Zauberei erforschte. Ich fühle mich manchmal wie ein Lehrling zu Saïs. Ein „echter“ Zauberlehrling …

Ich habe insgesamt über drei Jahre bei den Lakandonen von Naha’ verbracht, ihr Leben geteilt, viel von ihnen gelernt. Ich fand Freunde und Wahlverwandte, legte ein Maismischfeld an, beteiligte mich an der Jagd, erlernte die Zaubersprüche zur Krankenheilung und durfte oft am *balche’*-

Ritual teilnehmen. Aber das für mich Wichtigste und Bedeutendste war die Einweihung in eine lebendige, schamanische Kultur.

Ich habe vier Bücher über die Lakandonen verfasst: eines über ihre Mythologie, dann meine Dissertation, ein weiteres über ihre geistige Kultur, ein viertes über die Kinder. Diese Bücher waren Sachbücher, enthielten meine Forschungsergebnisse. Ich habe bisher noch nie über meine persönlichen Erfahrungen geschrieben. In Erinnerungen und anhand von Tagebucheinträgen lasse ich in diesem Buch meine Erfahrungen im Dschungel sowie meinen Werdegang zum Wissenschaftler und Forscher, der auszog, das Zaubern zu lernen, wiederauferstehen. Es ist mein kommentiertes Dschungelbuch … Ich habe dabei mein Leben Revue passieren lassen, mich nochmals mit all dem Erlebten und Erfahrenen beschäftigt.

Meine Oma mütterlicherseits (Marie Pinckert, 1896–1981) sagte mir als Kind immer wieder: „Junge, das einzige was dir niemand wegnehmen kann, sind deine Erfahrungen." Noch heute profitiere ich von diesem weisen Spruch. Erfahrungen sind das Wertvollste im Leben. Durch sie lernt man, durch sie erkennt man, an ihnen wächst man, an sie reiht sich das Glück, das Lebensglück, an ihnen reift der Sinn; wie es mein Freund und Mentor Albert Hofmann ausdrückt: „Glück lässt sich nur umschreiben als ein besonderer Zustand des menschlichen Bewusstseins. Glück gehört in die Kategorie des Seins. Unsere Suche nach Glück – und Sinn – ist demnach eine Suche nach den Voraussetzungen, die die Wahrnehmung von Glück und Sinn erst möglich machen."

„Ich werde Dschungelforscher!“

„Vom Zaubern handeln nicht nur die Märchen, die man einst den Kindern erzählte, sondern auch die Wissenschaften.“

Christoph Daxelmüller[2]

Die norddeutsche Ostsee hat mich sehr geprägt. Schon vor meiner Geburt waren meine Eltern begeisterte Camper und schlugen jedes Jahr dort ihr Zelt auf einem FKK-Platz auf. Ich wurde mit natürlicher Nacktheit aufgezogen. Schon meine Großeltern mütterlicherseits gehörten zu der aufkommenden Nudistenbewegung im Deutschen Reich. An der Ostsee sind wir fast jeden Morgen früh aufgestanden, an den Strand gegangen, haben nackt die Sonne gegrüßt und kurz gebadet. Nackt war für mich normal. Nackt war Natur pur.

Seit frühesten Kindertagen haben mich Steine fasziniert. So saß ich ständig im Spülsaum und spielte mit ihnen. Ich schaute sie mir genau an und entdeckte eine unglaubliche Vielfalt in ihnen. Besonders fasziniert war ich von geschossförmigen, hellbraun kristallisierten, kreisrunden Steinen. Sie sollten mich zu einem wichtigen Urerlebnis führen.

Von meinen Eltern lernte ich, dass spezielle Steine von unserem Donnergott Thor mit dessen Hammer durch die Wolken getrieben worden waren, um es regnen zu lassen. Sie heißen Donnerkeile, weil sie den Donner erzeugen und dann mit dem Blitz in die Erde fahren. Wenn ich einen Donnerkeil gefunden hatte, war ich davon überzeugt, einen Stein des mächtigen Gottes in Händen zu halten.[3]

Eines Tages wurde im Kurmittelhaus von Grömitz eine Ausstellung mit Funden aus dem Grömitzer Geschiebe gezeigt. Ich war gerade neun Jahre alt und interessierte mich gleichermaßen für Dinosaurier, Neandertaler, Hexen, Zauberer und die Götter meiner Ahnen. Ich schob mich zwischen

den Kurgästen an den Vitrinen vorbei – bis mich der Blitz traf. Ich blickte in ein seltsames Gesicht, eine magische Maske aus Flintstein. Ich glaubte, Thor persönlich zu sehen. Da lag ein versteinerter Seeigel[4] hinter dem Schaufensterglas, der ein Gesicht hatte. In dem kleinen Begleitkatalog zur Ausstellung las ich eilends nach. Da stand: „Wenn nicht alles täuscht, stellt jener seltsam und eigenwillig retuschierte Seeigel den frühen Versuch des prähistorischen Menschen dar, aus einem Petrefakt ein Artefakt, aus einem versteinerten Seeigel eine Dämonenmaske, einen Fetisch, ein Amulett zu schaffen: Man sieht, wie mittels weniger Schliffe gleichsam Augen, Nase, Mund und eine gefurchte, seltsam hohe Stirn entstanden sind. – Oder sollte das Ganze nur ein Naturspiel sein?“[5] In den folgenden Wochen hockte ich nur noch zwischen den Steinen am Strand. Ich wollte unbedingt so eine Seeigelmaske finden. Ich war wie besessen, besessen vom natürlichen Pentagramm im Stein.

In der Grömitzer Ausstellung über die Geschiebefossilien überraschte mich auch die Erklärung, woher diese Donnerkeile stammen. Donnerkeile, oder wissenschaftlich Belemniten[6], sind die versteinerten (calcitisierten) Spitzen der kalkigen Innengerüste (Rostren) vorzeitlicher, Kalmaren ähnlicher Tintenfische, die auf hoher See schwammen und vor 65 Millionen Jahren, also am Ende der Kreidezeit, zusammen mit den Ammoniten und Dinosauriern ausgestorben sind. Diese Geschichte über die Donnerkeile fand ich genauso spannend wie das mythische Bild meiner Eltern. Aber ist es nicht eigentlich egal, ob man die Herkunft der mit Händen greifbaren Donnerkeile mit einem mythologischen Modell oder mit einer wissenschaftlichen Theorie zu erklären versucht?

Am Ostseestrand begann mein Weg zum Dschungelforscher. Eines Tages, ich war gerade dreieinhalb, baute ich mich vor meiner Mutter auf, drehte mit der linken Hand energisch den Daumen der rechten, und sprach erstaunlicherweise zu ihr: „Mami, ich werde Dschungelforscher!“ – Wohl verblüfft schrieb meine Mutter diese Aussage auf, und daher weiß ich auch so genau davon. Ich weiß allerdings nicht, wie ich damals darauf

gekommen bin. Vermutlich bin ich als Knirps einfach einer folgenschweren Intuition gefolgt.

Ich war anders als die anderen Kinder, die Lokführer, Baggerfahrer, Kranführer und Ähnliches werden wollten; ich wollte Forscher sein. Mit fünf konnte ich lesen und schreiben. Ich interessierte mich jedoch nicht für Comics, Märchenbücher oder gar die Bücher von Karl May. Mein Lieblingsbuch war „Die illustrierte Enzyklopädie der Welt“. Besonders angetan war ich von den Seiten, auf denen die griechischen und andere Heidengötter dargestellt waren. Ja, zu den alten Göttern hatte ich eine sehr frühe Beziehung. Sie wurde mir vor allem durch meinen Vater vermittelt.

Mein Vater Paul, den wir alle Päule nennen, war ein großer Geschichtenerzähler. Er erzählte mir und den Nachbarskindern die ganze germanische Mythologie; entweder in unserer Straße, der Kuhkoppel, oder auf dem Zeltplatz an der Ostsee. Er erzählte aus Leidenschaft und mit Verve. Er monologisierte nicht wie viele Märchenerzähler, sondern schmückte die Geschichten fantasievoll aus, fragte die Zuhörer etwas, ging auf Fragen der gebannten Kinder ein. Kurz, es war eine echte Erzähltradition. Diese Form des Erzählens habe ich von Päule geerbt. Und ich habe sie später in meinem Leben, im Dschungel von Südmexiko bei den Lakandonenindianern, wieder erlebt.

Am meisten haben mich die germanische Schöpfungsgeschichte sowie die Sagen von Wotan (= Odin), Thor und Loki gefesselt. In der Urzeit war nichts, dann Ginnungagap, die gähnende Tiefe, das germanische Chaos. Daraus entstand zunächst eine Kuh. Aus ihrem Euter rannen vier Milchflüsse, die Ymir, den ersten Riesen, ernährten. Dann entstanden die ersten Götter, Odin und seine Brüder. Sie erschlugen den Riesen und schufen aus seinen Überresten die Welt[7]:

„Aus Ymirs Fleisch
Ward die Erde geschaffen,
Aus dem Blute das Brandungsmeer,

Das Gebirge aus den Knochen,
Die Bäume aus dem Haar,
Aus der Hirnschale der Himmel.
Aus des Riesen Wimpern
Schufen Rater hold
Midgard den Menschensöhnen;
Aus des Riesen Gehirn
Sind die rauhgesinnten
Wolken alle gewirkt."

Ich konnte mir alles so plastisch vorstellen, meine Fantasie war davon sehr erregt. Mir machte es nichts aus, dass die geologische Erklärung von der Entstehung unserer Welt ganz anders war. Für mich standen die beiden Schöpfungsgeschichten nicht in Konkurrenz. Sie ergänzten sich.

Ich habe damals sehr viel gemalt und gezeichnet. Ständig brachte ich die germanischen Götter zu Papier. Ich zeichnete sie nach meiner Fantasie, die der Erzählung meines Vaters entsprang. Mich wunderte es sehr, dass andere Kinder nur Autos, Kräne und Lokomotiven zeichneten. Die technischen Errungenschaften des Menschen interessierten mich herzlich wenig. Aber die mythische, gar mystische Welt der heidnischen Geschichten hielt mich in Bann. Ich erlebte eine Art Mythomania – und Mystomania.

Ich genoss eine echte heidnische Erziehung. Ohne Schuld und Sünde! Keiner in unserer Familie war religiös oder gehörte einer Religion an. Deshalb bin ich auch erst später in meinem Leben mit diesem seltsamen Phänomen in Berührung gekommen. Als ich in die Schule kam, wurde ich von Mitschülern merkwürdige Dinge gefragt wie „Bist du evangelisch oder katholisch?" oder „Glaubst du an Gott?" Als ich nach Hause kam, fragte ich meine Mutter, was ich sei und ob wir an Gott glauben würden. Meine Mutter antwortete mir: „Wir sind gar nichts. Wir glauben nicht an Gott, wir verehren die Natur!"

Später ergänzte mein Vater, dass die Natur das ewig Geheimnisvolle sei. Wir sähen in der Natur das Wunder des Lebens und deren Schönheit. Die Natur ist so fantastisch, da braucht man keinen Gott mit langem Bart. Ja, die Natur war mir das Wichtigste und Erstaunlichste überhaupt. Je mehr ich in sie eindrang, desto rätselhafter und geheimnisvoller wurde sie für mich und die Mythen sind die Geschichten, die einem das Wunder des Daseins erklären sollten. Ich vertraute auf die Naturwissenschaften und die Mythologie.

Gleichermaßen wie die Mythen fesselten mich die geologischen und paläontologischen Geschichten. Mich faszinierten die Dinosaurier, die Ammoniten, die Trilobiten (Dreilappkrebse), die Großsäuger aus dem Tertiär, die Urmenschen und Neandertaler.

Eines Tages kam der tschechische Film „Die Reise in die Urzeit“ im Fernsehen. Ich saß gebannt vor dem Schwarz-Weiß-Gerät. Der vierteilige Film handelte von einer Gruppe von abenteuerlustigen Jungs, die einen Fluss entdeckt hatten, auf dem sie mit dem Boot in die Urzeit paddeln konnten. Sie führten genau Buch über ihre Eindrücke und Abenteuer. Das regte mich an, auch ein „wissenschaftliches“ Journal zu führen. Ich schrieb alle meine Aktivitäten als kleiner Forscher darin auf, ich machte Zeichnungen von Fossilien, die ich an der Ostsee gefunden hatte. Ich malte Stammbäume des Lebens ab und verfasste kurze Texte zur allgemeinen Paläontologie. Als ich in der dritten Klasse von meiner Lehrerin ermuntert wurde, einen Vortrag über Fossilien in meiner Klasse zu halten, traf ich ins Schwarze. Außer mir hatte keiner Ahnung von Versteinerungen und Geologie. Ab da nannten mich meine Mitschüler „Professor“.

Obschon ich mich auf die Schule gefreut hatte, war ich doch schon am ersten Tag meiner Einschulung bitter enttäuscht. Wir bekamen nach der Schultüte eine Fibel, eine „Schulfibel“ für die erste Klasse. Ich schlug das Buch auf und war entsetzt. Da gab es ein Bild von einem Fahrzeug im Straßenverkehr, darunter stand geschrieben „Tut, tut, ein Auto“. – Ich war bedient. Wie konnte ein Buch derart einfach beginnen. Mich überfiel die Banalität der Schulwelt; ich wusste, hier kann ich nichts lernen. Aber ich

wollte lernen. Deshalb gab ich mich in meiner Freizeit meinen wissenschaftlichen Studien hin. Was mir die Schule nicht bieten konnte, erschuf ich für mich selbst. Ich habe Bücher über Dinosaurier, die Evolution des Lebens, Petrefaktenführer und Bestimmungsbücher für Insekten, Muscheln und Schnecken studiert. Zu Hause lebte ich in einer vollkommenen Anderswelt. Die Mysterien des Seins erfüllten mich. Woher kommt der Mensch? Was soll er hier? Wohin geht der Mensch? – Das waren die Fragen, die ich mir stellte, nicht ein simples „Tut, tut …“

Mein Vater fütterte mich mit Büchern, sobald ich an einem Gebiet Interesse kundtat. Er war sehr großzügig. Mein Vater war nämlich sehr arm, bescheiden und ohne Bücher aufgewachsen. Deshalb hatte er, im Gegensatz zu mir, die Schule geliebt, denn dort bekam er Bücher. Als junger Mann hatte sich mein Vater geschworen, dass seine Kinder, sollte er einmal welche haben, auf jeden Fall mit Büchern aufwachsen würden. Von seinem Schwur sollte ich noch oft profitieren. Als ich mich für die Paläontologie, vor allem für Dinosaurier und die Paläanthropologie, die Entwicklung der Urmenschen, interessierte, kaufte er mir sofort Sach- und Fachliteratur.

Die Paläontologie, die Wissenschaft von der Entstehung und Entwicklung des Lebens, gehörte zu meinen liebsten Gebieten. Die vorzeitlichen Geschöpfe unserer Evolution fesselten mich. Zuerst sammelte ich nur Fossilien, später trieb mich die Frage nach der Entstehung des Lebens. Auf meiner Suche nach den Anfängen des Lebens landete ich bei der Chemie.

Mit acht oder neun erhielt ich meinen ersten Chemiebaukasten von „Kosmos“. Er war für mich eine wahre Wundertruhe. In dem Kasten verbarg sich aufregendes Wissen. Und das wollte ich erlernen. Ich verbrachte ganze Nachmittage damit, herumzuexperimentieren. Ich sog ich die neuen Kenntnisse und Erkenntnisse in mich auf. Die Materie übte eine starke Faszination auf mich aus und ich wollte deren Geheimnisse ergründen. Außerdem war Chemie, also das Experimentieren mit Materie, kreativ. Wenn man zwei Substanzen zusammenbrachte, entstand eine

dritte, manchmal sogar eine vierte. Chemie war für mich so etwas wie Zauberei. Denn ich konnte nach meinem Willen die Materie verändern – so dachte ich damals. Heute weiß ich, dass man als Chemiker keinen neuen materiellen Stoff schaffen kann, man kann sich nur die Eigenschaften der Natur zunutze machen.

Damals mischte ich als erstes Brausepulver, verfärbte Lackmuspapier und machte in der Küche aus Rotkohl Blaukraut. Dann stellte ich Schwarzpulver her, ließ aus Salzsäure und Natronlauge Kochsalz entstehen und bizarre Kristalle aus Kupfersulfat, Eisenoxid und anderen Substanzen in Wasserglas wachsen. Bald analysierte ich den Urin meines Vaters, um zu sehen, ob seine Nieren noch in Ordnung waren.

Als ich zwölf war, baute mir mein Vater ein kleines Haus hinten im Garten, aus richtigen Klinkersteinen. Das wurde mein Laboratorium. Ich hatte zu dem Zeitpunkt ein paar Hundert Chemikalien im Schrank, besuchte einen Volkshochschulkurs für präparative Chemie und las Fachliteratur für die Hochschule. Besonders gerne analysierte ich Mineralproben. Immer wollte ich wissen, was in so einem Gesteinsklumpen versteckt war. Ich hantierte mit gefährlichen Substanzen, wie etwa reinem Natrium, das immer in Petroleum aufbewahrt werden musste, synthetisierte Chloroform, an dem ich mich sogar berauschte, mir gelang sogar die Synthese von Nitroglycerin und die Herstellung von Dynamit. Aber ich war ein sehr besonnener, vorsichtiger, kleiner Chemiker. Mir ist niemals etwas passiert. Ich habe weder Geräte noch Häuser in die Luft gejagt. Das Schlimmste, was jemals geschah, war ein Loch, das ich mit Schwefelsäure in ein modisches Blümchenhemd hineingeätzt hatte. Meine Mutter hatte zwar immer Angst, doch vertraute sie auf meine Weitsicht.

Ich verbrachte jeden Nachmittag in meinem Labor, das ich mir mit der Zeit immer gemütlicher eingerichtet habe. Ich hatte Bilder von den Laboratorien der Alchemisten gesehen. Ich wollte es ihnen gleichtun und hängte ausgestopfte Krokodile, Sägefischsägen und aufgeblasene Kugelfische in die Ecken. Ein ganzes Regal dekorierte ich mit Muscheln und Schnecken, Korallenästen, Fossilien und Mineralien. Ich schuf mir ein

echtes Naturalienkabinett. Für mich entstand eine Zauberwelt der Natur, der Materie; in deren Mitte saß ich und zauberte, d.h. ließ chemische Reaktionen geschehen. Mein Lieblingsbuch war das „Lehrbuch der analytischen und präparativen anorganischen Chemie". Ich liebte es, mir Sachgebiete meiner Wahl selbst anzueignen. Das ist einer meiner Charakterzüge, der mich durch mein ganzes Leben begleitet hat und weiterhin begleitet.

Bei der Beschäftigung mit der präparativen organischen Chemie tauchte wieder die Frage nach der Entstehung des Lebens auf. Wie konnten aus den Elementen der Ursuppe chemische Verbindungen entstehen, die zusammen Leben ergaben? Wieder konsultierte ich die Fachliteratur, etwa R.W. Kaplans „Der Ursprung des Lebens" aus dem Jahr 1972. Daraus entnahm ich, dass unter gewissen Bedingungen und Umständen aus einfachen Kohlenstoffverbindungen komplexe Moleküle entstehen, die die Grundlage für lebende Materie bilden. Ich kam auf die vermessene Idee, Experimente in dieser Richtung zu unternehmen. Aufgrund fehlender Spezialgeräte kam ich aber nicht weit, jedenfalls nicht in der Praxis.

Aber im Geiste konnte ich mir vorstellen, wie aus Methan, Wasser und Stickstoff Moleküle entstehen konnten, die eine organische Grundlage für die Entstehung von Aminosäuren und Eiweißkörpern, von organischen Bausteinen und Alkaloiden in urzellenartigen chemischen Herden bildeten. Aber der chemische Weg zum Wunder des Lebens hatte seine Grenzen. Was ist denn überhaupt Leben? Wie definiert sich Leben? Können wir uns eine chemische Evolution vorstellen, die zu geistesgegenwärtiger Materie führt? Mit diesen Fragen beschäftigte ich mich damals.

Mir schien die Grenze zwischen anorganischer und organischer Materie zu verschwimmen. Wo lag der Beginn von Leben, was ist das Geheimnis von Leben? Ist Leben nicht so etwas wie Zauberei? Wodurch wird aus ein paar Molekülen ein lebender Organismus? Und wie entsteht in einem solchen Organismus der Geist?

Mit sechzehn gründete ich eine Art Schülerverein, die IGN, die Interessengemeinschaft Naturwissenschaft. Darin versammelten sich die

Mitschüler, die, so wie ich, ernstes Interesse an Naturwissenschaften hatten. Wir trafen uns einmal in der Woche. Dann hielt immer einer von uns einen Vortrag und wir diskutierten darüber. Wir gaben auch eine eigene Zeitschrift heraus, den „IGN Reflektor". Ich wurde Schriftführer und schrieb allerlei Artikel zu naturwissenschaftlichen Themen. Gleich in der ersten Ausgabe (April 1974) platzierte ich einen Artikel „Was ist Leben?". Darin veröffentlichte ich meine Lebensdefinition: „Leben ist eine Substanz, die aus eigener ‚Energie' Bewegungen hervorbringt und in einer Umgebung, die aus den Elementarteilchen der Substanz besteht, durch Autokatalyse eine Bildung gleichartiger Substanz wieder zum eigenen (weiteren) Aufbau (Wiederaufbau) bewirkt."

Für mich war die Grundlage des Lebens klar: autokatalytische Reduplikation. Den kurzen Artikel beendete ich mit dem Satz: „Philosophisch gesehen ist Leben das, was man dazu erklärt." Damit bezog ich mich ausdrücklich auf Friedrich Nietzsches Werke, die ich noch als Schüler komplett gelesen hatte. Aus Nietzsches Werk zitierte ich auch den Satz: „Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nichtgleichen".

Nietzsche war für mich eine Offenbarung. Da gab es jemanden, der das ausdrücken konnte, was ich unbewusst dachte und was ich fühlte, aber noch nicht ausformulieren konnte. Sein Werk machte einen ungeheuren Eindruck auf mich und lehrte mich, komplizierte Gedanken auszudrücken. Nietzsches Worte führten mich von der Naturwissenschaft zur Geisteswissenschaft. Ich merkte sofort, dass sich Chemie und Philosophie nicht ausschlossen, sondern sich gegenseitig ergänzten. In beiden Disziplinen gab es Annäherungen an das Mysterium des Seins. Und beide Wissenschaften sollten mich mein ganzes Leben lang begleiten und mir immer wieder neue Perspektiven aufzeigen.

Später, als ich Albert Hofmann schon kannte, überraschte er mich mit dem Ausspruch „Nur ein Chemiker, der auch zum Mystiker wird, ist ein echter Chemiker!" – Albert Hofmann (geboren 1906), der Entdecker des LSDs und dessen psychedelischer Wirkung, war Naturstoffchemiker und hatte bei der pharmazeutischen Firma Sandoz in Basel das Forschungslabor geleitet. Für ihn war die Materie in ihrer vielfältigen

Gestaltungskraft an sich schon ein Mysterium. Als Chemiker war er sozusagen Myste, ein in die Geheimnisse des Materiellen Eingeweihter.

Musik, Musik, Musik

Von Musik erfüllt mein Sein
Duftende Klänge
Der Erinn'rung Segen
Wie Balsam träufelt
Ergießt sich meiner Seel'
Des Sees Spiegel nährt mich
Ich darf glücklich sein!

Neben den Naturwissenschaften und der Philosophie liebte ich vor allem Musik. Immer schon hatte Musik in meinem Leben eine zentrale Bedeutung. Musik ist eine meiner wichtigsten kulturellen Wurzeln geworden. Mit Musik reiste ich durch viele Welten. Viele Welten erschlossen mir die Musik. Sie verzauberte mich im wahrsten Sinne des Wortes.[8]

Ich komme aus einem musikalischen Haushalt. Meine Mutter war Baletttänzerin, mein Vater begann eine Karriere als Opernsänger, spielte Gitarre und komponierte Lieder. 1962/63, als ich fünf war, brachte mein Vater eine Single von den Beatles mit. Da sangen die in Hamburg groß gewordenen Pilzköpfe auf Deutsch: „Komm' reich mir deine Hand", die Hamburger Version von „I want to hold your hand". Ich war sofort Beatles-Fan. Die Schallplatte hörte ich ständig. Ab diesem Zeitpunkt gab mir mein Vater jeden Monat fünf Mark extra – das war damals viel Geld! –, damit ich mir die jeweils neueste Beatles-Single kaufen konnte. Natürlich musste ich auch sofort einen Pilzkopf haben. Nach den Beatles kamen die Rolling Stones. Auch ihr Fan wurde ich. Sie waren viel dreckiger als die Beatles. „I can't get no satisfaction ..."

Zu der Zeit erschien bei der Deutschen Grammophon eine LP-Box mit den neun Symphonien von Ludwig van Beethoven, dirigiert von Herbert

von Karajan und von den Berliner Philharmonikern gespielt. Mein Vater schaffte sie sich an, obwohl sie damals ein kleines Vermögen kostete. Jeden Sonntagvormittag hörten mein Vater und ich eine der Symphonien, bis ich alle kannte. Damals liebte ich vor allem die Fünfte, die Schicksalssymphonie, und die Neunte mit ihrem großartigen Choral „Freude schöner Götterfunken". Später wurde Beethovens Siebte meine Lieblingssymphonie, und das ist sie bis heute.

Beethoven und die Beatles standen also am Anfang meines Musikinteresses, meiner musikalischen Laufbahn. Dann kamen die Rolling Stones, die Supergruppe Cream und der Gitarrengott Jimi Hendrix. Ihre Musik beflügelte mich, gab mir ein herrliches Lebensgefühl und tiefe Befriedigung. Musik ist für mich das wahrhaft Mystische. Oder wie es Rüdiger Safranski ausdrückt: „Die wahre Welt ist Musik. Musik ist das Ungeheure. Hört man sie, gehört man zum Sein. So hat Nietzsche sie erlebt. Sie war ihm ein und alles. Sie sollte niemals aufhören. Doch sie hört auf, und deshalb hat man das Problem, wie man weiterleben kann, wenn die Musik vorbei ist."[9] Zum Glück kann man Schallplatten immer wieder auflegen und abspielen.

In unserer Straße, der Kuhkoppel, gab es mehrere Jungen in meinem Alter. Oft verbrachten wir die Tage damit, gemeinsam unsere Platten anzuhören. Da wir nur wenig Geld hatten und LPs verdammt teuer waren, kaufte jeder ein Album, sodass wir gemeinsam mehr Musik hören konnten als alleine. So kam ich früh in den Genuss der Mothers Of Invention (Frank Zappa), Steppenwolf und Walter Carlos. Ich steuerte meine erste erworbene LP „Goodbye Cream" und andere Platten von Ten Years After, John Mayell und Jethro Tull bei. Wir hörten alle Alben rauf und runter. Wir merkten, dass uns diese Musik in einen glücklichen, fröhlichen Zustand versetzte. Wir merkten auch, dass in dieser Musik die Kraft zur Revolte schlummerte. Ihr Klang verkündete ein neues Zeitalter, den Anbruch der Hippiebewegung.

Ein musikalisches Urerlebnis hatte ich, als ich Arthur Brown zum ersten Mal im Fernsehen – ich glaube, es war Beatclub – sehen und hören durfte.

Lauthals rief er „I am the god of hellfire“ and „I bring you fire, fire to the world“ („Ich bin der Gott des Höllenfeuers“ und „Ich bringe euch Feuer, Feuer für die Welt“). Der Sänger seiner Band, die bezeichnenderweise The Crazy World of Arthur Brown hieß, begann einen wahnwitzigen Gesang zu stampfenden Riffs. Er trug dabei eine Stahlmaske, die sein halbes, mit schwarzer und weißer Farbe bemaltes Gesicht verdeckte und nur die Augen eines Irrsinnigen durchblicken ließ. Auf dem Kopf trug er eine Krone, aus der echte Flammen züngelten. Er war in einen schwarzen, aber glitzernden Umhang gehüllt, wie ein echter Höllenfürst. Seine Single „Fire!“ wurde mein Lieblingsstück. Ich konnte es immer wieder hören, Hunderte Male mindestens. Später erfuhr ich, dass der von mir so hoch geschätzte Arthur Brown Philosophie mit dem Schwerpunkt Friedrich Nietzsche studiert hatte, sich selbst gerne als Zarathustra vorstellte, dass er reichlich über psychedelische Erfahrungen verfügte und in Mexiko bei Schamanen Zauberpilze verzehrte und von ihnen lernte.

Das Album „Switch On Bach“ von Walter Carlos faszinierte mich schon bei den ersten Tönen. Gerade war der Moog Syntheziser erfunden worden. Und Walter Carlos spielte damit Werke von Johann Sebastian Bach, die für die elektronische Interpretation arrangiert waren. Ich war begeistert, von den neuen elektronischen Möglichkeiten sowie von Bachs Kompositionen. Ich wollte von beidem mehr wissen. So entdeckte ich für mich die elektronische Musik, die seit den 1950er-Jahren in Köln, vor allem durch Karlheinz Stockhausen ihren Ausgang genommen hatte. Stockhausen galt als Wahnsinniger, als Bürgerschreck, als Kulturbanause. Ich aber fand ihn genial. Ich besorgte mir Schallplattenaufnahmen seiner elektronischen Experimente. Meine Eltern konnten darüber nur lachen und bemerkten, dass dieser Krach und diese Geräusche wohl eher keine Musik wären. Ich war ganz anderer Meinung, für mich war Stockhausens Werk echte Musik. Ich konnte den elektronischen Schleifen, Spiralen, Schwingungen und den mit ihnen manipulierten Tonbändern viel abgewinnen. Erst später hörte ich, dass auch Pink Floyd von Stockhausens Musik inspiriert wurde. Jedenfalls wollte auch ich solche elektronische Musik spielen. Dazu nahm ich eine Heimorgel, einen Verstärker, ein Tonbandgerät und

einen Sinusgenerator, den mein Bruder Stephan selbst gebaut hat (er wurde später Elektroingenieur). Meine Eltern lachten sich tot, als sie meinen ersten Darbietungen lauschen durften. Das machte mir aber nichts aus, ich blieb am Sinusgenerator und experimentierte mit den elektronischen Tönen und Klängen weiter.

Als ich vierzehn war, wurde meine Mutter nochmals schwanger, mit 48! Der Familienrat freute sich auf den Zuwachs. Der „Indianername" meines jüngeren Bruders lautet bis heute „Gutartiges Myom", denn als solches wurde er zunächst diagnostiziert. Meinem kleinen Bruder Sebastian verdanke ich die einflussreichste Erfahrung, das einschneidenste Erlebnis meines jugendlichen Lebens. Als meine Mutter im achten Monat schwanger war, hatten meine Eltern Karten für die Hamburgische Staatsoper, für „Lohengrin" von Richard Wagner. Meine Mutter meinte, ihr sei in ihren Umständen ein so langer Opernbesuch nicht zumutbar. Als meine Eltern darüber sprachen, wie das Problem zu lösen sei, rief ich plötzlich: „Ich komme mit!"

So gingen mein Vater und ich in die Hamburgische Staatsoper. Für mich war es das erste Mal. Wir hatten sehr gute Plätze, in der ersten Reihe im Parkett. Als das sphärische Vorspiel zu „Lohengrin" anhob, war ich sofort verzaubert. Ich hatte noch nie etwas Derartiges erlebt. Ich saß unmittelbar am Orchestergraben und staunte über den Klang, den das Orchester strahlend erschuf. Die Musik hob mich in selige Gefilde, sie sprach zu mir. Noch im Bann der Opernaufführung ging ich am nächsten Tag in ein Schallplattengeschäft, in die Abteilung EM, „Ernste Musik". Ich fragte den Verkäufer, ob es eine Schallplatte mit den Vorspielen zum ersten und dritten Akt von „Lohengrin" gäbe. Schnell zog er eine LP hervor. Ich kaufte sie sofort und eilte nach Hause. Noch in den Straßenschuhen stürzte ich zur Musiktruhe, warf die Scheibe auf den Plattenteller und machte es mir bequem. Da stieg wieder diese fantastische Musik auf, so als säße ich wieder am Orchestergraben. Die LP barg noch andere Kostbarkeiten: die Ouvertüre zu „Rienzi" sowie „Wotans Abschied und Feuerzauber" aus der „Walküre". Das war der Hammer! Ich konnte es

kaum fassen, dass ich jetzt meinem Lieblingsgott Wotan erneut begegnete. Ich hörte diese Schallplatte den ganzen Tag, über Wochen hinweg, so lange, bis ich jedes Stück auswendig kannte. Besonders Wotans Abschied hatte es mir angetan, so sehr, dass ich mir eine Gesamtaufnahme der „Walküre“ zu Weihnachten wünschte.

Tatsächlich bekam ich zu Weihnachten die „Walküre“ geschenkt, dirigiert von Herbert von Karajan, die zur damaligen Zeit nur als LP-Box erhältlich war. Wotans Abschied und Feuerzauber haben mich derart verzaubert, dass ich für den Rest der Welt einer „dieser verrückten Wagnerianer“ wurde. Ich erkannte begeistert, dass „Die Walküre“ nur ein Teil des vierteiligen Werkes „Der Ring des Nibelungen“ war. Von da an legte ich mir die anderen Opern aus dem Zyklus als LPs zu: „Das Rheingold“, „Siegfried“ und die „Götterdämmerung“. Ich las die Texte und war verblüfft, das Wagner die germanische Mythologie, mit der ich ja aufgewachsen war, zu einem Opernstoff verarbeitet hatte. Der „Ring“ gab mir eine Art musikalisches Zuhause. In dieser mächtigen Musik konnte ich vollkommen aufgehen. Sie beglückte mich und schenkte mir immer wieder wundervolle Gänsehaut. Wagners Werk wurde zu einer wichtigen Wurzel. Gerade in einer Zeit der kulturellen Verunsicherung, der Entwurzelung ist es wichtig, zu den eigenen Wurzeln zu finden, kulturelle Geborgenheit zu erleben, das Leben mit Sinn zu erfüllen. Der Sinn wird uns durch die Sinne, die Sinneswahrnehmung gegeben. Was wir „wahrnehmen“ ist unsere Wirklichkeit. Sie ist das sinnliche Sein, sie ist unser Leben. Jeder Mensch ist das Zentrum des Universums! Und eines jeden Wirklichkeit ist richtig. Sie gilt aber nur für den einzelnen, nicht für andere, denn auch sie sind das Zentrum des Universums.

Wagners Musik hat mich von Anfang an total verzaubert. Seine Musik hat Zauberkraft. „Wagner ist ein Zauberer“, kommentierte der glänzende Sänger Dietrich Fischer-Dieskau Wagners Musik in der Dokumentation „The Golden Ring“, dem Film über die erste Studioaufnahme der „Götterdämmerung“ unter Leitung von Sir Georg Solti.

Ich habe das Werk Wagners über dreißig Jahre lang studiert, Texte, die Wagnerschen Sprachquellen erforscht, Partituren, Klavierauszüge, Sekundärliteratur gelesen; bin in Hunderten von Opernaufführungen seiner Werke gesessen, habe Hunderte Liter Tränen der Freude und tiefen Ergriffenheit geheult. Den „Ring" liebe ich über alle Maßen. Die ihm inhärente Weisheit erschüttert mich immer wieder. Die Wiedergeburt des Heidentums aus dem Geiste der Musik!

Wagner prophezeite mit seinem „Ring des Nibelungen", wie durch das Ergreifen der „maßlosen Macht" all das Elend, die Verstrickungen, Intrigen und Betrügereien unsere Welt in ihrer Schönheit und Harmonie zerstören. Richard Wagner war ein Visionär, ein Skalde, ein Mystiker – mehr noch: Er war von Wotan, dem Gott der Erkenntnis, erfüllt. Wagners Vision war der „Ring des Nibelungen" – ein prophetisches Werk, ein Fenster in den schamanischen Kosmos und in die Abgründe des menschlichen (Fehl-)Verhaltens. Der „Ring" zeigt das Drama, das zwangsläufig eintritt, wenn man dummerweise den Weg der Liebe mit dem Streben nach Macht vertauscht. Ein echtes Mysterienspiel, ein zauberhaftes Kunstwerk, das gewaltigste Opernwerk der Musikgeschichte.

Wagners Musik beeindruckte mich weitaus tiefer als die Beethoven'sche Symphonik. Aber Beethoven war ein gutes Sprungbrett in die Wagnersche Welt. Beethoven war der erste Rock-Musiker der Geschichte, jedenfalls für mich. Wagner war der erste Heavy Metal-Komponist – man höre sich mal genau Siegfrieds Schmiedelied an!

In der neunten Klasse schlug ich im Deutschunterricht vor, das Thema Stabreim mit Richard Wagners Texten aus dem „Ring" zu illustrieren. Ich brachte mein Grundig-Tonbandgerät mit und spielte „Immer ist Undank Loges Lohn" aus dem „Rheingold" vor. Ich glaube, dass meine Darbietung nur von der Lehrerin, der Tochter eines berühmten Dirigenten, geschätzt wurde. Meine Schulkameraden haben sie wohl nicht verstanden. Für mich hingegen war die Wagnersche Dichtung der pure Wahnsinn; ich schätzte sie noch mehr als Goethes „Faust". Durch sie inspiriert begann ich

Gedichte im Stabreim zu schreiben, die wohl keiner verstand. Ich fühlte mich wie ein unverstandener Dichter, der sich von der Welt abwendet.

Erst in der zehnten Klasse bekamen wir einen Musiklehrer, bei dem mir zum ersten Mal der Unterricht gefiel. Wir nahmen Zwölftonmusik durch – und ich komponierte sogleich ein Zwölftonstück für Klarinette und Klavier. Später habe ich noch ein Lied geschrieben und Nietzsches Rundgesang des Zarathustra für Altstimme und Querflöte vertont.[10] Meine Komposition wurde sogar auf einem gemeinsamen Musikfest mehrerer Schulen uraufgeführt. Damals wurde ich immer mehr zu einem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Mich zog es mehr in die Oper als in die Schule. Wagner sprach zu mir, nicht das Lehrerkollegium.

In der Oberstufe gründete ich zwei Bands. Die erste hieß „Tutti Freaky". Wir wählten diesen Namen, weil wir zusammen gewürfelte Freaks waren. Wir waren zu dritt: ein Gitarrist, ein Mann für alles Freakige und ich als Flötist und Klarinettist. Wir machten Stücke, die ihrer Zeit weit voraus waren. Wir integrierten ethnische Musik, die heute Weltmusik heißt, in raue Gitarrensounds, elektronische Sinusgeneratoren und atonale Klarinettenläufe. Die zweite Band nannten wir „Can Cega" (der Lakotaname für Holztrommel); wir bekamen einen Bassisten und einen Schlagzeuger. Das war sehr gut für unseren Freakhaufen. Dadurch kam mehr Linie in unsere Musik. Ich bastelte immer an Songs, die irgendwie mit indianischer Musik zu tun hatten. Nebenbei beschäftigte ich mich mit der Musikethnologie oder Ethnomusikologie. Ich vertiefte mich dabei immer weiter in die indianische Musik. Ich kaufte alle Schallplatten, die ethnische Aufnahmen ertönen ließen. Ich sammelte auch von Indianern gemachte Rockmusik, wie beispielsweise Link Wray, Redbone, Xit und Buffy Saint-Marie. Bald begann ich eine Diskografie indianischer Musik zusammenzustellen.

Ich beschäftigte mich mein Leben lang mit Musik, studierte ihre Geschichte, erforschte ihre Zauberwirkung. Wie konnten Opernsänger bloß ihre Zauberkraft auf der Bühne oder bei Schallplattenaufnahmen erzeugen. Oft wirkten die Wagnerschen Monologe wie Beschwörungen

auf mich. Am stärksten bezirzten mich Brünhildes Schlussgesang in der „Götterdämmerung“ und Isoldens Liebestod aus „Tristan und Isolde“. Die erstklassigen Sängerinnen, die ich in diesen Rollen erleben durfte, Birgit Nilson, Helga Dernesch, Ingrid Bjohner, Catharina Ligenza und Gwyneth Jones, versetzten mich jedes Mal mit ihren Gesängen in eine Art Trancezustand. Ich hatte dabei immer das Gefühl, mich ganz in der Musik aufzulösen, selbst zur Musik, zum göttlichen Gesang zu werden, als ob ich mich in das Universum als goldenes Licht ergießen würde.

Jahre später stieß ich auf ein Zitat von Joachim-Ernst Berendt (Nada Brahma) das mir sofort einleuchtete: „Lateinisch *cantare* wird im Allgemeinen mit *singen* übersetzt; ursprünglich aber heißt es: zaubern, durch Zauber schaffen. Man spürt den Übergang, den es da irgendwann einmal gegeben haben muss: Indem der Mensch durch den Laut – den Ur-Laut – zauberte, Veränderungen bewirkte, begann er, die Ur-Laute musikalisierend, zu singen.“ Also ist das Singen bereits Zauberei. Dies wurde mir bei meinen Forschungsreisen richtig bewusst, als ich die Zauberlieder und Zaubersprüche der Lakandonen erlernt habe. Aber davon später.

Mit Humboldt durch Südamerika

„Es ist mit den großartigen Szenen der Natur wie mit den erhabenen Werken der Poesie und der Künste; sie lassen Erinnerungen zurück, die immer wieder erwachen und sich während des ganzen Lebens mit allen Gefühlen für das Große und Schöne verbinden."

Alexander von HUMBOLDT

Als ich sechzehn war, durfte ich zum ersten Mal nach Südamerika reisen. Gute Freunde meiner Eltern waren von Deutschland nach Venezuela ausgewandert. Hans und Susanne haben uns immer bei ihren Deutschlandreisen besucht und einen exotischen Flair in unser Haus gebracht. Gerne lauschte ich ihren Geschichten aus der fernen Welt. Besonders aufregend fand ich ihre Schilderungen von Schlangen auf der Gardinenstange, Rieseninsekten, fantastischen Karibikstränden, unendlichen Urwäldern, steinzeitlichen Indianerstämmen. Und von Humboldt haben sie erzählt, er sei eine Art Nationalheld von Venezuela.

Eines Tages haben Hans und Susanne meinen älteren Bruder Stephan und mich nach Venezuela eingeladen! Ich war überglücklich. Meine Eltern stimmten sofort zu und bezahlten unsere Flugtickets nach Caracas. Da die sechs Wochen Sommerferien zu wenig Zeit waren, wurde ich von der Schule beurlaubt. Damals war Fliegen noch etwas Besonderes. Niemand in meiner Schulklasse war jemals geflogen. Aber ich durfte es jetzt erleben. Mein erster Flug – und ganz alleine. Denn mein Bruder hatte weniger Zeit und kam nach. Zuerst flog ich nach London. Dort musste ich zu dem transatlantischen Flug umsteigen. Beim Einchecken erhielt ich sehr zu meiner Verwunderung und dem Erstaunen der Stewardessen an Bord

einen Boarding Pass für die Erste Klasse. Klasse dachte ich: zum ersten Mal nach Amerika und das auf die angenehmste Weise.

In Caracas holte mich Susanne am Flughafen in La Guira ab. Ich konnte es kaum fassen, aber es war tatsächlich wahr geworden! Ich war in Südamerika angekommen. Zuerst fuhren wir durch lange Tunnels in Richtung Stadt. Auf den Bergen über den Tunnels lagen die „ranchos", die Slums. Sie erzeugten so viel Dreck und Abwässer, dass eine schwarze, zähe Flüssigkeit von den Tunnelwölbungen heruntertropfte und schmutzige Flecken auf der Karosserie und den Fenstern des weißen Mercedes hinterließen. So schlug uns die Armut direkt ins Gesicht.

Wir durchquerten die Stadt Caracas „in cola", „in einem Schwanz" von Wagenkolonnen und Verkehrsstaus. Caracas erschien mir sofort völlig übervölkert. Noch nie hatte ich eine so große Stadt gesehen.

Das Haus von Hans und Susanne lag in einem noblen Vorort auf einem Hügel, in dem überwiegend Deutsche lebten. Ich bekam das Gartenhaus als Herberge. Hans erzählte mir, dass er am Morgen meines Ankunftstages dort eine Schlange, und zwar eine Korallenschlange, erschlagen hatte. Ich dachte mir, das kann ja heiter werden. Aber ich war auch begeistert, dass wir so dicht an der wunderbaren Natur lebten. Denn es war die Natur des Landes, des Kontinents, die mich magisch anzog.

Ich war ausgerüstet mit Schmetterlingsnetz, Insektensammeltasche und Botanisiertrommel. Spiritus, Äther und Formaldehyd besorgte mir Susanne in einer Chemikalienhandlung in Caracas. Ich wollte unbedingt, wie ein echter Dschungelforscher, Insekten fangen und präparieren; ich wollte tauchen und Muscheln und Schnecken sammeln; ich wollte Speere, Pfeil und Bogen und andere Sachen von den Indianern erwerben. Ich wollte ein kleiner Humboldt sein.

Ja, Alexander von Humboldt (1769–1859) wurde zu dem Leitmotiv meiner ersten Südamerikareise. Humboldt und Bonpland legten mit ihrem Schiff am 20. November 1799 in La Guira, dem alten Hafen von Caracas, an, also am selben Ort wie ich. Denn der moderne Flughafen gehört ebenfalls zu La Guira. In den folgenden Wochen sollte ich noch häufig an den Orten sein, die schon Humboldt besucht, erforscht, dokumentiert und

beschrieben hatte. Überall gab es Denkmäler, Gedenktafeln, Büsten von und Erinnerungen an Humboldt. Humboldt ist in Venezuela ein edler Held, ein Nationalheiligtum; dort wird er vielmehr verehrt und geehrt als in Deutschland, seiner Heimat. Der große Freiheitskämpfer von Venezuela Simón Bolívar (1783–1830), der Libertado („Befreier") des nördlichen Südamerika, äußerte sich mit tiefem Respekt: „Alexander von Humboldt hat Amerika mehr Wohltaten erwiesen als alle seine Eroberer", er ist der „wahre Entdecker" Amerikas. Humboldt schrieb, dass „die schwachen Spuren der Kunst oder vielmehr des Gewerbefleißes der Völker des neuen Kontinents unserer Aufmerksamkeit würdig [sind]. Von dieser Überzeugung geleitet, habe ich auf meinen Reisen alles gesammelt, was eine tätige Neugier mich in den Ländern entdecken ließ, wo in Jahrhunderten der Barbarei die Intoleranz fast alles zerstört hat, was mit Sitten und Kultur der alten Bewohner zu tun hatte; wo man Bauwerke niedergerissen hat, um sich der Steine zu bemächtigen oder um verborgene Schätze zu suchen."[11] Humboldt war vielleicht der erste Europäer, der den Wert der altamerikanischen Kulturen erkannt hatte.

Der Hauptantrieb von Humboldts Reisen „war das Bestreben, die körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen."[12] Humboldt war ein wahrer Naturfreund und Forscher: „Der Eindruck der Natur ist so mächtig und großartig, dass man schon nach wenigen Monaten Aufenthalt lange Jahre darin verbracht zu haben meint."[13] Mir erging es ähnlich. Venezuelas Natur hat sehr tief auf mich gewirkt; ich glaubte, schon immer dort zu Hause gewesen zu sein. Und ich verstand Humboldts Bemerkung zur Natur nur zu gut: „Nirgends durchdringt sie uns mehr mit dem Gefühl ihrer Größe, nirgends spricht sie uns mächtiger an als in der Tropenwelt."[14]

Hans und Susanne hatten zwei Töchter, Angelika und Sanni, die deutschsprachig erzogen wurden, die die Deutsche Schule besuchten und ungefähr in meinem Alter waren. Von Caracas aus unternahmen wir viele Exkursionen und Ausflüge, die mich durch das ganze Land bringen sollten.

Venezuela ist ein Land der natürlichen Superlative. Dort ist der größte bekannte Käfer heimisch, der Herkuleskäfer *(Dynastes hercules)*, ebenso der größte Schmetterling *(Caligo atreus)* mit über 17 Zentimetern Spannweite, der größte Nachtfalter *(Copiopteryx semiramis)*[15]; nur dort gibt es die Tepuis, die gewaltigen Tafelberge, sowie den höchsten frei fallenden Wasserfall der Welt, den „Salto Angel“, den „(Wasser-)Fall der Engel“ – mit über tausend Metern freiem Fall.

Zuerst fuhren wir, die Mädchen und ich, an den unberührten, menschenleeren Strand, in eine malerische Bucht an der Karibik, „Cabo San Lucas“. Wir schlugen unsere Zelte im Kokospalmenhain auf, kochten auf einem Lagerfeuer, fühlten uns frei und erfreuten uns an der Natur. Die war wirklich prächtig. Tagsüber schnorchelten und tauchten wir, abends erzählten wir uns Gruselgeschichten.

Ich war von ekstatischer Freude überwältigt, als ich die Unterwasserwelt erkundete. In dem glasklaren Wasser wuchsen unzählige Korallenstöcke, tummelten sich schimmernde, bunt gefärbte Fische und grasten riesige Flügelschnecken. Diese Welt funkelte in allen Farben des Regenbogens. Sie war bezaubernd.

Am Strand sammelte ich geduldig Muscheln und Schnecken, genauso wie es die Indianer seit Urzeiten tun. Sie, beispielsweise die Kogi in Kolumbien, brauchen die Gehäuse oder Conchylien für die Bereitung von gelöschtem Kalk, den sie mit Cocablättern oder Tabak vermischen, um sich stimulierende Prieme in den Mund schieben zu können. Ich brauchte die Conchylien für meine Sammlungen, für mein häusliches Naturalienkabinett.

Meine Sammelleidenschaft für Muscheln und Schnecken begann sehr früh. Als ich sechs war, schenkte mir mein Vater das Gehäuse einer tropischen Meeresschnecke, das einer Roten Helmschnecke *(Cypraecassis rufa)* aus dem Indischen Ozean. Das rötliche Gehäuse hatte eine geradezu magische Wirkung auf mich. Stundenlang konnte ich mich in ihren Spiralen verlieren oder das „Rauschen des Meeres“ hören, wenn ich das Gehäuse an mein Ohr legte. Es roch nach dem Meer und fühlte sich verführerisch an. Ich „inhalierte“ die Rote Helmschnecke mit allen Sinnen.

Von da an nutzte ich jede Möglichkeit, an weitere Muscheln und Schnecken zu gelangen. Am Ostseestrand fand ich kleine Strandschnecken und Herzmuscheln. In den Geschäften und Läden an den Strandpromenaden kaufte ich Schneckengehäuse von den Philippinen. Dabei ging mein ganzes Taschengeld drauf. Mir waren die wundersamen Conchylien ein ungleich höheres Hab und Gut als das schnöde Geld.

Später in meinem Leben erfuhr ich, dass man in den vor über 20000 Jahren von Cro-Magnon-Menschen genutzten Höhlen in Südfrankreich Muschel- und Schneckenschalen gefunden hatte, die bei Ritualen deponiert wurden. Sie alle stammten aus dem Indischen Ozean. Sie wurden also schon in der Steinzeit geschätzt und über Tausende von Kilometern gehandelt oder verbreitet. Unter diesen Steinzeitresten gab es auch eine Rote Helmschnecke! Für mich war das ganz klar: Der Urmensch war genauso wie ich von diesen Schneckenhäusern in Bann gezogen.

Später wurde mir auch bewusst, dass das spiralige Schneckengehäuse ein Symbol für das erweiterte Bewusstsein, für die schamanische Reise in die Anderswelt, für die Wiedergeburt oder ein Leben nach dem Tod, für die Entfaltung des Kosmos ist.[16] Alle Schamanen, die ich getroffen habe, hatten Schneckenhäuser unter ihren rituellen Paraphernalia. Alle stimmten darüber ein, dass die Spirale das wesentlichste Symbol für die Entfaltung des Bewusstseins sowie für den psychedelischen Tunnel ist, der in andere Wirklichkeiten führt. Das an der Spitze abgeschliffene Gehäuse der „caracól grande“ oder Riesenflügelschnecke *(Strombus gigas)*, die ich in Venezuela gefunden habe, wurde und wird von Indianern in Mittel- und Südamerika als Trompete benutzt, meist um mit ihrem Klang ein Ritual anzukündigen. Außerdem dienen große Schneckenschalen von *Megalobilumus maximus* in Südamerika als Aufbewahrungsgefäße für psychedelische Schnupfpulver wie Yopo oder Cebíl sowie als Trinkgefäße für starken und konzentrierten Tabaksaft, den man sich durch die Nase einflößt und trinkt. Also traf sich meine Sammelleidenschaft mit meiner Erforschung des Schamanismus. Meine Kenntnisse in der Malakologie, der

Weichtierkunde, halfen mir auf meinem Weg in die schamanischen Welten.

Diese verlassene, menschenleere Bucht hielt uns lange im Bann, zwei Wochen konnten wir dort verbringen.

Als wir nach Caracas zurückgekehrt waren, traf mein älterer Bruder Stephan ein. Mit ihm und der ganzen Familie machten wir eine Tour durch die Anden, der längsten Gebirgskette der Welt. Wir fuhren in einem riesigen Ami-Schlitten durch das ganze Land … Unterwegs hielten wir öfter an, besuchten Sehenswürdigkeiten, wie etwa verschiedene Denkmäler für Alexander von Humboldt. Als wir an die Bucht von Maracaibo kamen, mieteten wir ein Boot und fuhren zu einem Indianerdorf der Guajiro, einem Pfahlbaudorf, das in einem See lag.

Der Wagen von Hans und Susanne hatte genug PS, um sich die oftmals steilen Straßen hochzuarbeiten. Ich war begeistert von der immer neuen Landschaft, die sich bei jedem Ausblick ergoss und zu einem Gesamteindruck verschmolz. Wir wollten auf einen Andengipfel, einen Pass fahren, der über 4000 Meter hoch war. Ich freute mich riesig, denn noch niemals zuvor habe ich solche Höhen erlebt.

Als wir uns mit dem Auto immer höher schaukelten, konnte ich deutlich die Veränderung der Flora beobachten. Hier gab es auf über 2000 Metern Höhe noch Bäume! Als wir die 3000 Meter überschritten, wechselte der Wald plötzlich in eine Landschaft, die von einer einzigartigen Pflanzenwelt geprägt war. Wir hatten das Páramo erreicht. (Das spanische Wort *páramo* bedeutet Öde, karges Land, Heide, Brache oder Hochebene; das Wort ist verwandt mit *paramada* = „Nieselregen“ von *paramar* = „nieseln“.)

Wir waren immer noch auf den Spuren Alexander von Humboldts. Denn er hatte die Páramo-Gebiete der nördlichen Anden beschrieben und von dem „schönen Sitz des ewigen Friedens“ geschwärmt.

Die Pflanzenwelt des Páramo war einzigartig. Besonders die *frailejónes* prägten das Bild dieser Flora. Susanne erzählte mir, dass die flauschigen,

dicken Blätter dieser Pflanze oft schon Bergsteigern und Forschern das Leben gerettet hatten. Wenn man im Hochgebirge unterwegs ist, kann es schon einmal vorkommen, dass die Nacht hereinbricht und mit ihr die eisige Kälte. Dann muss man nur die Blätter dieser Pflanze pflücken und sich mit ihnen zudecken. Die Blätterdecke hält die Wärme über die ganze Nacht, sodass man nicht erfriert. Durch diese Informationen prägte ich mir die Pflanzen ein; es könnte ja sein, dass ich sie irgendwann einmal, auf weiteren Forschungsreisen, brauchen würde.

Die Fahrt durch das Páramo wurde der eindrücklichste Part unserer Andentour. Genau 32 Jahre später sollte ich diese magische Landschaft wiedersehen, nämlich während einer Forschungsreise im südlichen Kolumbien. Als ich mich damals an meine erste Reise nach Venezuela erinnerte, wurde mir klar, wie sehr mich Südamerika geprägt hat.

Nach der Andentour kam der Höhepunkt meiner Venezuelareise. Wir flogen in den Dschungel, in das Gebiet der Tepuis, der Tafelberge. Das alte, verbeulte Flugzeug, eine Propellermaschine, war nicht sonderlich vertrauenerweckend. Aber wer nichts riskiert, erlebt auch nichts. Also nichts wie rein. Rumpelnd hob die Maschine ab. Ich saß am Fenster und beobachtete die Tragfläche. Da sah ich plötzlich, wie sich eine Schraube lockerte und wegflog. Ich war etwas schockiert, aber ich behielt die Beobachtung für mich. Panikmache hielt ich für gefährlicher.

Schon bald überflogen wir dichte Dschungelgebiete, durch die sich gold strahlende Flüsse schlängelten, die im Sonnenlicht spiegelten. Dann sah ich die ersten Indianerdörfer. Es waren „malocas“, Rundbauten inmitten der umliegenden gerodeten Flächen. Bald konnte ich die ersten Tepuis erkennen: atemberaubender Eindruck. Da schnarrte die Stimme des Flugkapitäns durch die verzerrenden Lautsprecher. Er kündigte an, dass wir demnächst dicht an ein Tepui heranfliegen würden und dabei den Salto Angel, den höchsten Wasserfall der Welt, seitlich sehen könnten. Bei dem Anflug auf den Tafelberg musste ich an „Lost World“ („Verlorene Welt“) von Rice Burroughs/Sir Conan Doyle denken. Auf der Oberfläche

des Tepuis wuchs ein dichter Wald, ein von seltenen und endemischen Pflanzen gebildetes Dickicht. Warum sollten in diesen abgeschiedenen, isolierten Regionen nicht ein paar Dinosaurier überlebt haben?, fragte ich mich. Da riss mich der Anblick des Wasserfalls ins Hier und Jetzt zurück. Das Flugzeug machte eine Kurve, bei der es genau in der halben Höhe am rauschenden Wasser vorbeiflog. Wassermassen im freien Fall, über uns 500 Meter hoch, von den mysteriösen Tepuis kommend; unter uns nochmals 500 Meter in die Tiefe stürzend.

Unser Flugziel hieß Canaima. Dort wollten wir eine Woche verbringen, um den Dschungel besser kennenzulernen. Bald erstreckte sich zwischen dem grünen Blätterdach eine holprige Piste, die sich als Landefeld herausstellte. Bei der Landung musste ich wieder an die Schraube denken; meine Angst deswegen war aber ganz und gar der aufkommenden Begeisterung gewichen: Endlich war ich am Ziel meines Kindertraumes angekommen, im Dschungel. Aufgeregt stieg ich aus dem alten Klappergestell und sog begierig die Urwaldluft ein. Diesen Geruch werde ich niemals vergessen: Der Dschungel verströmte einen subtilen Duft, der aus Grün, aus Blättern, Wurzeln und Lianen komponiert war, gemischt mit vergehenden Pflanzenresten und von Pilzen durchdrungenen Holzstämmen. Aber es gab noch vielmehr Nuancen in diesem feuchten Duft, wie Schimmel, Moder, Metalle, besonders Eisen. Gerüche, die ich nicht kannte, die mir aber gleich bekannt vorkamen.

Wir waren mitten im Dschungel gelandet, im Gebiet des Orinoco, das bereits Humboldt erforscht hatte. Der Orinoco ist der größte Fluss im venezolanischen Tiefland. Er ist mit dem Amazonas durch eine natürliche Wasserstraße verbunden. Diesen Verbindungsfluss wollte Humboldt damals unbedingt finden. Und er fand ihn, den natürlichen Kanal zwischen dem Orinoco und dem Rio Negro. So konnte Humboldt beweisen, dass das Orinoco-Flusssystem mit dem gewaltigen Amazonas verbunden war.

Canaima lag am Casiquiare, einem Flussarm des Orinoco, in dem Land, dass Humboldt als Erster erforscht und beschrieben hat. Canaima war kein Dorf, sondern nur eine Dschungellounge. Sie bestand aus mehreren

palmwedelgedeckten Hütten, die aus den Pflanzen des Regenwaldes – Baumstämmen, geflochtenen Ästen und Lianen – gebaut waren. Canaima war ein Domizil wohlhabender Touristen, ein Startplatz für Urwaldexkursionen. Das Ganze gehörte einem Schweizer, der allgemein Dschungel Jim genannt wurde. Er konnte nächtelang Geschichten von Erlebnissen im Dschungel und dem Land der Tafelberge erzählen. Dazu surrte die Dschungelsymphonie, ein aus unendlichen Massen an Insekten gebildeter Klang. Schlafen mussten wir unter Moskitonetzen.

Als ich am ersten Morgen in Canaima erwachte und vor die Hütte trat, traf mich der Anblick, den ich sah, wie ein Blitz. Hinter dem Fluss lagen drei Tepuis, die zusammen eine harmonische Gruppe bildeten und sich in der völlig glatten Oberfläche des Flusswassers spiegelten. Das war atemberaubend. In mir stieg Jubel auf, der sich zu einem ungeahnten Glücksgefühl verdichtete.

Am Abend zuvor hatte Dschungel Jim erzählt, dass der Fluss vor unserer Haustür, so wie viele andere Flüsse in diesem Waldland, ein sogenannter Schwarzwasserfluss war. Das Wasser sah tatsächlich schwarz aus, war aber ganz klar. Allerdings konnte man die eigenen Füße im Flussbett nicht mehr sehen. Das Wasser erhält seine dunkle Farbe von den darin gelösten Inhaltsstoffen, die an im Wasser vergehenden oder modernden Pflanzen frei wurden. Es war schon eigentümlich, in dieses schwarze Wasser zu steigen. Aber uns wurde gesagt, dass es ganz ungefährlich sei, darin zu baden. Das Wasser sei sogar trinkbar, und zwar von außerordentlich guter Qualität. Außerdem würden die gefährlichen Fische, die Piranhas, Zitteraale und Süßwasserrochen, dem schwarzen Wasser fernbleiben. Ich sprang mutig in den Fluss. Er war köstlich erfrischend, und sein Wasser fühlte sich geschmeidig und weich an.

In Canaima traf ich auch zum ersten Mal Dschungelindianer. Sie arbeiteten für den Hotelbetrieb und halfen den Reisenden bei ihren Exkursionen. Sie gehörten zum Volk der Makiritare, die entlang des Orinocolaufes siedelten. Natürlich waren sie die besten Kenner des Dschungels, denn er war ihre Lebenswelt. Sie haben im Laufe der Zeit viel Wissen angesammelt, das seit vielen Generationen weitergegeben wird.

Sie kannten alle Tiere und Pflanzen des Waldes. Ich vertraute ihnen sofort. Sie mussten es ja wissen, wie man sich im Dschungel bewegt, auf was man achten sollte, was man vermeiden musste und was einem nützlich war.

Als wir die erste von den Indianern geführte Wanderung in den tiefen Dschungel unternahmen, hatte ich ein wunderbares Erlebnis. Ich trat aus dem Dunkel des Waldes heraus auf eine kleine Lichtung. Plötzlich wurde ich von einem Schmetterlingsschwarm umzingelt. Es blinkte und blitzte im Sonnenschein; zwischen dem gleißenden Silber erschien schimmernd ein Himmelblau. Die Schmetterlinge, die mich umflatterten, gehörten zu einem Schwarm von großen Morphofaltern (Morphidae). Diese Schmetterlinge mit ihren großen blau metallisch glänzenden Flügeln erschienen mir wie kleine Elfen aus der Anderswelt. Ich war jedenfalls verzaubert und grenzenlos glücklich. Die Natur ist das wahre Mysterium des Seins, dachte ich … und hier im Dschungel offenbarte sich mir die heilige Natur in wahrer Pracht. Ich musste an meine Eltern denken, die mir den Respekt und die Verehrung der Natur schon als Kind beigebracht hatten. Mir war klar, dass man angesichts dieser Naturwunder keinen Gott braucht, schon gar nicht einen, der sich jenseits der Natur befinden sollte.

Alexander von Humboldt wurde für mich ein großes Vorbild. Er war ganz und gar Naturforscher, ein echter Forscher aus Leidenschaft. Er betrieb geologische, vulkanologische, mineralogische, botanische, kulturhistorische und ethnografische Studien. Er war das seltene Exemplar eines Universalgelehrten. Er war ein Gelehrter aus Liebe. Und er war ein Abenteurer und echter Humanist. All diese Eigenschaften, diese Interdisziplinarität, diese Schaffenskraft wollte ich auch leben. Humboldt lebte die Forschung. Und ich wollte dies auch. Humboldt war für mich ein Wegbereiter. Ihm verdanke ich sehr viel, vor allem die Liebe zum Erforschbaren.

Das Fazit meiner ersten Reise: Mich hat das Feuer des tropischen Amerikas erfasst, unauslöschlich. Ich musste mehr erfahren, weiterlernen. Ich wollte in Humboldts Fußstapfen steigen, alles erforschen.

Die Tropen haben mich nie mehr losgelassen. Sie haben mich bezaubert und verzaubert. Ich hatte den Ruf des Jaguars vernommen. Ihm sollte ich folgen.

Von Pflanzengeistern und Zauberpilzen

„Drogen sind Schlüssel, sie werden freilich nicht mehr erschließen, als unser Inneres verbirgt. Doch führen sie vielleicht in Tiefen, die sonst verriegelt sind.“

Ernst JÜNGER

Schamanismus ist keine Religion, Schamanismus ist eine akademische Kategorie. Religionsforscher und Ethnologen glauben, dass es einen Schamanismus gibt, der sich ganz ins Abstrakte als menschliche Urform manifestiert.

Mein Elternhaus gehörte zur Gartenstadt Hamburg und hatte einen über 1000 Quadratmeter großen Garten. Das Haus und der Garten waren so angelegt, dass sich eine vierköpfige Familie darin autark ernähren und leben konnte. Meine Großeltern waren Freigeister und zeitlebens echte Sozialdemokraten gewesen. Sie gehörten zu den Gründern der Gartenstadt, einer Wohnbaugenossenschaft. Die Gartenstadt wurde 1920 ins Leben gerufen, von gesellschaftlichen Außenseitern, Arbeitern, Sozis, Kommunisten, Atheisten und Alternativen. Das war für die damalige Zeit, nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg, recht revolutionär. Die Gründer schmissen ihr erspartes Geld zusammen, kauften davon Land (damals weit außerhalb der Stadt Hamburg) und bauten gemeinschaftlich am Wochenende die ersten Häuser. Sie hatten ein Plumpsklo, einen Schweinestall, ein Geflügelgehege und genug Land zum Anbau von Obstbäumen und Gemüse. So wollte man von den „schlechten Zeiten“ unabhängig sein.

In unserem Garten lernte ich vieles über Pflanzen. Mein Opa erklärte mir die Obstbäume, Kräuter, Blumen und Gemüsepflanzen. Er zeigte mir, wie man Kartoffeln, Spargel, Erbsen, Bohnen, Karotten, Lauch und Petersilie anbaut. Von meiner Mutter hörte ich etwas über Heilpflanzen, die in unserem Garten wuchsen. Ich fand Pflanzen toll, aufregend, bezaubernd. Ich spielte oft im Wildwuchs. Ich baute kleine Häuschen aus Stöcken und ließ dort die Feen und Elfen meiner Fantasie einziehen. Im Wald baute ich Mooshütten für Kobolde und Zwerge. Meine Fantasie ließ all diese Wesen der Anderswelt erwachen. Für mich wurde der Sommernachtstraum lebendig. Überall im Wald, Park oder Garten *sah* ich diese Wunderwesen. Ich konnte stundenlang mit ihnen spielen. Diese Kindheitserinnerungen geben mir noch heute ein magisches Gefühl, ein Geborgensein.

Für mich waren manche Pflanzen verwandelte Zwerge, Kobolde, Elfen und Blumenkinder. Ich sah in den Pflanzen verwandelte oder schlafende Geistwesen. Diese Pflanzengeister waren meine Verbündeten. Sie begleiteten mich durch meine Kindheit. Ich war ganz von ihnen erfüllt.

Im Jahre 1966 begann der „Summer of Love“, der „Sommer der Liebe“, der aus Kalifornien zu uns kam. Ich war gerade neun Jahre alt, aber ich fühlte mich keinesfalls zu jung, um ein Hippie zu sein. Ich wurde zu einem „Blumenkind“ und ließ mir die Haare wachsen. Meine Mutter kaufte mir Blümchenhemden und Jeans. Dazu legte ich mir den marokkanischen Schmuck meiner Mutter an, setzte einen Schlapphut auf und fühlte mich wohl, ganz heimisch im Trend, geborgen im Hippietum. Ich war verzaubert von diesem neuen Lebensgefühl, von der Hippiemusik. Ich fühlte den frischen Wind einer Generation im Aufbruch.

In diesem Zusammenhang erfuhr ich erstmals von Haschisch, das damals nur „Hasch“ oder „Stoff“ genannt wurde. Als ich zehn war, hörte ich eine Radiosendung. Darin hieß es, wie furchtbar das „neue Rauschgift“ sei, dass es unsere Jugend verderben würde und dass der Konsum der Beginn einer Drogenkarriere wäre, die unweigerlich zum Tod im Straßengraben führe. Ich glaubte nichts von dem, was der Radiosprecher

in dräuenden Worten in den Äther gab. Die Sendung wirkte gar nicht abschreckend auf mich. Ganz im Gegenteil: Ich wollte unbedingt Hasch ausprobieren, mich lockte das „gefährliche, Verderben bringende Rauschgift“.

Ich weiß nicht mehr, wie ich darauf kam, in der heimischen Flora nach etwas Vergleichbarem zu suchen. Am Ende unserer Straße erstreckte sich ein großer Park mit wunderschönen, alten Bäumen. Dort war seit Kindertagen mein Terrain. Wie von Geisterhand geführt stapfte ich damals ins Unterholz, auf der Suche nach jener Pflanze. Dabei sah ich eine gelb blühende Pflanze, die an den Uferböschungen der Berner Au wuchs. Ich hatte ein leeres Honigglas dabei. Darin sammelte ich den gelben Blütenstaub. Irgendwie kam ich auf die Idee, dass das gelbe, feine Pulver berauschend wirken müsste. Ich traf mich mit einem Freund, zeigte ihm stolz meinen Fund und erklärte, dass das Pulver „eine Art Hasch“ sei. Ich stopfte es in eine Maiskolbenpfeife. Wir rauchten und inhalierten. Wir wurden ungemein lustig, fanden alles zum Lachen und waren durchaus beglückt. Anderntags wollte ich mehr von dem gelben Pulver ernten, aber die Pflanzen waren verschwunden. Ich fand keine Spur von ihnen.

In den folgenden Jahren streifte ich noch oftmals durch das Unterholz. Die gelbe Blume war verschwunden. Ich habe sie nie mehr wiedergefunden. Jede weitere Suche nach der gelben „Wunderblume“ blieb erfolglos. Bis heute habe ich sie nicht wiedergesehen. Vielleicht war die Blume ein Geschenk der Elfen oder Feen, denn sie hat mein Leben sehr beeinflusst. Vielleicht war sie der Auslöser für meine spätere Forschungsrichtung, der Ethnopharmakologie. Ich hätte zu gerne gewusst, welcher Gattung die magische gelbe Blume angehört; aber sie war wie vom Erdboden verschluckt.

Bald darauf kam das Gerücht auf, dass das Rauchen getrockneter Bananenschalen wie Haschisch wirken würde. Sofort schälte ich ein paar Bananen und ließ die Innenrinde trocknen. Die steckte ich dann in ein Papiertütchen, auf das ich „Hasch“ geschrieben hatte. Meine Schulkameraden waren beeindruckt, aber keiner traute sich. Ich habe

Berge von Bananenschalen geraucht, aber niemals irgendeine psychoaktive Wirkung bemerkt. Ein echter Flop!

Mit zwölf habe ich zum ersten Mal richtig gekifft. Eines Morgens ging ein älterer Mitschüler durch den Schulbus und flüsterte „Hasch, Hasch ...". Da sah ich meine Chance und rief ihn zu mir. Er hatte tatsächlich echtes Haschisch, nämlich roten Libanesen. Er wollte 3,50 Mark für ein Gramm; das entsprach genau der Höhe meines Taschengeldes.

Nachmittags war es dann so weit. Ich fuhr mit einem Freund mit dem Fahrrad in den Wald. Auf einer Lichtung ließen wir uns erwartungsvoll nieder. Ich erhitzte und zerbröselte den kleinen Haschischklumpen und vermischte etwas davon mit getrockneten Pfefferminzblättern. Diese Mischung, ganz ohne Tabak!, stopfte ich in die Pfeife. Der Rauch ließ sich gut inhalieren. Wir rauchten die ganze Pfeife und warteten voller Spannung auf die Wirkung. Wir merkten aber gar nichts. Wir wussten auch gar nicht, was zu erwarten gewesen wäre.

Aus meiner Chemikertätigkeit wusste ich aber, dass ein Versuch auch danebengehen kann. Und dass man keinesfalls aufgeben solle, sondern weiter experimentieren müsse, so lange, bis der Versuch gelänge. Also, nochmals die Pfeife rauchen, anderntags. Wieder spürte ich den Duft und Geschmack des Rauches von Haschisch und Pfefferminze. Diesmal spürte ich etwas Neues, ein Hochgefühl. Meinem Freund ging es ähnlich. Bald schon explodierten wir vor Lachen. Ich dachte: So, Experiment gelungen. Ich erlebte den Haschischrausch als etwas ganz und gar Natürliches, als eine Erweiterung der Wahrnehmungsorgane. Mir wurde eine neue Dimension des Seins offenbart. Schnell bemerkte ich, dass ich bekifft keine chemischen Experimente durchführen konnte. Ich schwor mir, niemals bei der Arbeit zu kiffen, sondern erst, wenn das Tagewerk beendet ist. Daran habe ich mich immer gehalten, bis heute.

Mit achtzehn wuchs mein Interesse an psychedelischen Substanzen. Immer öfter hörte ich unglaubliche Geschichten von visionären LSD-Trips und überwältigenden Erfahrungen mit Zauberpilzen. Ich war sehr neugierig, offen und für Selbstversuche nur allzugern bereit. Ich wollte

eigene psychedelische Erfahrungen machen. Ich wusste, dass LSD und Zauberpilze zur Hippiebewegung gehörten, genauso wie der Hanf. Da ich mit Haschisch nur gute Erfahrungen gemacht hatte, hatte ich keine Angst vor anderen Rauschmitteln. Aber großen Respekt.

Als Kind liebte ich den Beatles-Zeichentrickfilm „Yellow Submarine" (1969). Die Yellow Submarine, das „Gelbe U-Boot", hatte mich, genauso wie eine ganze, aufwachende Generation, mit Hirn und Herz erobert. Kurz nachdem der Film erfolgreich durch die Theater der Welt in die Gehirne gezogen war, erschien die Yellow Submarine als eine Art Spielzeuggefährt (13,5cm lang) mit Rädern. Per Knopfdruck strecken sogar die Beatles ihre Pilzköpfe aus den Luken. Mit Hilfe dieses wundersamen Gefährtes übte ich mich in den Welten späterer psychedelischer Trips. Ich ging mit meiner persönlichen „Yellow Submarine" auf meine persönliche „Magical Mystery Tour", natürlich „with a little help from my friends"!

Ob ungewollt oder beabsichtigt: Die Yellow Submarine wurde zum LSD-Symbol par exellence. Hatte doch John Lennon auf seinem ersten LSD-Trip das Haus von George Harrison als U-Boot gesehen und sich selbst als Steuermann desselben erlebt.[17]Ja, die Beatles brachten mich auf den psychedelischen Pfad. Allerdings sollte es noch dauern, bis ich die eigentliche Bedeutung von ihrem Song „**L**ucy in the **S**ky with **D**iamonds" verstand.

Der Film mit dem psychedelischen U-Boot hat mich dazu inspiriert, die Innenhüllen von LPs zu bemalen. Ich wollte unbedingt verstehen, was Jimi Hendrix (1942–1970) mit der Frage „Are you experienced?" („Bist du erfahren?") gemeint hat. Diese ominöse Frage war der Titel eines Albums sowie der Titel eines Songs (1967). Die Frage bedeutet eigentlich „hast du psychedelische Erfahrungen?" –, denn nur dadurch bist du ein echter Hippie, ein echter Freak. Nur im erweiterten Bewusstsein durch einen LSD-Trip kannst du die wirkliche Welt erfahren. Du kannst auf einen „Trip", auf eine „Reise" gehen und andere Perspektiven auf das Sein finden. Mit LSD kannst du *in eine andere Wirklichkeit reisen* oder eintauchen. Das

hatte Jimi Hendrix gemeint. Und ich wollte unbedingt erfahren sein, also brauchte ich LSD.

Das LSD war leicht zu beschaffen; ich bekam zehn Trips von einem Klassenkameraden. Es waren kleine, runde Scheiben aus einer Art Filz. Darin war das LSD enthalten. Fast unvorstellbar, dass in so einem winzigen Knöpfchen der Treibstoff für Reisen in andere Wirklichkeiten verborgen war.

Bei meinem ersten, starken LSD-Trip, ich war damals zwanzig Jahre alt, habe ich eine Erfahrung gemacht, die meinen weiteren Lebensweg begleiten und leiten sollte. Ich traf mich mit einem Freund, der Drogenberatungslehrer an einer Schule war. Wir waren allein in seiner Wohnung. Unter der Wirkung des LSD sah ich zuerst eine Rot-Grün-Verschiebung. Als ich aus dem Fenster in die Wolken schaute, bildeten sich am Himmel die fantastischsten und farbenprächtigsten Mandalas. Sie erinnerten mich an nepalesische Thankadarstellungen von Mandalas. Zuerst waren sie flach wie ein Bild. Als ich sie länger ansah, wurden sie dreidimensional. Die Mandalas entfalteten und veränderten sich ständig. Aus dem inneren Kreis entstand ein bunter, strudelnder Tunnel, in den ich ganz versank. Ich wurde ein Teil des Mandalas. Ich löste mich in strahlende Farben und geometrische Figuren auf. Mir kam es vor, als sei die Zeit stehen geblieben. „Hier wird der Raum zur Zeit!"

Irgendwann ging ich dann in das Musikzimmer. Musik zu hören war der Hammer! Ich hatte das Gefühl, dass ich damals zum ersten Mal in meinem Leben Musik *richtig* gehört habe. Ich setzte mich im Schneidersitz vor die Musikanlage. Ich konnte die Musik sogar sehen und riechen; ein synästhetischer Rausch. Dann schaute ich plötzlich auf meinen Körper, der hatte sich irgendwie verwandelt. Mir wuchs schwarzes Fell aus den Armen. Meine Hände wurden zu Pfoten. Mein ganzer Körper streckte sich. Ich war ein anderes Wesen geworden. Ich konnte nicht mehr sprechen, nur noch brüllen und fauchen. Ich sprang vor einen Spiegel. Darin sah ich mich in der Gestalt eines schwarzen Jaguars. Ich hatte mich in eine Katze verwandelt. Dergestalt sprang ich in ein anderes Zimmer, in dem ich meinen Freund vermutete. Als ich hereinschlich, saß vor mir ein

Leopard, der ebenfalls nur noch brüllte und fauchte. Auch mein Freund hat sich in eine Katze verwandelt. Unsere Katzengestalt hielt über Stunden an. Wir unterhielten uns lediglich durch Schnurren, Knurren, Brüllen und Maunzen. Und wir verstanden uns prächtig. Als Katzen konnten wir hervorragend riechen und hatten übermenschliche Kräfte gewonnen. Ich wusste, dass ich in diesem Zustand unbezwingbar war. Ich war eine gefährliche Dschungelkatze, Ehrfurcht einflößend.

Irgendwann haben wir uns in die Menschen zurückverwandelt, die wir vorher waren. Mein Freund und ich waren von diesem Erlebnis total überwältigt. Ich musste mich an die Erforschung dieses Phänomens machen. Aber wie? Damals wusste ich noch nichts vom Schamanismus. Aber das sollte sich sehr bald ändern, nämlich mit Beginn meines Studiums.

Als ich 1979 das bahnbrechende Buch „LSD – Mein Sorgenkind“ gelesen habe, schrieb ich unter die letzte Zeile: „Ein sehr gutes Buch, DANKESCHÖN!“ Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als einmal in meinem Leben dem LSD-Entdecker die Hand schütteln zu dürfen und mich für seine „Wunderdroge“ bedanken zu dürfen!

Und dann erschien *das* Buch: „Pflanzen der Götter“ von Richard Evans Schultes und Albert Hofmann. Letzterer war der Entdecker von LSD. Dieses Buch wurde mein größter Schatz. Ich studierte es von vorne bis hinten und von hinten nach vorne. Als ich dann bei meiner langjährigen Feldforschung (1982/1983) bei den Lakandonen von Naha’ im mexikanischen Regenwald den Ritualtrunk *balche*’ erforschte, konnte ich die dafür verwendete Pflanze *(Lonchocarpus violacaeus)* in dem Buch „Pflanzen der Götter“ nicht finden. Deshalb schrieb ich einen Brief an Albert Hofmann. Darin bat ich ihn, mir mitzuteilen, ob er etwas über diesen Baum wisse. Ich glaubte zwar nicht, dass der berühmte Herr mir, einem Hippie im Dschungel, schreiben würde, hoffte aber, dass dieser Mann, der wahrscheinlich mit Korrespondenz überflutet wurde, doch diese seriöse und wissenschaftliche Anfrage beantworten würde. Ich

spürte, dass mein Anliegen für ihn interessant sein könnte; nicht so wie die vielen Briefe von Leuten, die ihn um LSD anbettelten.

Ein paar Monate später brachte mir ein Lakandone aus San Cristóbal de Las Casas, der romantischen Hochlandstadt in Chiapas, meine Post mit in den Dschungel. Darunter war tatsächlich ein Brief mit dem Absender von Dr. A. H. – ich konnte es kaum fassen. Er hatte mir tatsächlich geschrieben! Er entschuldigte sich, dass er mit der Antwort etwas gezögert hatte, denn er wollte den Besuch seines Freundes und Kollegen Richard E. Schultes (1915–2001) auf der Rittimatte, seinem Zuhause, abwarten und mit ihm meine Anfrage besprechen. Leider wussten die beiden auch nicht weiter.

Ein paar Jahre später hatte ich das große Glück, dass mich Stanislav Grof zu einer Tagung („Conference on Psychedelic Research", 1984) im berühmten Esalen Institute in Big Sur/ Kalifornien einlud. Dort traf ich Albert Hofmann zum ersten Mal persönlich. Ich sprach ihn auf meinen Brief aus dem Dschungel an. Ja, er erinnerte sich und erkundigte sich sofort nach meinem Forschungsstand. Wir waren sogleich in ein fantastisches Gespräch vertieft. Der Gipfel: Albert Hofmann lud mich ein, ihn doch demnächst für ein paar Tage auf der Rittimatte zu besuchen, um mehr von meinem Leben mit den Indianern zu erfahren. Zwei Monate später saß ich aufgeregt im Zug nach Basel. Ich konnte es nicht fassen. Ich durfte den LSD-Entdecker besuchen!

Aus dem Besuch wurde eine lange Freundschaft. Wunderbarste gemeinsame Erfahrungen und inspirierende Dialoge entstanden, und ich nannte Albert Hofmann den „Weisen vom Berg".



Die Visionsschlange der Maya fasziniert mich immer wieder.

Durch LSD habe ich verstanden, dass Erleuchtung und Unio mystica für mich natürliche Erlebnisbereiche darstellen. Die Erleuchtung ist in meinen Augen eine in jedem Menschen angelegte Funktion des Bewusstseins, die nur durch einen Katalysator ausgelöst werden muss. Sie gehört meines Erachtens genauso zum erfüllten Leben wie ein Orgasmus. Ohne diese Erfahrungen der Erleuchtung wäre mein Leben nicht das, was es ist.

Im Tempel der Wissenschaft

*„Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden;
man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken."*

Johann Wolfgang von GOETHE

Mir war schon als Kind klar, dass ich Wissenschaftler werden würde. Ich hatte damals eine sehr pragmatische Vorstellung von Wissenschaft. Für mich beruhte sie auf Entdeckungen, auf Aha-Erlebnissen. Ich besaß auch ein Buch mit dem Titel „Spiel das Wissenschaft". Immer wieder versuchte ich, den Titel zu verstehen. Zuerst erschien er mir grammatikalisch falsch. Doch dann dämmerte es mir. Es ging um Spiele, durch die man sich Wissen erschaffen konnte. Später erkannte ich, dass Wissenschaft ein System ist, das Wissen schafft. So habe ich es jedenfalls verstanden und weiterhin betrieben.

Da mich die Wissenschaften schon seit Kindertagen immer begleitet haben, zog es mich zur Universität. Gleich nach dem Abitur schrieb ich mich an der Universität Hamburg ein. Ich wollte altamerikanische Sprachen und Kulturen, kurz Altamerikanistik im Hauptfach studieren. Als Nebenfächer wählte ich Ethnologie und Deutsche Volkskunde. Ethnologie war für Altamerikanisten sowieso obligatorisch.

An der Uni fühlte ich mich, ganz im Gegensatz zur Schule, völlig frei. Hier konnte ich endlich die Dinge lernen, die mich wirklich interessierten, mein Wissen vertiefen und meinem Forschergeist freien Lauf lassen.

Unser Institut für altamerikanische Sprachen und Kulturen war klein und gut überschaubar, ein echtes Exotenfach, ein akademisches „Orchideenfach". Es gab zwei Professoren, eine kleine Spezialbibliothek, eine studentische Hilfskraft und zwei Lehrbeauftragte. Der Leiter des Instituts war Prof. Dr. Eike Hinz. Er war mir gleich sympathisch, denn er kleidete sich wie die Studenten, hatte einen Vollbart und immer etwas zu

lachen. Als ich bei Eike in der Studienberatung auftauchte, sagte er sofort: „Studiere lieber etwas anderes. Mit diesem Studium hast du keine Chance auf einen Arbeitsplatz.“ Ich erwiderte, dass mir das völlig egal sei, ich wolle doch auf jeden Fall Altamerikanistik studieren, mich wissenschaftlich bilden, neue ungeahnte Erfahrungen machen. Ich glaube, dass es Eike gefiel, dass ich so energisch blieb und mich nicht abwimmeln ließ.

In der ersten Stunde des Einführungsseminars sollten wir auf einen Zettel schreiben, warum wir Altamerikanistik studieren wollten, da es doch eine brotlose Kunst sei, ein schrulliges, kleines Fach ganz ohne Perspektiven. Ich weiß nicht mehr genau, was ich damals geschrieben hatte. Aber mein Wunsch, andere Kulturen kennenzulernen und dadurch mein Weltbild zu erweitern, stand ganz vorne an. Ich wollte unbedingt herausfinden, ob es tatsächlich alternative Kulturen gäbe, die es schaffen, *mit* ihrer Umwelt zu leben und die ihren Lebensraum so erhalten konnten, dass menschliches Leben darin fortbestehen könne. Von dieser Frage war ich besessen. Ich wollte unbedingt herausbekommen, ob es „bessere“ Gesellschaften als die unsere gäbe. Für mich war das Studium nicht eine Fortsetzung der Schule, mit starrem Lehrplan, unmotivierten und inkompetenten Lehrern, mit Klassenarbeiten und sturem Auswendiglernen des Schulstoffs. Für mich eröffnete das Studium eine neue Lebensperspektive, eine neue Art des Lebens, einen fundierten von mir selbst begangenen Lebensweg. Für mich war und ist Wissenschaft eine Lebensform. Endlich das lernen, was mich wirklich interessierte. Außerdem gab es da noch meinen Wunsch aus Kinderzeit, Dschungelforscher zu werden. Jetzt konnte er konkret umgesetzt werden. Die Uni war der Beginn meines Lebenswunsches.

Außerhalb der Seminare verbrachte ich viel Zeit in der Bibliothek des Museums für Völkerkunde. Dort konnte ich mich nach eigenem Dünken weiterbilden. Ich las Bücher und Artikel, stöberte in den Faksimiledrucken der altmexikanischen Handschriften und durchwühlte lose Manuskripte. Bald fiel mir ein Buch über die Maya in die Hand, das mich in den Bann schlug. Darin waren Schwarz-Weiß-Fotos von Indianern mit langen

Haaren abgebildet, die im undurchdringlichen Dschungel lebten. Im Text hieß es, dass die Lakandonen der einzige Stamm im Mayagebiet sei, der niemals erobert, unterworfen oder missioniert worden war. Die langhaarigen Lakandonen seien die letzten Nachfahren der klassischen Maya. Ich war wie elektrisiert. Echte Heiden. Ein Urwaldstamm. Mir wurde sofort klar, da muss ich hin! In mir stieg der Wunsch auf, mit diesem faszinierenden Volk zu leben und das echte, traditionelle Leben im Regenwald kennenzulernen. Mir wurde ebenfalls schnell klar, dass ich über meine geplanten Forschungen meine Dissertation schreiben würde. Ich wusste auch sofort, worüber ich promovieren wollte: über die Heilpflanzen der Lakandonen. Ich war bass erstaunt, dass ich schon im ersten Semester wusste, womit ich mein Studium abschließen wollte. Im Verlauf meines weiteren Studiums begriff ich, dass ich mit meinem Studienziel in die Fußstapfen des Hamburger Ethnologen Karl Sapper trat.

Ich richtete mir mein Studium ganz nach meinem Plan ein, die Lakandonen zu erforschen. Zuerst musste ich die Mayasprache lernen, mich mit dem Entziffern der Hieroglyphenschrift der alten Maya beschäftigen, mir Grundlagen in der präkolumbianischen Geschichte aneignen, die Ethnohistorie ergründen und die Forschungsgeschichte konsultieren. Außerdem wollte ich mich mit Wissenschaftstheorie, Heuristik, Linguistik, Archäologie, Informatik und Statistik rüsten. Ich war offen für alle Disziplinen. Ich wollte sie wie einst Alexander von Humboldt miteinander in Verbindung bringen. Ich war schon immer ein Anhänger der Interdisziplinarität. Für mich war jede Wissenschaft *ein* Weg zur Erkenntnis. Ich liebe die Wissenschaften, auch wenn sie nicht alles erklären können. Sie können nur verschiedene Perspektiven auf das Ganze werfen. Jede Perspektive und Erkenntnis ist für mich wertvoll.

Wir waren eine der ersten Generationen von Studenten, die von alten 1968ern unterrichtet wurden. Es wehte ein frischer, liberaler Wind durch die Uni. Die Professoren sahen sich eher als Kollegen der Studenten an, nur dass sie mehr Ahnung hatten. Wenn gestreikt wurde, streikten die

Professoren mit, verhängten keine Sanktionen und waren eigentlich immer auf unserer Seite. Ideale Voraussetzungen für ein freies Studium. Die Uni machte Spaß! Die Universität wurde für mich ein Feld der Freiheit. Endlich konnte ich machen, was ich immer schon tat oder wollte: forschen.

In der Fakultät der Ethnologie, die sich im Keller des Hamburgischen Museums für Völkerkunde befand, waren viele ungewöhnliche Leute gelandet, die gerne mal über den Tellerrand unserer Kultur blicken wollten und die sich für alternative Lebensweisen und für Völkerverständigung interessierten. Das Seminar zur Einführung in die Ethnologie war gut besucht, von etwa 30 Studenten. Das waren für die damaligen Verhältnisse recht viele. Heute wird dieses Seminar von Hunderten bevölkert.

Die erste große Frage war „Was ist Kultur?“, sozusagen die theoretische Grundlage des Faches. Der Professor bat uns, bis zur nächsten Woche aus der Literatur eine Definition herauszusuchen. Wir sollten dafür die Bibliothek des Museums konsultieren und ein Zitat im Seminar vorlesen.

Ich war begeistert, die heiligen Räume der gut sortierten Bibliothek im Hamburgischen Museum für Völkerkunde aufsuchen zu können. Diese Bibliothek war wirklich etwas Besonderes. Sie, die noch den Charme des 19. Jahrhunderts besaß, war von den auf Amerika spezialisierten Völkerkundlern Karl Sapper und Franz Termer gegründet worden. Beide waren leidenschaftliche Erforscher der mittelamerikanischen Kulturen. Deshalb gab es in dieser Bibliothek gerade zur Altamerikanistik reichlich Material. Aber zunächst musste ich mich mit der Definition von Kultur beschäftigen. Schnell bemerkte ich, dass mit dem Begriff „Kultur“ in der ethnologischen Literatur recht frei und großzügig umgegangen wurde. Viele Ethnologen kümmerten sich gar nicht um dieses Wort. Und wenn, verschwand es hinter Worthülsen und Ausflüchten. Ich war erstaunt, dass es in den Wissenschaften, die der Erforschung fremder Kulturen dienen, keine allgemeingültige Definition von Kultur gab. Diese Tatsache brachte mich dazu, mir selbst eine Definition zu erschaffen. Das war nicht so leicht, wie ich gedacht hatte – und so definierte ich damals Kultur

folgendermaßen: „Kultur wird geteilt von Menschen, den Kulturträgern und -ausübern. Kultur verbreitet sich durch Diffusion und durch Tradition. Diffusion und Tradition müssen kommuniziert werden, d.h. Kultur ist ein Gewebe von Kommunikation.[18] Kommunikation ist in erster Linie sprachlich, weiter ist sie zeichenhaft. Kommunikation setzt das *Verstehen* voraus. Ohne Verstehen gibt es keine Verständigung, weder über Worte noch über Zeichen. Zeichen werden erst durch die Kognition und die Re-Kognition, d.h. durch das kulturelle Verstehen, zu Symbolen, die von den Kulturträgern erkannt und verstanden werden können."[19]

In der Ethnologie wurde die menschliche Kultur geradezu dualistisch in materielle Kultur und geistige Kultur aufgeteilt. Es gab Forscher, die die materielle Kultur anderer Völker erforschten, die ihre Zeugnisse sammelten und als Artefakte in Museen ausstellten. Sie wurden von vielen „modernen" Ethnologen als minderwertig angesehen und zu Personen degradiert, die etwas zum Anfassen bräuchten. Für das Sammeln von Pfeilspitzen und Muschelketten bedürfe es doch keines Wissenschaftlers. Die „wahre" ethnologische Wissenschaft beschäftige sich mit dem Geist der menschlichen Kultur, nicht mit ihren Artefakten. Zum Geist gehörten die Verwandtschaftssysteme, die Mythologie und Religion. Ich habe eigentlich nie wirklich verstanden, warum es in der Ethnologie diese künstliche Spaltung zwischen Geist und Materie gab. Für mich war ein Artefakt ohne Geist gar nicht vorstellbar. Für mich gehörten Geist und Materie zusammen, bildeten zwei Pole einer Einheit. Denn wir brauchen den Geist, um etwas Materielles zu erschaffen, genauso wie materielle Dinge unseren Geist beschäftigen.

Castaneda – Gedanken eines Reisenden

„Wir lernen, über alles nachzudenken, und dann üben wir unsere Augen darin, die Dinge so zu sehen, wie wir über sie denken.“

Carlos Castaneda

Zur Zeit meines Universitätsstudiums wurde in der Ethnologie viel über die Bücher von Carlos Castaneda diskutiert. Das Leben und Forschen des Castaneda setzte für uns neue Maßstäbe. Als Anthropologiestudent, im Oberseminar zum Schamanismus bei Prof. Dr. Johannes Wilbert, wurde er, wie auch andere, „ins Feld“ geschickt, um echten Schamanen, nicht nur Literaturschamanen, zu begegnen. Der Student Castaneda machte sich auf in den Südwesten der USA. In Arizona traf er auf den mexikanischen Zauberer Don Juan Matus, einen Schamanen der Yaqui-Indianer.

Diese Begegnung sollte vor allem Castanedas persönliches Leben vollständig verändern. Er wurde zu einem Zauberlehrling, blieb aber noch Wissenschaftler genug. Aus seiner Feldforschung entstand auch seine Abschlussarbeit in Cultural Anthropology an der University of California, Los Angeles.

Ich glaube, dass jeder Student insgeheim den Wunsch hegte, es dem Castaneda gleichzutun, in eine andere Wirklichkeit vorzudringen. Jeder wollte gerne *anders sehen.* Aber wie kann man *anders sehen*? Castaneda schrieb dazu: „Don Juan sagte, dass man, um zu ‚sehen‘, zuerst die Welt anhalten müsse. ‚Die Welt anhalten‘ war tatsächlich eine zutreffende Bezeichnung für bestimmte Bewusstseinszustände, in denen die Realität des alltäglichen Lebens verändert ist, weil der Strom der Interpretationen, der für gewöhnlich ununterbrochen fließt, durch eine Reihe ihm fremder

Umstände unterbrochen ist."[20] Jeder von uns Studenten wollte gerne *richtig sehen* und unbedingt *die Welt anhalten*. Trotz der Warnung von Don Juan: „Das Leben, das ihr Burschen führt, ist überhaupt kein Leben. Ihr kennt nicht das Glück, die Dinge bewusst zu tun."[21]

Mir wurde klar, dass unsere Wirklichkeit nur mit Bewusstsein oder veränderten Bewusstseinszuständen erfahrbar sein würde. Dass unsere Begriffe nichts weiter sind als Kognate, die nach allgemeiner Übereinstimmung den Dingen unserer Welt gegeben werden und sie begrifflich beschreiben können. Aber unsere Begriffe müssen nicht mit Worten anderer Sprachen identisch sein. Die Worte und Begriffe in anderen Sprachen mussten zweifellos einem Gedankensystem oder *belief system* folgen. Hier musste die kognitive Psychologie ansetzen, die Wissenschaft der Welterkenntnis. Auf andere Völker angewandt wurde diese Methode bzw. dieser Ansatz zur kognitiven Anthropologie.

„Für die Kulturanthropologie im Allgemeinen und für die Amerikanistik als Teilgebiet von ihr sind die Fragen interessant, wie Gedankensysteme im Denken und Handeln verwendet werden, wie sie erworben werden, wie sie strukturiert sind und wie sie sich im Lauf des menschlichen Lebens von Generation zu Generation verändern (bzw. verändern lassen). Die Erforschung von Gedankensystemen und ihrer Verwendung im Alltagsdenken und Alltagshandeln steckt in den Anfängen."[22] Ich wollte unbedingt in dieser Richtung weiterdenken, ich wollte fremdkulturelle Gedankensysteme bei den Indianern erforschen. Ich wollte Einblick in ihre Welterkenntnis erheischen.

In den modernen Kognitionswissenschaften und vor allem in der kognitiven Anthropologie geht man davon aus, dass Kultur ein transindividuelles System von Denken, Handeln und von Produkten ist.[23] Das Denken umfasst das von allen Kulturträgern (Menschen) grundsätzlich geteilte Wertesystem oder Gedankensystem *(belief system)*, alle Konzepte von Wirklichkeit(en) oder Lebenswelt(en)[24], Anschauungen und Visionen. Das Handeln umfasst alle Verhaltensweisen und Handlungsabläufe, die von den Kulturträgern dem Gedanken- und

Wertesystem entsprechend kongruent ausgeübt werden. Die kulturellen Produkte sind in erster Linie die Artefakte, also materielle Objekte, die durchtränkt vom kulturellen Denken, mittels kulturellem Handeln hergestellt bzw. produziert oder reproduziert werden.

Als ich Ende der 1970er-Jahre mein Studium der Altamerikanistik aufnahm, hatte sich gerade eine neue, faszinierende Wissenschaft etabliert: die Ethnopharmakologie. Es gibt zwar nach wie vor an keiner Universität einen Lehrstuhl für Ethnopharmakologie, dennoch wird die fachübergreifende Disziplin an vielen Orten betrieben, besonders in den USA und in Mitteleuropa. Die Ethnopharmakologie erforscht den Gebrauch pharmakologisch aktiver Pflanzen und Substanzen in anderen Völkern. Die Methode sieht so aus: Zuerst wird beobachtet, dass ein anderes Volk eine Heilpflanze gebraucht. Der Forscher sammelt dazu alle Daten: Wie heißt die Pflanze? Wie wird sie zubereitet? Wie wird die Wirkung erklärt? Was denken die Eingeborenen darüber? Dann sollte der Forscher die Pflanze an sich selbst, gemäß der einheimischen Verwendung, ausprobieren, um sich einen Eindruck der Wirksamkeit zu verschaffen (Viele Forscher kneifen hier – sie haben Angst, sich zu vergiften oder, handelt es sich um ein berauschendes Gewächs, auszuflippen). Nun muss die Pflanze als botanische Species gesammelt werden, um als Herbarexemplar konsultierbar zu sein. Die einheimischen Produkte aus der Pflanze sowie reichlich Material für spätere Laboruntersuchungen sollten nicht fehlen. Zu Hause wird die Pflanze botanisch bestimmt, oftmals dann neu beschrieben. Jetzt folgt der aus Forschersicht spannendste Teil: Die Pflanze wird chemisch untersucht. Wird ein Wirkstoff entdeckt, kann er isoliert und pharmakologisch getestet werden. An diesem Punkt schaltet sich gerne die pharmazeutische Industrie ein. Vielleicht hat ja der Ethnopharmakologe etwas Neues entdeckt, das sich weltweit vermarkten lässt.

Aber mit der Pharmaindustrie und der damit verbundenen Biopiraterie wollte ich niemals etwas zu tun haben. Ich wollte nur forschen und

dadurch zur Völkerverständigung beitragen. Ich wollte immer ein Übersetzer der Kulturen sein.

Maya lernen!

*„Offenheit des Geistes für
neue Einsichten und Ausblicke
der Forschung ist die eine
der Forderungen der Gegenwart.“*

Adolf PORTMANN

Mir wurde schnell klar, dass ich für mein Forschungsvorhaben zunächst die Sprache der Maya erlernen musste. In unserem Fachbereich der Altamerikanistik bot Dr. Ortwin Smailus, ein begnadeter Linguist, Kurse zum Erlernen des „klassischen Maya“, der yucatekischen Mayasprache des 16. Jahrhunderts, an. Das war schon mal ein Anfang. Ich belegte dieses Seminar. Durch diese Sprachkenntnisse sollten wir in der Lage sein, die in der Kolonialzeit in Maya, aber mit europäischen Lettern geschriebenen Manuskripte zu entschlüsseln. Wir sollten auch in der Lage sein, die Bücher des Jaguarpriesters (Libros de Chilam Balam) im Original zu lesen. Begierig lernte ich die Grammatik und den Wortschatz der alten bzw. kolonialzeitlichen Mayasprache.

Aber ich wollte auch nach Yucatán, um das heute gesprochene yucatekische Maya zu lernen. Ortwin erkannte mein großes Interesse und unterrichtete mich in der tatsächlich heute noch gesprochenen Mayasprache. Bald merkte ich, dass das Erlernen des „klassischen Maya“ eine solide Grundlage für das Beherrschen der heutigen Sprachen darstellte.

Die Sprache der Maya, mayat’an genannt, ist noch sehr lebendig. Auf der mexikanischen Halbinsel Yucatán leben heute über eine Million Menschen, die muttersprachlich Maya sprechen. Das ist erstaunlich, denn es heißt in der Literatur immer wieder, dass die Maya ausgestorben sind.

Aber sie sind es nicht. Sie leben noch immer dort, wo ihre Ahnen zu Hause waren, nämlich im Dschungel nahe der alten, präkolumbianischen Pyramiden und Tempelanlagen.

Das Wort Maya (wörtlich „Rotwildhuf") benutzen nur die yucatekischen Maya als Bezeichnung für sich selbst. Ihr Land Yucatán („Ort des liegenden Hirsches") nennen sie Mayakab, das „Mayaland". Ihre Sprache heißt mayat'an, „Mayasprache". Sie gehört zu der Spachfamilie Maya-Quiché, das zu den Tieflandmayasprachen gezählt wird. Es gibt ungefähr 16 verschiedene Sprachen, die linguistisch zur Maya-Quiché-Sprache gezählt werden. Sie werden im Gebiet zwischen dem nördlichen Yucatán über Südmexiko, Belize, Guatemala und Nordhonduras noch in der heutigen Zeit gesprochen. Dabei ist das Maya am nächsten mit dem Lakandon, Itzá und Mopán verwandt. Ebenso gehören das Chol, Tzeltal, Tzotzil, Chorti und Chontal zu den Tieflandmayasprachen. Zu den Hochlandsprachen gehören das Quiché, Cakchiquel, Mam und Ixil. Das Maya und Quiché sind etwa so miteinander verwandt wie die deutsche und die spanische Sprache.




Die Mayahandschrift, die Codex dresdensis genannt wird, gehört zu den wenigen erhaltenen vorspanischen Büchern, die in Hieroglyphenschrift verfasst und mit Zeichnungen versehen sind. Diese Handschrift wird in der Bibliothek von Dresden aufbewahrt.

Ein Semester lang unterrichtete mich Ortwin in Maya, dann brach ich auf, ins Land der Maya, nach Mexiko, nach Yucatán. Ich wollte meine Semesterferien dazu nutzen, hängte an die dreimonatige vorlesungsfreie Zeit aber noch einen Monat dran.

Ich ging in das Dorf Xiatíl („Ort der Palmen“[25]), auf Empfehlung Ortwins. Das Dorf lag inmitten der yucatekischen Halbinsel, im mexikanischen Bundesstaat Quintana Roo. Ich war sehr aufgeregt, als ich in der verschlafenen Provinzstadt Felipe Carillo Puerto in den Bus stieg.

Der Busfahrer guckte mich erstaunt an, als ich sagte, dass ich an der Kreuzung nach Xiatíl aussteigen wolle. Von dort musste ich ein paar Kilometer zu Fuß gehen. Als ich in Xiatíl angekommen war, bildete sich sofort eine Traube neugieriger Kinder und interessierter Erwachsener um mich. Ich brachte meine ersten Mayaworte heraus, und nahm wahr, dass die Menschen sich über die paar Sätze in ihrer Sprache freuten. Ich wollte den Caziquen, den Bürgermeister, von Xiatíl sprechen. Der kam schnell herbei und sah mich freundlich an. Ich sagte zu ihm, dass ich gerne drei Monate in dem Dorf bleiben wolle, um mein Maya zu verbessern. Ich bekam ein Haus am Dorfplatz zugewiesen und bezahlte eine kleine Miete. Schnell war eine Familie gefunden, die mich verköstigen sollte.

In dem Haus hängte ich meine Hängematte auf, spannte das Moskitonetz darüber und war damit eingerichtet. Nun saß ich da und wusste nicht weiter. Aber schon bald wurde ich zerstreut. Heerscharen von Kindern kamen in mein Haus, neugierig betrachteten sie mich und alles, was ich mitgebracht hatte. Dass sie nur Maya sprachen, hat mich sofort erfreut. Ich konnte nämlich nur etwas Maya, aber kein Spanisch. Auf keinen Fall wollte ich die Sprache der Konquistadoren verwenden. Die Kinder waren sehr hilfreich. Ich war nicht alleine und konnte zudem mein Maya üben. Ich legte mir ein Wörterbuch an, schrieb jedes für mich neue Wort hinein. Da ich jeden Tag mit der Familie, die mir zu essen gab, zusammensaß und plauderte, lernte ich relativ schnell das gesprochene Maya. Ich quatschte und scherzte viel mit den Kindern.

Manchmal begleitete ich einen Mann auf seine Milpa, das Maismischfeld. Dort wuchs nicht nur der Mais, das Grundnahrungsmittel der Maya, sondern auch Bohnen, Kürbisse, Chili, heimische Gewürze und Gemüsearten. Das Feld wurde durch Brandrodung angelegt und konnte bis zu sieben Jahre bepflanzt werden. Dann musste ein neues Stück Dschungel gerodet und kultiviert werden. Diese Landwirtschaft ist unter den Namen Brandrodungsbau oder Wanderfeldbau bekannt. Diese Form der Landwirtschaft gab es schon in der vorspanischen Zeit. Leider wird dadurch viel Dschungel zerstört. Aber ich lernte bald, dass die Milpa ein

eigenes Biotop ist, das die Dschungelökologie nachahmt und vielen Tieren und Vögeln einen eigenen und speziellen Lebensraum bot.

Obwohl meine Situation in Xiatíl ideal war, vereinsamte ich doch innerlich zunehmend. Ich konnte noch nicht gut genug Maya, um über alle Dinge reden zu können, die mich beschäftigten. Mir fehlte die tiefere Kommunikation und mir wurde zunehmend bewusst, wie wichtig es ist, miteinander kommunizieren zu können. Durch tiefsinnige Gespräche ist das Leben schön und erfüllend. Aber so weit war ich noch lange nicht, auf Maya über Tiefgründiges reden zu können. Nach einem Monat in dem Dorf war ich ziemlich deprimiert, obwohl, äußerlich gesehen, alles bestens war. Ich kämpfte mit meiner erstickenden Einsamkeit. Ich lag lange Nachmittage in meiner Hängematte und durchdachte mich, mein Leben, unsere Kultur. Ich wurde heftig mit mir selbst konfrontiert. Ich erkannte meine kulturelle Eingebundenheit. Und verstand immer mehr, was Kultur eigentlich bedeutet. Kultur ist lebenswichtig. Kultur ist Kommunikation, Kultur ist vor allem Geborgenheit. In meiner eigenen Kultur weiß ich – wie von selbst – wie ich mich zu verhalten habe, was richtig oder falsch ist, was Befriedigung und Heimat gibt. Hier in Xiatíl erkannte ich die Funktion der Kultur für den Einzelnen. Kultur ist Zuhause, Heimat und Rückenstärkung. Ich war noch nicht tief genug ins Maya eingedrungen, um mich heimisch zu fühlen.

Dann kam doch noch der Wendepunkt, denn ich machte einen riesigen Lernschritt und konnte nach zwei Monaten fließend Maya sprechen. Ich erlebte ein wahres Hochgefühl. Jetzt konnte ich endlich mit den Menschen sprechen. Dadurch wurde alles viel leichter. Ich hatte durchgehalten und war dankbar für das Erlebnis und die Erkenntnisse der Einsamkeit. Ich hatte mein Vorhaben nicht vorzeitig beendet. Und ab diesem Zeitpunkt fühlte ich mich in Xiatíl zu Hause. Ich liebte die Menschen, ihre feine Art und ihre Freundlichkeit.

Jetzt konnte ich verstehen lernen, warum die Mayakultur so ist wie sie ist. Ich konnte mit den Leuten darüber reden, ich konnte sie verstehen. Und um das *Verstehen* ging es mir schließlich. Mit meinen Fortschritten in der Beherrschung der Mayasprache habe ich meine Einsamkeit verscheucht.

Ich konnte nun flüssig Maya sprechen, hatte viele Menschen lieb gewonnen, neue Freunde gewonnen und mir wurde eine hohe Akzeptanz entgegengebracht.

Ich werde oft gefragt, ob es schwierig war, Maya zu lernen. Immerhin ist die Sprache völlig anders als die europäischen Sprachen. Der Satzbau ist geradezu einzigartig. Am Anfang eines Satzes steht das Verb, dann kommt das Objekt und zum Schluss das Subjekt. Diesen Satzaufbau einzuhalten ist schon recht schwierig. Für uns sehr fremdartig ist auch der Umgang mit Zeiten. Im Maya gibt es keine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Maya ist keine lineare, sondern eine vektorale Sprache. Es werden die Zustände oder Geschehnisse beschrieben. Ein Geschehen wird als abgeschlossener, als gerade währender, als beginnender, aktueller oder hypothetischer Prozess dargestellt. Damit zurechtzukommen fiel mir am Anfang sehr schwer. Für mein Lernen dieser Sprache war meine Isolation in Xiatíl notwendig. Ich konnte damals kaum Spanisch und war auf Maya angewiesen, sonst hätte ich gar nicht kommunizieren können.

Als ich flüssig Maya reden und verstehen konnte, begannen die Leute mir Geschichten, Mythen und Legenden zu erzählen. Ich hörte viele Geschichten über merkwürdige Wesen, die in der Dunkelheit wohnen, die normalerweise unsichtbar sind, die die Wege bewachen oder unsicher machen und die durch die Milpas streifen. Mir wurde vielfach von der Xtabay berichtet, einer wunderschönen Frau, die nachts auf den Wegen den einsamen Wanderern begegnet. Sie ist äußerst verführerisch und begehrenswert. Gibt man sich ihr hin, ist man verloren. Umarmt man sie, merkt man, dass sie einen hohlen Rücken hat, der gänzlich mit Schlangen und Krabbelgetier angefüllt ist. Sie ist ein Geist, ein Wesen aus einer anderen Welt. Geht man ihr auf den Leim, kann sie einen verletzen oder sogar töten. Die vielversprechende Erscheinung endet stets in einem Horrortrip. Viele Männer haben mir ernsthaft berichtet, dass sie schon der Xtabay begegnet seien, ihr aber widerstehen konnten. Sie warnten mich eindringlich vor diesem zerstörerischen Geist.

Viel wurde auch über den Alux geredet. Er ist männlich und winzig klein, ein Zwerg von kaum vierzig Zentimeter Höhe. Er ist der Geist des Waldes, meist unsichtbar. Manchmal erscheint er den Männern bei der Feldarbeit und hilft ihnen sogar. Es heißt, der Alux bewacht die Milpa. Er ist gutartig, aber man muss ihm dafür Opfergaben bringen. Kleine Maisspeisen, ein Stück Rehfleisch oder Schnaps sind geeignet. Dadurch erfreut man den Alux, ist sich einer guten Ernte sicher und vor Gefahren beschützt. Den Alux kann man sogar spüren, wenn er unsichtbar ist. Er ist ein Wind, ein bestimmter Hauch, den man auf der Milpa fühlen kann. Der Alux ist aber kein *k'as'ik'*, kein „schlechter Wind". So heißen viele Krankheiten. Sie übertragen sich auf den Menschen durch einen Luftzug. Es heißt, der Wind trägt den Keim der Krankheit in den Menschen. Das klingt eigentlich so ähnlich wie unser medizinisches Konzept von der Tröpfcheninfektion. Bei uns heißen die gewöhnlich unsichtbaren Krankheitserreger Bakterien oder Viren, bei den Maya „Winde". Das Resultat ist dasselbe: Der Mensch wird krank. Eine Wirkung und zwei verschiedene Erklärungsmodelle – das konnte ich verstehen.

Langsam dämmerte mir, was die kognitive Anthropologie ist und was sie leisten kann. Sie versucht, die Kognate, die Denkmodelle des Menschen, zu erfassen und aus sich selbst heraus zu verstehen. Als Forscher muss man das kognitive System des Erforschten erfassen und, noch besser, reproduzieren können. Der Forscher wird bei dieser Methode enkulturiert, in eine ursprünglich fremde Kultur eingegliedert und in ein anderes Denksystem eingeweiht.

Nach drei Monaten in Xiatíl begann ich, andere Orte im Land der Maya zu besuchen. Wenn ich in einen Überlandbus einstieg, wurde ich oft vom Fahrer gefragt, ob ich der Fremde sei, der in Xiatíl Maya gelernt hatte. Bald bemerkte ich, dass ich überall in Yucatán bekannt war. Die Menschen freuten sich immer sehr, wenn ich mit ihnen in Maya plauderte. Ich fühlte auch, dass ich durch meine Sprachkenntnis die lebende oder lebendige Mayakultur ehrte, ihr Respekt zollte. Die Menschen fühlten sich von mir akzeptiert. Akzeptanz ist die Grundlage der Völkerverständigung, die

Voraussetzung zum Verstehen anderer Kulturen, ein Beitrag zum Weltfrieden.

Meine Ausflüge brachten mich nach Tulum, Xcaret, Kabah, Labna, Oxkutskab, Chichen Itzá, Uxmal, Kohunlich, Valladolid und Chumayel. Diese vorspanischen Bauwerke und historischen Stätten ergänzten meine Kenntnisse über die Mayakultur und ihre Geschichte. Die bei allen Touristen sehr beliebten Ruinen von Chichen Itzá und Uxmal stammen aus der postklassischen Mayazeit. Sie waren noch belebte Ritualzentren, als die Spanier im 15. Jahrhundert in Yucatán eingefallen sind. Ihre Architektur und Ikonografie sind typisch und charakteristisch für die postklassische Bauweise der Maya. In der Architektur und Kunst von Chichen Itzá kann man gut den Einfluss der aus Mexiko eingewanderten Tolteken erkennen. Die Tolteken kamen zu Beginn der Postklassik in das Land der Maya und brachten fremde und unbekannte Kulturen mit. So wurde der ursprünglich aztekische Gott Quetzalcoatl eingeführt und auf Maya K'uk'ulkan („Gefiederte Schlange") genannt. Ebenso brachten die Einwanderer ihren Gott Chac Mol („Rote Katze") mit, ein Gott, der mit Menschenopfern befriedigt werden musste.

Tulum ist eine kleine Ruinenstätte, die direkt am karibischen Meer liegt. Der Name bedeutet „zur Erde" und bezieht sich auf die vorspanische Bedeutung dieses Ortes. Er war ein zentraler Hafen in der hoch entwickelten Schifffahrt der Maya. In dem Innenraum des vorspanischen Haupttempels gibt es hervorragende Wandmalereien, die glücklicherweise erhalten geblieben sind. Auf ihnen sieht man beispielsweise einen Menschen, der mit einer Art kosmischer Nabelschnur mit der Welt der Götter verbunden ist. Ein echtes, schamanisches Dokument. Die Nabelschnur erinnerte mich deutlich an die Xtabentun genannte Winde *(Turbina corymbosa)*, eine Pflanze, die überall auf der yucatekischen Halbinsel und auf Kuba verbreitet ist. Die weiß blühende, lange Winde sieht wie eine Schlange oder ein grobes Seil aus. Xtabentun heißt wörtlich „Edelsteinkordel"; sie ist eine Verbindungsstelle zwischen dem Schamanen und den anderen Wirklichkeiten. Auf Maya heißt der Schamane schlicht

h-mèn, „Macher“. In Yucatán gibt es noch viele dieser Macher. Sie sind für die Mayakultur ein wesentliches Element, Bewahrer der Traditionen. Sie können mit dem Unsichtbaren, mit Göttern und Ahnen kommunizieren und beherrschen Zaubersprüche. Die Macher führen Feldbauriten und Opferzeremonien durch, kennen die Pflanzenwelt und besonders die Heilkräuter. Sie helfen den notleidenden Menschen und können vor allem Rituale zur Divination, der Vorhersage zukünftiger Ereignisse, oder zur Rückholung verlorener Seelen oder Seelenbruchstücke vollziehen.

Einmal wurde ich Zeuge einer verblüffenden Begebenheit. In einer Familie ging alles schief, die Ernte fiel schlecht aus, die Frauen des Haushalts wurden ständig krank, das Jagdglück fiel aus, dem Herrn des Hauses ging es schlecht. Die Familie kam bald darauf, dass über Haus und Hof, über Mensch und Tier ein Fluch oder ein schlechter Zauber lag. Sie vermuteten, dass die neidischen Nachbarn einen *way*, einen Zauberer, damit beauftragt hatten, einen Schadenzauber zu verhängen. Der Schamane kam, setzte sich auf einen Stuhl, nahm mehrere Samen der psychedelischen Xtabentun-Winde zu sich. Er saß bewegungslos da und hatte die Augen geschlossen. Nach einer oder zwei Stunden öffnete er die Augen. Er sagte, dass tatsächlich ein Zauberer im Spiel sei. Dieser habe eine kleine Holzfigur im Dach des Hauses der betroffenen Familie versteckt, die Schaden bringe. So lange diese Figur dort sei, so lange werden alle mit „schlechtem Glück“ befallen sein. Der Schamane zeigte auf eine Stelle im mit Palmwedeln gedeckten Dach. Der Hausherr stieg auf einen Stuhl und untersuchte die angegebene Stelle. Tatsächlich fand er dort, verborgen zwischen den Palmwedeln, eine kleine, grob geschnitzte Holzpuppe. Der Schamane sagte, dass sie sofort verbrannt werden müsse, dann würde wieder das „gute Glück“ in das Haus einziehen. Nach dem rituellen Feuer wendete sich sogleich das Schicksal der Familie, die dem Schamanen sehr dankbar war. Ich hingegen war sehr beeindruckt und versuchte gar nicht erst, diese Begebenheit zu deuten. Ich beließ es bei der Deutung der Einheimischen – immerhin hatte der Schamane in Trance die Ursache der Pechsträhne entdeckt.

Die Schamanen der Maya nehmen auch Xtabentun-Samen oder die Samen des Stechapfels *(Datura)* ein, wenn sie die Ursache einer Krankheit aufspüren wollen. Immer, wenn ich in ein Mayadorf kam, brauchte ich nur die Pflanzen in den Hausgärten zu betrachten. Wuchsen dort Stechäpfel, Winden und/ oder Tabak, war es klar, dass in dem Haus ein Schamane wohnte. Über die Pflanzen bekam ich schnell Kontakt zu den Hausbewohnern. Sie kamen heraus und beäugten den eigentümlichen Fremden, der sich ihre Pflanzen so ausgiebig anschaute, und sie fragten mich, warum ich das tun würde. Ich antwortete, dass diese Pflanzen auch zu Hause in meinem Garten wachsen, und erklärte, dass ich diese Pflanzen dazu benutzen würde, um in einen veränderten Bewusstseinszustand zu geraten und um die Welt der Geister und Götter sehen zu können. Da sagte ein Mann, dass er diese Pflanzen ebenso benutzen würde. Er sagte zu mir, dass der Stechapfel *(Datura innoxia)* auf Maya *xtohk'úh* („Wesen in Richtung der Götter") heißt. Er würde die Blätter dieses göttlichen Gewächses zusammen mit Tabak rauchen, um wahrsagen zu können. Die Samen, die sehr potent sind, würde er zerkauen und schlucken, um in verwandelter Gestalt zum Yuntsil Balam, dem göttlichen „Herrn Jaguar" reisen zu können. Dabei muss der Schamane seine Gestalt in die eines Jaguars verwandeln. Er muss wie ein Jaguar aussehen, um in der gewöhnlich unsichtbaren Welt agieren zu können. Er reist oder fliegt dann in eine große Höhle, in der der Jaguargott sitzt. Da der Schamane auch wie ein Jaguar aussieht, wird er von dem Gott empfangen. Jaguare tun sich untereinander nichts an.

Der Schamane in Jaguargestalt fragt nun den Gott, warum sein Patient krank sei. Der Gott antwortet beispielsweise, dass der Betroffene bei der Feldarbeit einen heiligen Baum, einen Yaxche' (wörtlich „Erster Baum") oder Kapokbaum *(Ceiba pentandra)* abgeschlagen hätte und dafür müsste ein Teil seiner Seele bestraft werden. Diesen Seelenteil hält der Gott in seinen Tatzen und kaut auf ihm herum, so wie Katzen mit ihren Opfern spielen. Der Schamane sagt dann, dass er dafür sorgen werde, dass sein Patient nicht nochmals einen solchen Fehler begeht. Der Gott antwortet: „Du kannst die Seele wieder mitnehmen. Aber sorge dafür, dass dein

Patient nicht wieder so unachtsam sein wird. Das nächste Mal kannst du mich nicht so einfach überzeugen, die Seele wieder herauszurücken." Der jaguargestaltige Schamane nimmt das Seelenteil und reist zurück, zurück in die sichtbare Welt und wirft das gemarterte Seelenstück in den Körper des Patienten, der sich rasch erholt und dem Schamanen verspricht, in Zukunft achtsamer zu sein und die heiligen Bäume zu ehren.

Ich wurde sofort an den Chilam Balam der alten Maya erinnert. Das zusammengesetzte Mayawort *chilam balam* heißt „Liegender Jaguar". Dieser Name wurde den schamanischen Priestern verliehen. Sie waren in der Lage, im Zustand der Trance in andere Sphären zu reisen und Verborgenes zu erblicken. Sie hatten auch prophetische Aufgaben. Sie nahmen eine oder mehrere psychoaktive Pflanzen oder Zubereitungen, verließen ihren Körper und konnten so in die Zukunft schauen. Außerdem waren sie schriftkundig. Ihre Prophezeiungen wurden in Hieroglyphen niedergeschrieben. In der frühen Kolonialzeit haben manche Chilam Balam mit den neu erlernten Schriftzeichen der Spanier ihre Prophezeiungen, die alten Mythen und ihre rituelle, aber geheime Sprache niedergeschrieben. Das am besten erhaltene und bekannteste Buch wurde in dem yucatekischen Ort Chumayel gefunden. Ich habe Gerüchte gehört, dass noch viele Bücher der „Liegenden Jaguare" im Besitz und Gebrauch der Schamanen seien. Zu gerne wollte ich ein solches Buch entdecken. Ich traf sogar einen Schamanen, der behauptete, ein solches, altes Manuskript zu besitzen und darin manchmal bei gewissen Ritualen zu lesen. Leider hat er es mir nie gezeigt.

Mein Maya war nach drei Monaten so gut, dass ich das veröffentlichte Buch des Jaguarpriesters im Original lesen konnte. Die kolonialzeitliche Mayasprache war dem heute gesprochenen Maya doch sehr ähnlich. Allerdings gab es auch kryptische Textpassagen, die kaum oder nur mühsam zu entschlüsseln waren. Bei der spannenden Lektüre merkte ich oft, dass ich erst jetzt das geschriebene Maya wirklich oder viel besser verstehen konnte. Dazu mussten nicht nur Vokabeln beherrscht, sondern

auch die Mayakultur, das Gedankensystem oder kognitive System durchblickt und verstanden werden.

Im Innenland von Yucatán liegt mitten im Dschungel der Ort Cobá. Dort befinden sich eine sehr hohe und mehrere kleine Tempelpyramiden aus der postklassischen Mayazeit (900–1500 n.Chr.). Diese Ruinenanlage ist noch heute eine Kultstätte, die den Maya heilig ist. Als ich damals nach Cobá fuhr, sah ich überall an den Tempeln und Pyramiden die Reste von Ritualen, die erst kürzlich stattgefunden hatten. In Nischen und auf den Treppenstufen standen die Stummel von weißen Kerzen. Palmenblattstücke lagen herum. Auch konnte ich die Spuren von Copal, dem Weihrauch der alten und modernen Maya, entdecken. Leider war ich kein Zeuge solcher Zeremonien, aber ich war von der Tatsache begeistert, dass an diesen Tempelpyramiden immer noch gebetet und schamanisiert wird, dass dieser Ort den modernen Maya heilig ist. Ich traf den Tempelwächter, der natürlich muttersprachlich Maya war. Ich befragte ihn nach den Ritualen an den Pyramiden. Er sagte mir, dass recht oft Schamanen hierherkommen und Rituale und Opferzeremonien ausführen und dass dieser Ort für die traditionellen Maya besonders heilig ist. Zum Glück kommen zu diesen abgelegenen Ruinen in Cobá nur selten Reisende, und der Ort ist kein Touristenmagnet wie Chichen Itzá und Uxmal.

An der großen, weit über den Dschungel herausragenden Pyramide von Cobá befindet sich eine halb plastische Darstellung einer herabsteigenden, leicht anthropomorphen Biene. Nach dem Buch des Jaguarpriesters von Chumayel ist diese Biene der Gott Ah Muzencab, der „Honigsammler". Honig ist seit alters her für die Maya von hoher ritueller Bedeutung. Sie brauen aus mit Wasser verdünntem Honig und mit der Rinde des Balche'-Baumes *(Lonchocarpus violaceus)* vermengt den Balche' genannten psychoaktiven Ritualtrunk. Der Balche'-Trunk ist mythisch mit dem Ursprung der Welt assoziiert. In dem Schöpfungsmythos im Buch des Chilam Balam von Chumayel konnte ich dies nachlesen.

Der Ruinenwärter erzählte mir noch, dass die herabsteigende Biene den Menschen den Balche'-Trunk gegeben hatte. Ich freute mich, hier hatte ich das ethnografische Gegenstück zu den kryptischen Texten im Buch von Chumayel. In Cobá ist noch die Erinnerung an die alte Zeit lebendig, lange bevor die Spanier kamen.

Meine erste Mexikoreise war für mich sehr wichtig, sie war richtungsweisend und prägend für mein Leben. Ich war wieder einmal auf Humboldts Fersen gereist.[26] Ich hatte Maya sprechen gelernt, hatte die alten Zeremonialzentren besucht und Einblicke in den echten Schamanismus bekommen. Besonders berührt hat mich die Geschichte von den Schamanen, die sich für die Reise in eine andere Wirklichkeit in einen Jaguar verwandeln können. Ich verstand dadurch mehr und mehr meine LSD-Erlebnisse: Ich war dem Ruf des Jaguars gefolgt.

Ich wollte unbedingt den Schamanismus weiter erforschen. Nach meinem mehrmonatigen Aufenthalt war ich motiviert, nun meine Doktorarbeit über die Ethnomedizin der Lakandonen zu schreiben.

Als ich nach vier Monaten wieder in Hamburg war, stürzte ich mich in die Bibliothek. Ich suchte alles, was über die Lakandonen geschrieben wurde. Das war nicht so viel: Es gab zwar ein paar Bücher, mehrere Artikel und einige journalistische Zeitungs- sowie Magazinberichte, aber Angaben über ihre Medizin fehlten überall. Im Handbuch der mesoamerikanischen Indianer las ich in einem Artikel der Schweizer Fotografin Gertrude Duby Blom[27], dass die Lakandonen keine Heilpflanzen benutzen und keinerlei Medizin oder Heilkunst kannten. Trudi, so wird die alte Dame allgemein genannt, bemerkte, dass die Kultur der Lakandonen nur noch rudimentär sei; ihr Heilwissen haben sie längst vergessen. Mir kam diese Information falsch vor und ich wollte das nicht glauben, was ich gelesen hatte. Später fand ich heraus, dass Trudi gar nicht Lakandon sprechen konnte und dass sich ihre „Feldforschungen“ auf mehrere Kurzbesuche beschränkten.

Diese Lektüre hielt mich nicht von meinen Plan ab, im Gegenteil, sie stachelte mich förmlich dazu an, die Ethnomedizin der Lakandonen zu

meinem Dissertationsthema zu machen.

Damals, zu meiner Studentenzeit, steckte die Ethnomedizin noch in ihren Kinderschuhen. Sie begann gerade, ein akademisches Thema zu werden. Mir war sofort klar, dass man die Medizin einer anderen Kultur nur durch die kognitive Anthropologie erfassen könne. Man müsse sozusagen in den zu erforschenden Kulturträger eindringen und seine Welt durch sein kognitives System erfassen, seine Perspektive einnehmen. Später habe ich das in meiner Dissertation genauer formuliert: „Der ethnomedizinisch arbeitende Anthropologe ist der Lernende, er erlernt kulturelles Denken und Handeln."[28]

Mein Weg zu den Lakandonen

„Die Welt der Eingeborenen, wie beispielsweise der Lakandonen, ist die wahre erste Welt, denn es gibt sie schon am längsten, und sie war zuerst da.“

Ralph Metzner

Durch meine Yucatán-Erfahrung fühlte ich mich gerüstet und wohl präpariert für meine Reise zu den Lakandonen. Ich konnte Maya sprechen, wusste aber auch, dass die Sprache der Lakandonen davon recht verschieden ist. Das moderne Maya ist eine Tonsprache. Das bedeutet, dass die Töne und Glottalstops (Kehlkopfverschlusslaute), mit denen man die Vokale ausspricht, dem gleichen Wort eine unterschiedliche Bedeutung geben. Ein Beispiel: *Kán* heißt Schlange, *ká'an* bedeutet Himmel, *k'àn* ist die Hängematte und *k'an* schließlich heißt Gelb. Für das ungeübte Ohr klingen diese Töne allerdings recht ähnlich.

Das Lakandon ist mit dem Maya so verwandt wie Spanisch mit Portugiesisch. Die Portugiesen können die Spanier ganz gut verstehen, aber umgekehrt können die Spanier nicht das Portugiesisch verstehen. Ebenso können die Lakandonen Maya gut verstehen, aber die Maya nicht die Lakandonen. Aus der Mayalinguistik wusste ich um die Lautverschiebungen im Lakandon und war mir sicher, dass ich diese Sprache sehr schnell erlernen würde.

Ich hatte zwar schon ein paar Mal in der Zeit bei den Maya Lakandonen getroffen: in Lacanjá, Palenque und in San Cristóbal de Las Casas, aber der „erste (echte) Kontakt“ stand mir noch bevor.

Ich wollte zu den Lakandonen von Naha'. Aber wie dies anstellen? Wie sollte ich mich ihnen gegenüber verhalten? Was sagen, was verschweigen?

Was könnten sie verstehen? Was nicht? Tausend Fragen waren in meinem Kopf.

1979 war es dann endlich so weit, ein Jahr, nachdem ich das letzte Mal die Maya besucht hatte: Ich brach endlich zu meiner Reise zu den Lakandonen auf. Aus der Literatur wusste ich, dass sie noch die vorspanische heidnische Tradition pflegen und im Stammesverband leben. Ich wollte unbedingt das Leben in einer heidnischen Stammeskultur selbst erfahren.

In Palenque, Mexiko, packte ich meine Ausrüstung zusammen: eine Hängematte, eine Flasche Schnaps, ein Kilo Kakaobohnen, zwei Pakete Zigarren, Streichhölzer und Feuerzeuge, Taschenlampe, Kamera und Filme, Serum gegen Schlangenbisse, Notfallapotheke, Verbandsmaterial, Schweizer Messer, Regenjacke, Gummistiefel, Sandalen, Sweatshirt, Ersatz-T-Shirt, Notizbuch, Machete und Feile, Schlafsack, Umhängetasche und Rucksack. Das war alles, aber es genügte mir als Gepäck.

Mit einem leicht mulmigen Gefühl brach ich morgens um 4.30 Uhr auf. Ich nahm den Bus Richtung San Cristóbal de Las Casas bis zur Abbiegung nach Frontera. Dort stieg ich in einen klapperigen Bus um, der nach Chancalá fuhr, einem dreckigen Nest, das die Mahagoni-Metropole[29] am Rande des schon stark zurückgedrängten und ausgebeuteten Urwalds darstellt. Die Straße war nichts weiter als eine schlammige Holperpiste. Ein wahrer Genuss in einem Gefährt ohne Stoßdämpfer!

Ich stieg an der Kreuzung in Richtung Limón aus und sah vor mir einen Weg, der aus so etwas wie Sumpf, Morast und metertiefen Schlaglöchern bestand und fast unbegehbar erschien. Ich stapfte los und schon beim ersten Schritt waren meine Sandalen vom Schlamm gefressen worden. Nun waren die Gummistiefel angesagt. Ich wusste, dass ich von dort aus über 50 Kilometer durch den Dschungel wandern musste, um an mein Ziel, Naha', das Dorf der traditionellen Lakandonen, zu kommen. Das Gehen war wegen des massigen und klebrigen Schlammes sehr anstrengend.

Ich wanderte bis zum Einbruch der Dunkelheit. Im Schein meiner Taschenlampe tauchte plötzlich eine Hütte auf. Die Bewohner,

umgesiedelte Tzeltal-Indianer, bestaunten mich neugierig. Ich fragte, ob es eine Übernachtungsmöglichkeit gäbe. Ich durfte bei ihnen bleiben und meine Hängematte in der Hütte aufspannen. Die freundlichen Hüttenbewohner teilten ihr Nachtmahl mit mir, ein paar Maisfladen und schwarze Bohnen, die indianische Grundnahrung in dieser Gegend. Am nächsten Morgen gaben sie mir noch ein paar Richtungshinweise und ich setzte meine abenteuerliche Wanderung fort.

Viele Stunden später erreichte ich das Tzeltal-Dorf Colonia Lacandón. Dort sah ich plötzlich am anderen Ende des Dorfplatzes ein paar Lakandonen. Sie kamen direkt auf mich zu. Ein alter Mann, Mateo viejo, mit zwei seiner Söhne. Er fragte mich, ob ich aus Lakanha', dem südlichen Lakandonendorf stammen würde, denn ich würde langes Haar mit Mittelscheitel tragen. Dort hatte einst der protestantische Missionar Phillip Baer von der Sekte der Wyckliff Bible Translators gewütet. Ich antwortete auf Maya, dass ich von einem fernen Ort jenseits des großen Meeres komme und gerne nach Naha' wolle. Der Alte antwortete, das sei ja prima, er kehre auch dorthin zurück und dann könnten wir ja zusammen gehen.

Ich wusste von den (alten) Maya, dass sie Tabak oder Zigarren zur Kontaktaufnahme und als Gastgeschenke benutzen. Ich kramte ein paar Zigarren hervor und drückte sie dem Alten in die Hand. Er nahm sie mit einer freundlichen Geste und steckte sich eine in den Mund. Während ich ihm Feuer gab, holte er einige seiner eigenen, selbst gedrehten Zigarren aus seiner Umhängetasche und drückte sie mir in die Hand. Ich nahm eine in den Mund und entzündete sie ebenfalls. Ich hustete und prustete, sehr zum Gelächter der Lakandonen. Alles drehte sich, mir wurde schwindelig und übel. Meine Güte, was für ein starker Tobak!

„Gesegnet sei der Mann, welcher den Tabak erfand, diesen Besänftiger und Tröster einer unbekümmerten Seele, diesen Schlichter des Zorns und der Leidenschaft, diesen hilfreichen Beistand beim Ausfall eines Frühstücks, diesen Begleiter des Urwaldwanderers, des einsamen Wallers durchs Leben, dem er Weib, Kinder und Freunde ersetzt."[30]

„Es ist wahr, unser echter Tabak ist sehr stark!“, grinste der alte Mann, Mateo viejo. Wir hatten ein gemeinsames Gesprächsthema gefunden, bis wir schließlich in Naha’ ankamen. Der Ort war nur eine Ansammlung weniger Häuser aus Stöcken und Palmenwedeldächern, die im dichten Dschungel kaum sichtbar waren.

Ich wurde zum Haus des Dorfältesten, Chan K’in Ma’ax, geführt. Ja, nun stand ich da, allein. Ich nahm ein paar Zigarren in die Hand und rief, ob jemand zu Hause wäre. Da kam ein kleiner, freundlich lächelnder Greis mit langen, schwarzen Locken und einer Zigarre im Mund vor die Tür. Ich gab ihm die Zigarren und fragte, ob ich hier eine Woche bleiben dürfe, denn ich wolle die Lakandonsprache lernen und auch lernen, wie man im Regenwald leben könne, ohne ihn zu zerstören. Nachdem klar war, dass ich kein Missionar war, durfte ich meine Hängematte in dem Dorf aufhängen. Ich gab dem alten Mann meine Gastgeschenke: die Zigarrenkiste, die Flasche Schnaps und die Kakaobohnen. Lächelnd nahm er an, rief seine mittlere Frau zu sich und gab ihr die Gaben zum Verwahren.

Ich war wie verzaubert, wie einfach der Kontakt zu den Menschen zustande gekommen war. Erst später verstand ich, dass ich mich traditionell richtig verhalten und dieses mit den Tabakgaben besiegelt hatte.

Ich durfte meine Hängematte im „Knabenhaus“ aufhängen. In diesem mit Palmwedeln gedeckten, traditionellen Haus schliefen die heiratsfähigen, aber noch nicht vermählten Söhne von Chan K’in und seiner zweiten Frau Koh. Sie hießen K’in und Chan K’in, genannt T’oh. Sie waren gerade in der Pubertät und witzelten und gackerten ständig herum. Sobald ich bei ihnen eingezogen war, inspizierten sie meinen erotischen Wortschatz im Maya. Ich gab ihnen einige yucatekische Kostproben, die sie vor Lachen purzeln ließ. Das Maya musste für sie ungeheuer komisch klingen. Sie selbst benutzten im Lakandon ganz andere Worte, die sie mir mit Genuss beibrachten. Ja, es sind immer die sexuellen Wörter, die „schmutzigen“ Wörter, die man zuerst in einer anderen Sprache lernt …

Als ich endlich in meiner Hängematte lag, um mich von dem langen Marsch auszuruhen, kam der alte Chan K'in vorbei. Zuerst inspizierte er die Knoten, mit denen ich meine Hängematte an den Pfosten befestigt hatte. Ich hatte sie richtig gebunden. Wenn man den richtigen Knoten nicht kennt, kann man sehr leicht mitsamt Matte auf den Hosenboden fallen.

Ich sagte zu ihm, wenn er mir etwas zu essen gäbe, würde ich auch für ihn und seine Familie arbeiten. Damit traf ich ins Schwarze. Später erfuhr ich, dass es ein lakandonisches Sprichwort gibt: *wa ma' a meyah, mäna' a hanan* – „Wenn du nicht arbeitest, kannst du nicht essen."

Freundlich und freudig sagte der Alte zu mir: „Das ist gut. Wir haben gerade Maisernte. Morgen früh kannst du mit meinen Söhnen in die Milpa gehen."

Kurz nach Einbruch der Nacht, es muss so gegen 19 Uhr gewesen sein, schlief ich erschöpft und glücklich ein. Ich konnte es kaum fassen, dass es so einfach war, hier bei den Menschen im Dorf aufgenommen zu werden.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, zog mir der Geruch von Feuer und frischen Maisfladen in die Nase. Die Jungs waren schon auf und schnatterten lebhaft miteinander. Da kam ein kleiner Junge an meine Hängematte: *atah ta hanan* – „Komm zum Essen". Ich folgte ihm zu dem Haus schräg gegenüber. Darin saßen drei Frauen um das Feuer, ihrem Herd, der nur aus drei Steinen bestand. Sie waren in eine fröhliche Unterhaltung vertieft. Mich würdigten sie keines Blickes. Der Junge führte mich an einen Tisch, eine einfache Holzplatte auf ein paar Stöcken, und zeigte mir, wo ich mich hinsetzen solle. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, also wartete ich einfach, bis etwas geschehen würde. Bald schon kam der alte Chan K'in herein und setzte sich mir gegenüber an den Tisch. Die mittlere der drei Frauen stand auf, stellte ihrem Mann einen Teller mit schwarzen Bohnen hin. Sie fragte ihn, ob sie mir auch etwas geben solle. Sie stellte mir den Teller hin, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen. Dann folgte eine große Kürbisschale mit den schallplattengroßen Maisfladen. Der Alte blickte mich an und sagte, dass

es leider außer Mais und Bohnen nichts gäbe. Er wünschte mir *ki' a woch* („Köstlich sei deine Speise"), riss sich ein Stück von dem Fladen ab und tauchte es wie einen Löffel in die Bohnen. Beides schob er sich in den Mund. Ich tat es ihm gleich.

Die Kost aus Maisfladen und schwarzen Bohnen kannte ich schon aus Yucatán. Hier in Naha' schmeckte beides besser. Ich sagte, dass mir die Maisfladen sehr gut schmecken. „Ja, es sind handgeformte, echte Fladen. Die haben schon unsere Urahnen so gemacht und mit Bohnen gegessen."

Als ich fertig war, kam sofort ein Junge und aß die Reste von meinem Teller. Später fand ich heraus, dass die Kinder keine eigenen Mahlzeiten bekommen. Sie dürfen nur das essen, was die Erwachsenen übrig gelassen haben, und werden nicht mit Tischmanieren und Zwangsverkostung gequält, wie die Kinder bei uns. Hier muss niemand seinen Teller leer essen. Die Kinder werden nicht gefüttert oder ans Essen gemahnt, im Gegenteil: Sie können froh sein, wenn sie etwas bekommen.

Wir, der pubertierende Chan K'in2, T'oh und ich, brachen gleich nach dem Essen zu der Arbeit in der Milpa auf. Ich nahm meine Machete mit und eilte hinter den beiden her. Sie liefen verdammt schnell auf dem schmalen Pfad, der von der Landepiste durch die Schilfgräser führte. Ich kam kaum mit – sehr zum Vergnügen der beiden. Wir kamen an einem von Pinien bewachsenen Hügel vorbei. Vor mir zog gerade eine Ameisenstraße über den benadelten Weg; es waren Blattschneiderameisen, die ihre frisch geschnittene Beute nach Hause brachten. Schließlich standen wir an dem Ufer eines großen Sees, vor dem Naha', dem „Haus des Wassers". Im Schilf lag ein echter Einbaum aus Mahagoniholz. Die beiden Jungs zogen ihn hervor, schöpften mit einer Kürbisschale das Wasser heraus, das sich darin vom Regen angesammelt hatte, und ließen mich einsteigen. Das war eine ziemlich kippelige Angelegenheit. Fast wäre ich mitsamt dem Kanu umgefallen, sehr zur Freude meiner Begleiter. Sie balancierten auf dem Boot herum wie die Artisten im Zirkus. Einer setzte sich nach vorne, an „die Nase", der andere nach hinten, an den „Hintern". Schnell paddelten die beiden los, weit auf den See hinaus.

Ich war völlig überwältigt: Meine geheimsten Wünsche wurden wahr. Ich saß mit echten Indianern in einem echten Kanu und konnte mich an der Schönheit des Waldes erfreuen. Bei dieser Bootsfahrt konnte ich mein Glück kaum fassen!

Mitten auf dem See, dessen Wasser angenehm erfrischend war, fragten mich die beiden, ob ich nicht baden wolle. Ich zog mich sofort nackt aus, natürlich von dem gackernden Lachen der beiden begleitet und sprang ins Wasser. Ich schwamm ein paar Mal ums Kanu herum. Als ich wieder einsteigen wollte, witzelten die beiden herum, dass ich sie sicher versenken werde. In der Tat ist es gar nicht so einfach, vom Wasser aus in einen Einbaum wieder einzusteigen. Nach einigen Versuchen, die tatsächlich fast zum Kentern des Bootes geführt hätten, gelang es mir endlich, mich in das Boot hineinzuziehen. Nachdem mich die Sonne getrocknet hatte, zog ich mich wieder an. Die Jungs paddelten weiter, bis wir schließlich auf der anderen Seite des Sees angelangt waren.

Wir stiegen die Böschung hinauf und landeten auf einer Milpa. Die beiden Jungs sagten mir, wir würden *wuts'ik näl* machen. Ich verstand sie nicht. Ich wusste nicht, was *wuts'ik* bedeutet; *näl* kannte ich: „Mais". Ich dachte mir, am besten würde ich das neue Wort verstehen, wenn ich die beiden bei ihrem Tun beobachten würde. „Teilnehmende Beobachtung" nennt sich diese Forschungsmethode: hinsehen und nachmachen. Ich sah, wie sie mit der Machete in die Stängel der Maisstauden hieben und den Teil der Pflanze oberhalb der Machete mit der freien Hand nach unten bogen. Das also war *wuts'ik*. Ich wollte ihnen ja bei der Arbeit helfen, also musste ich mich auch an den Mais heranmachen. Ich holte mit meiner Machete aus, traf den Stängel, aber durchschlug ihn sofort. Die beiden kicherten. Als ich eine weitere Pflanze abschlug, purzelten sie lachend durch die Milpa.

Ich ärgerte mich, wusste aber nicht, was ich falsch gemacht hatte. Dann beobachtete ich genauer und sah, dass die Jungs mit der stumpfen Seite der Machete an die Staude schlugen, sodass nur eine Kerbe entstand, an der man den Stängel herunterdrücken konnte. So wollte ich es auch machen. Ich drehte meine Machete um, schlug mit der stumpfen Seite auf

die Maispflanze ein, nahm die Linke hoch, um den oberen Pflanzenteil herunterzubiegen und riss mir mit der scharfen Seite der Machete eine Wunde in den Unterarm. Ich stand ganz verdutzt da, und die beiden schienen sich totzulachen. Ich war ärgerlich und frustriert. Ich konnte nicht einmal die einfachsten Dinge tun. Mein Arm blutete. Da sagten die beiden, es wäre wohl besser, wieder nach Hause zu fahren. Die ganze Rückfahrt über den See lachten die beiden immer wieder über meine Unfähigkeit. Kaum kamen wir nach Hause, erzählten sie sofort, wie blöd ich mich angestellt habe. Alle lachten herzlich, so lange, bis ich mitlachen konnte. Leider konnte ich ihre Sprache noch nicht gut genug verstehen, deshalb sind mir wohl viele Witzeleien durch die Lappen gegangen.

Am Nachmittag sagte mir der Alte, ich solle morgen wieder mit in die Milpa gehen, ich würde das richtige *wuts'ik* bestimmt lernen. Ich war im wahrsten Sinne des Wortes ein blutiger Anfänger! Ich dachte an unser Sprichwort: Aller Anfang ist schwer und fasste neuen Mut. Mir war klar, wenn ich hier lange leben wollte, um mein Forschungsprojekt zu realisieren, dann musste ich durch diese Schule hindurch.

In der Tat ging es am zweiten Tag besser. Ich durchschlug keine weiteren Stängel mehr und verletzte mich auch nicht weiter. Die Jungs machten mich noch darauf aufmerksam, dass man den Maisstängel unter dem bodennächsten Kolben abknicken müsse. Die Kolben an der umgeknickten Staude sollen an der verdorrenden Pflanze trocknen. Dazu müssen sie nach unten hängen, denn sonst dringt der Regen in die Maishülsen ein und lässt die Körner verfaulen. Außerdem soll der trocknende Mais möglichst hoch hängen, damit die bodenbewohnenden Nagetiere sich nicht darüber hermachen könnten. Und ich lernte noch etwas Wesentliches: An den trocknenden Maisstauden konnten sich die Bohnen hochschlängeln. Sie tragen dann Früchte, wenn der Mais vollständig getrocknet ist. Dadurch kann man Maiskolben und Bohnen zur gleichen Zeit ernten. Wie praktisch!

So zog ich jeden Morgen mit den beiden Jungs in die Milpa, die wir verließen, wenn die Sonne im Zenit stand. Nachmittags arbeitet niemand

in Naha’. Die Leute besuchen sich dann gegenseitig, erzählen sich den neuesten Dorfklatsch und lachen miteinander. Das hatte ich schnell begriffen, die Lakandonen sind sehr fröhliche Menschen. Sie lachen liebend gern. Bald sollte ich lernen, dass das Lachen der Ausdruck eines guten Bewusstseins sei. Es zeigt, dass man gesund ist. Wer nichts zu lachen hat, ist krank, ernsthaft krank.

Ich blieb rund zehn Tage in dem Dorf, dann war meine Stippvisite beendet. In dieser kurzen Zeit erhielt ich erste wesentliche Eindrücke von der Kultur der Lakandonen. Mir wurde bewusst, dass es mir leicht fallen würde, längere Zeit, Monate oder gar Jahre, dort verbringen zu können. Ich lernte schnell das Lakandon und konnte jeden Tag besser mit den Menschen kommunizieren.

Bei meinem Abschied war ich sehr nervös, denn jetzt musste ich die alles entscheidende Frage stellen. Ich sagte, dass ich jetzt wieder abreisen müsse und fragte, ob ich wiederkommen dürfe. „Ja, klar kannst du wiederkommen. Wir freuen uns auf dich.“

Und ich kam wieder, immer wieder. Ich verbrachte mehr Zeit in Naha’ als in Hamburg. Ich lebte mich in Naha’ richtig ein. Chan K’in half mir sehr dabei, mein Lakandon zu verbessern. Ich lernte in den folgenden Jahren den Dschungel und seine Bewohner immer besser kennen. Bald schrieb ich eine Skizze über das Reich des Regenwaldes, in das ich hineintauchte.

Im Reich des Regenwaldes

„Wer von der Kraft der Natur leiht
und sich den Göttern verwandt fühlt,
den ergreift auch ihre Glut."

Gustav SCHENK

Für uns ist der tropische Regenwald eine „grüne Hölle", ein geheimnisvoller Ort für Abenteuerlustige, eine Wildnis, bewohnt von gefährlichen Tieren und nackten, verwilderten Menschen.

Für die Menschen, die im tropischen Regenwald zu Hause sind, ist der Wald *die* Welt, ihre Welt, die sie kennen, in der sie sich wohl fühlen und in der sie zu Hause sind. Der Wald ist für seine Bewohner die Lebensgrundlage, ist der Urgrund ihres Daseins und ihrer Kultur. Er hat seinen eigenen Rhythmus, seinen eigenen Pulsschlag und seinen eigenen Atem. Wer sich ihm anpassen kann, der kann auch in ihm leben. Er kann im Wald leben, ohne ihn sinnlos zu zerstören.

Der Wald lebt von Himmel und Erde, nährt sich von Licht und Regen und Mineralien. Er ist geboren aus der Befruchtung der Erde durch den Himmel. Aus dem befruchteten Boden sprießen die vielgestaltigen Pflanzen dem Licht entgegen. Verwurzelt in der Mutter, der Erde, recken sie sich dem Vater, dem Himmel, entgegen.

Sanft ergießt der Himmel jeden Morgen seinen erfrischenden Tau über den grünen Teppich, der ihm entgegenwächst; er hüllt die Wipfel der höchsten Bäume in seine Nebel, seine regenschweren Wolken, er benetzt den Boden. Mit dem Nass saugen die Wurzeln der Pflanzen Mineralien, die Nährstoffe der Erde, auf und pumpen sie durch Myriaden von Adern und Kanälen in ihr wild wucherndes, weit verzweigtes Blätterwerk, in die bunt verspielten Blüten und saftigen Früchte.

Jeden Tag wird der Wald aufs Neue von seinem Lebensquell, dem strahlenden Sonnenlicht, überflutet. Das Grün der Blätter leuchtet im Licht, ja, atmet Licht, und mit ihm der Wald und seine Bewohner. Die Wesen dieser Welt, die zusammen erst „den Wald“ bilden, werden ständig geboren, wachsen und sterben. Doch der Wald bleibt bestehen – wenn sein ökologisches Gleichgewicht nicht gestört wird –, ein unsterblicher Organismus, dessen Puls von Geburt, Wachstum, Tod und Wiedergeburt durchzuckt wird.

Der tropische Regenwald ist das komplizierteste Ökosystem auf unserem Planeten. Sein Leben setzt sich aus dem jahreszeitlichen Wechsel, dem Rhythmus von Sonne und Mond, den ontogenetischen Wandlungen und den ineinander verzahnten Nahrungsketten zusammen. Der Wald hat als Ganzes genauso wie jedes einzelne Lebewesen seinen eigenen Rhythmus. Er ist immer grün, obwohl einige Baumarten irgendwann im Jahr einmal ihr Blätterwerk abwerfen, das den neuen strotzenden Knospen Platz machen muss. Schon zwei Wochen später entfalten sich die Duft verströmenden Blüten über dem neuen, frischen Grün.

Der Regenwald ist niemals kahl. Aber bleibt einer seiner Bäume kahl, so ist dessen Lebenszeit abgelaufen. Sein Holz wird morsch, zerfressen von Würmern und Käfern, zerhackt von gelb gescheckten und rot-schwarz-weiß gefiederten Spechten und zerfurcht von den Wurzeln der Moose, Schlinggewächse, Epiphyten und Orchideen. Die bunten Pflanzenkolonien auf den Ästen des toten Baumes wachsen rasch dem Licht entgegen und werden bald eine so schwere Last, dass sie das faulende Holz zu Boden reißen. Der Baum fällt in sich zusammen. Dadurch wird ein Loch in das Dach des Waldes gerissen. Ameisen und Termiten ziehen in den toten Stamm ein, legen ihre Eier und pflegen ihre Nachkommen; ein neues, lebendiges Treiben erblüht in der toten, pflanzenbedeckten Hülle.

Das Licht, das durch das Loch im Blätterdach des Waldes bis zum Boden hinunterstrahlt, weckt die Lebenskräfte der Samen, die schon lange in der Erde ruhen, als hätten sie nur auf ein Zeichen der Sonne gewartet. Sie brechen auf, entfalten ihre zarten Triebe, stoßen durch die dünne Humusschicht und strecken ihre Knospen ins warme Licht. Während die

jungen Pflanzen dem Himmel entgegenwachsen, treiben sie zur gleichen Zeit ihre Wurzeln tief in die Erde hinein. Auf der Lichtung wachsen plötzlich Sträucher und Gräser, die sonst im Wald fehlen, weil sie unter dem dunklen Blätterdach nicht gedeihen können. Ihre Samen werden von Vögeln, die eigentlich auf Wiesen, Feldern und in Sumpflandschaften zu Hause sind, gefressen und hier und da unverdaut wieder ausgeschieden. Bis das Loch im grünen Dach des Waldes wieder von einer Baumkrone geschlossen worden ist, vergehen zwanzig, fünfzig oder hundert Jahre. So lange leben auf der Lichtung Pflanzen und Tiere, die es sonst im Dickicht des Waldes nicht gibt.

Das Wachsen und Absterben der Bäume macht den Wald abwechslungs- und artenreich. Wie der Wald mehr ist als nur die Summe seiner Bäume, so ist auch ein Baum mehr als nur ein Lebewesen. Sein Wurzelwerk ist verknotet mit den feinmaschigen Myzelien der Pilze, seine Rinde ist überzogen mit Flechten, Algen und Moosen, sein Stamm umschlungen von Lianen und Ranken, seine Äste sind dicht besetzt mit Bromelien, Orchideen, Gräsern, gelegentlich auch Kakteen und Kletterpalmen. Selbst die Blätter eines Baumes können zottelig bemoost oder von den Kokons verschiedener Raupen zu einer schützenden Kapsel miteinander verklebt sein.

Im Boden unter dem Baum, in seinem Holz und in seiner Krone sind ganze Scharen unterschiedlichster Tiere beheimatet: Gürteltiere, Erdratten und Korallenschlangen verkriechen sich in tiefen Höhlen hinter den kräftigen Wurzeln; Insekten und Vögel graben sich in den Stamm, die einen, um sich von ihm zu ernähren, die anderen, um in einer Höhle Schutz zu finden. In dieser Lebensgemeinschaft wohnen Eidechsen, Baumfrösche, Kröten, Kletterschlangen, winzige Singvögel, riesige Adler und Affen zusammen. Zwischen den zarten Ästen spannen Spinnen ihre Netze auf, und an die Blätter heften Wespen ihre Papiernester.

Ein einziger Baum des tropischen Regenwaldes kann mehr Pflanzen- und Tierarten beherbergen, als wir in einem deutschen Wald finden. So ein Baum kann der „Stammvater“ einer der vielen Singvogelarten sein,

während er einer Affenfamilie vielleicht nur ein paar Tage als Absteige dient.

Doch die Bäume machen nur einen der Lebensräume im tropischen Regenwald aus. Die Seen wimmeln von Mikroorganismen, Algen und Seerosen, Schnecken und Muscheln, Krebsen und Libellenlarven, Fischottern und Krokodilen. In den Uferregionen, versteckt im schützenden Schilfgras, leben Reiher, Dommeln, Sumpfhühner, Schnepfen und Pelikane. Die dichten Uferniederungen werden des Nachts von den Tapiren oder anderen großen Säugetieren durchstreift. Sie hinterlassen ihre Fraßspuren an frischen Schösslingen und markieren ihre Wege mit riesigen Dunghaufen. Außer den im stillen Wasser der Seen lauernden Krokodilen hat der Tapir nur einen Feind: den Jaguar.

Der Jaguar ist die größte und kräftigste Katze in den amerikanischen Regenwäldern. Sein Fell von seidigem Gelb, gezeichnet mit großen, durchbrochenen schwarzen Flecken, macht ihn in Schilf und Unterholz unsichtbar, seine weichen Tatzen machen ihn auf dem nachgebenden Boden unhörbar, seine gewaltigen Klauen und Zähne und die schier unerschöpflichen Kräfte seines nur aus Muskelfleisch bestehenden Körpers machen ihn unbesiegbar. Er ist das Ende und Ziel jeder Nahrungskette des Waldes, er beherrscht alle Welten des Waldes. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass die Indianer im Jaguar ein übernatürliches Wesen, eine mächtige Gottheit, einen verwandelten Schamanen erkennen.

Der Regenwaldmensch steht nicht vor dem Wald wie vor einer undurchdringlichen Wand, er ist Teil des Waldes. Er gehört zu ihm wie jeder Baum, jeder Strauch, jeder Vogel und jedes noch so kleine Kriechtier. Der Wald ist sein Zuhause. Der Wald ernährt ihn. Der Wald heilt ihn.

Der Dschungel ist die Stadt der Geister, heißt es …

Und ich durfte sie betreten. Aber auch ein anderer Ort wurde für mich essentiell wichtig: Palenque.

Die Pyramiden von Palenque

Palenque ist der Name einer Ortschaft im Süden Mexikos, im Bundesstaat Chiapas. Palenque ist ein Städtchen, ein Treffpunkt, ein Umschlagplatz, ein Touristenziel, ein archäologisches Highlight. In Palenque leben nach Auskunft des Ortsschildes 1246 Einwohner. Es sind sicher mehr, aber wen kümmert's schon. Palenque gehört immerhin zu Mexiko; da nimmt man nicht alles so genau. Eigentlich ist es sogar jedem gleichgültig, wie viele Einwohner dieses tropische Kaff birgt. Es gibt dort sowieso mehr Menschen als Einwohner.

In Palenque kann der aufmerksame Besucher jeden Tag sechs oder mehr verschiedene Mayasprachen hören: Chol, Tzeltal, Tzotzil, Lakandon, Maya yucateco, Itzá, Chontal, Mam. All diese Sprachen sind miteinander verwandt, etwa so wie die indogermanischen Sprachen. Diese Sprachenvielfalt gibt dem Ort Palenque ein einzigartiges Kolorit. Die Sprachen zeugen von den eigentlichen Bewohnern dieser Region.

Besonders eindrucksvoll sind die „Ruinas de Palenque", die Ruinen von Palenque. Sie stammen aus der klassischen Mayazeit, etwa zwischen 600 und 900 n.Chr., wenn man unseren Archäologen glauben darf. Die Ruinenstätte ist für jeden Besucher überwältigend, atemberaubend, eindrücklich. Am Fuße der Hügel liegen die Pyramiden, Tempel, Paläste und Begräbnisstätten im Dschungel. Jahrhundertelang waren sie vom Dickicht überzogen, von Bäumen bewachsen, von der Erosion abgeschliffen.

Der alte Name des Zeremonialzentrums lautet *Chan Kah*, „Schlangenhaus", „Schlangensiedlung" oder „Ort der Schlangen" (aus dem Chol stammend). Er ist bis heute bekannt und deutet meiner Meinung nach darauf hin, dass das alte Palenque ein Ort der Visionen war. Die Schlange war früher das Symbol der Vision, der visionären Welt, der anderen gewöhnlich unsichtbaren Wirklichkeit, der Orakel und Wahrsagerei. Visionen, visionäre Blicke in andere Welten und andere

Zeiten werden in der Mayakunst immer als Schlangen dargestellt, aus deren Maul ein menschliches Gesicht hervorschaut. Als ich einmal in den Ruinen saß, konnte ich mir diese schamanische Prozedur deutlich vorstellen: Der Schlangenleib entsteht aus dem aufsteigenden Dampf von geräuchertem Copal; er wird zu einem psychedelischen Tunnel, durch den der Schamane in eine andere Wirklichkeit reist. Dort kann er mit Göttern und Ahnen kommunizieren sowie Erkenntnisse gewinnen. Ich glaube, dass man die Mayakultur nur aus der visionären Welt durchdringen und verstehen kann.

Erstmals wurde Palenque von John Lloyd Stephens (1805–1852) beschrieben und von Frederick Catherwood (1799–1854) gezeichnet. Diese beiden Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts hinterließen schriftliche Berichte sowie Zeichnungen von allem, was sie bei ihren strapaziösen Dschungelexpeditionen in Südmexiko entdeckten. Stephens schrieb über Palenque in seinem Reisebericht: „Das Städtlein bestand aus einer grasüberwachsenen Straße mit ein paar verstreuten weißen Häusern zu beiden Seiten, an deren jenseitigem Ende auf einer kleinen Anhöhe die strohbedachte Kirche mit einem rohen Kreuz und einem Glockenturm davor stand … Es war in der Tat der ödeste bewohnte Ort, den ich jemals sah; da aber von wilden Indianern bewohnte Ortschaften hinter uns lagen, so erschien uns seine Stille wohltuend."

An anderer Stelle schreibt er: „Die Stadt Palenque war, wie wir vom Präfekten hörten, in früherer Zeit ein Ort von ziemlicher Bedeutung gewesen, da alle eingeführten und für Guatemala bestimmten Güter hier durchkamen … innerhalb einer Stunde wusste ich über alles, was in Palenque vor sich ging, Bescheid, das heißt, ich wusste, dass nichts vor sich ging …"[31]

Ganz ähnlich ist es heute noch so. Die Ortschaft Palenque verbindet das entspannte mexikanische *asta maña* („bis morgen")-Gehabe mit dem undurchsichtigen „multikulti" der Besucher sowie dem Flair der großen, weiten Welt.

Eigentlich ist Palenque als Stadt echt ätzend, eigentlich will man dort gar nicht sein, aber trotzdem bleibt man, denn hier spürt man die Nähe zu

den Mayamysterien vergangener Tage. Gäbe es nicht die Ruinen von Palenque, niemand würde sich dorthin freiwillig begeben. Aber die Ruinen sind einzigartig, erstaunlich, überwältigend, verzaubernd, anziehend.

Palenque gehört schon zum „Lande der ungetauften Indianer, welche hier Kariben heißen."[32] Gemeint sind die Lakandonen. In dieser Gegend bedeutet das Wort *karibe* oder *caribe* so viel wie „Menschenfresser" oder „Heide". In Palenque versuchte man schon im 19. Jahrhundert, sie zu bekehren: „Es erschien auch tatsächlich eine große Zahl dieser wilden Indianer, welche Tigerfleisch, Affenfleisch und Kakao als Geschenke mit sich brachten. Sie hörten die Messe und erlebten die kirchlichen Zeremonien … Die Kariben hätten sich dann in die Wildnis zurückgezogen, und nicht einen von ihnen hatte man seitdem in Palenque wiedergesehen …"[32] Noch heute erzählen die alten Männer der nördlichen Lakandonen, dass niemals jemand von ihnen zum Christentum übergetreten sei.

Von 300–900 n.Chr. erlebte der Ort seine Blütezeit. Palenque war ein Ritualzentrum gewesen, keine Großstadt. Damals waren die Ruinen von Palenque ein blühendes Zentrum der klassischen Mayakultur. Dort gab es zahlreiche Tempel für verschiedene Gottheiten, viele standen auf der Spitze einer Pyramide. Die Tempel waren mit Hieroglypheninschriften und kunstvollen Reliefs von Priestern und Göttern sowie mit heiligen Symbolen verziert. Ursprünglich waren alle Tempel, Paläste und Pyramiden mit Stuck überzogen und bunt bemalt. Die Farben stammten aus dem Wald, den Felsen und der Erde. Es wurden vor allem Mineralpigmente verwendet: Rot, Ocker, Mayablau, Gelb und Schwarz. An manchen Stellen kann man noch heute Reste der farbigen Bemalung sehen. Das blühende Palenque war ein Farbenrausch.

Palenque war ebenso eine Nekropolis, eine Totenstadt, ein Friedhof, eine Stadt der Gräber. Das berühmteste Grab von Palenque liegt innerhalb der Pyramide und des Tempels der Inschriften. Vom Tempelgebäude führt ein schmaler Gang tief ins Innere der Pyramide. Dort befindet sich das Grab eines ehemaligen Herrschers. Er wurde dort in einem mächtigen

Sarkophag mit Schmuck und anderen kostbaren Gaben bestattet. Die Deckplatte des Sarkophags ist gut erhalten und wird von einem Relief geziert. Diese Darstellung wurde durch Erich von Däniken („Erinnerungen an die Zukunft“) berühmt. Er glaubte, in dieser Darstellung einen Astronauten in seiner Raumkapsel zu erkennen. Aber eigentlich zeigt sie den Maisgott der Maya, aus dessen offen klaffendem Herzen die Maispflanze erwächst.

Die Lakandonen sehen in dieser Tempelpyramide und dem Grab das ehemalige Haus des Gottes der Wirbelwinde, Äh K’ulel, dem „Wirbler“. Er ist ein Gott, der den anderen Göttern dient und ihre Welt stets sauber hält.

Für die Lakandonen sind die Ruinen von Palenque ein bedeutsamer Ort. Hier, an den Ausläufern des Großen Flusses Usumacinta, wurde die Welt geschaffen. So heißt es in der Mythologie der Lakandonen: Am Anfang war nur Sand. Dann pflanzten die Urgötter Kak’och und seine Frau, die *bäknikte’*, die „Duftende Blume“ *(Polianthes tuberosum).*[33] Es war in Palenque, dem Nabel der Welt. Aus den weißen, köstlich duftenden Blüten wurden die Schöpfergötter geboren. Sie schufen den Wald, die Welt der Lakandonen. Die Lakandonen nennen ihre Welt *k’ax,* „Wald“. Palenque heißt bei ihnen *kabal xokla’*, „Unten am Großen Fluss“. Dort schufen dereinst die Götter die Welt.

Es gab zu Anfang der Zeit zwei Götter, die zwei Welten geschaffen haben. Der eine, Hachäkyum, „Unser Wahrer Herr“, hat die Welt der Lakandonen, den Wald, die Pflanzen, die Tiere, die Palmendacharchitektur und die Menschen des Waldes erschaffen. Der andere, Äkyantho’, hat unsere westliche Welt, die Welt der Flugzeuge, der Kraftwerke, der Autos und der Werkzeuge erschaffen. Dann hat sich die Welt gespalten in die Welt der Lakandonen, die Waldwelt *k’ax*, und in die Welt der Weißen, die Industriewelt, die Welt der Menschen, die *ts’ul*, „Zerstörer“, genannt werden. Denn nichts anderes haben die Indianer durch die Weißen erfahren als die Zerstörung.[34] Hachäkyum hat die Krankheiten und Heilmittel des Waldes erschaffen. Äkyantho’ hat die Krankheiten und die

Epidemien der Weißen sowie die entsprechenden Heilmittel, die den Lakandonen als Pillen und Spritzen bekannt sind, geschaffen. Beide Welten berühren sich wieder zunehmend – doch leider zum Nachteil der Waldwelt.

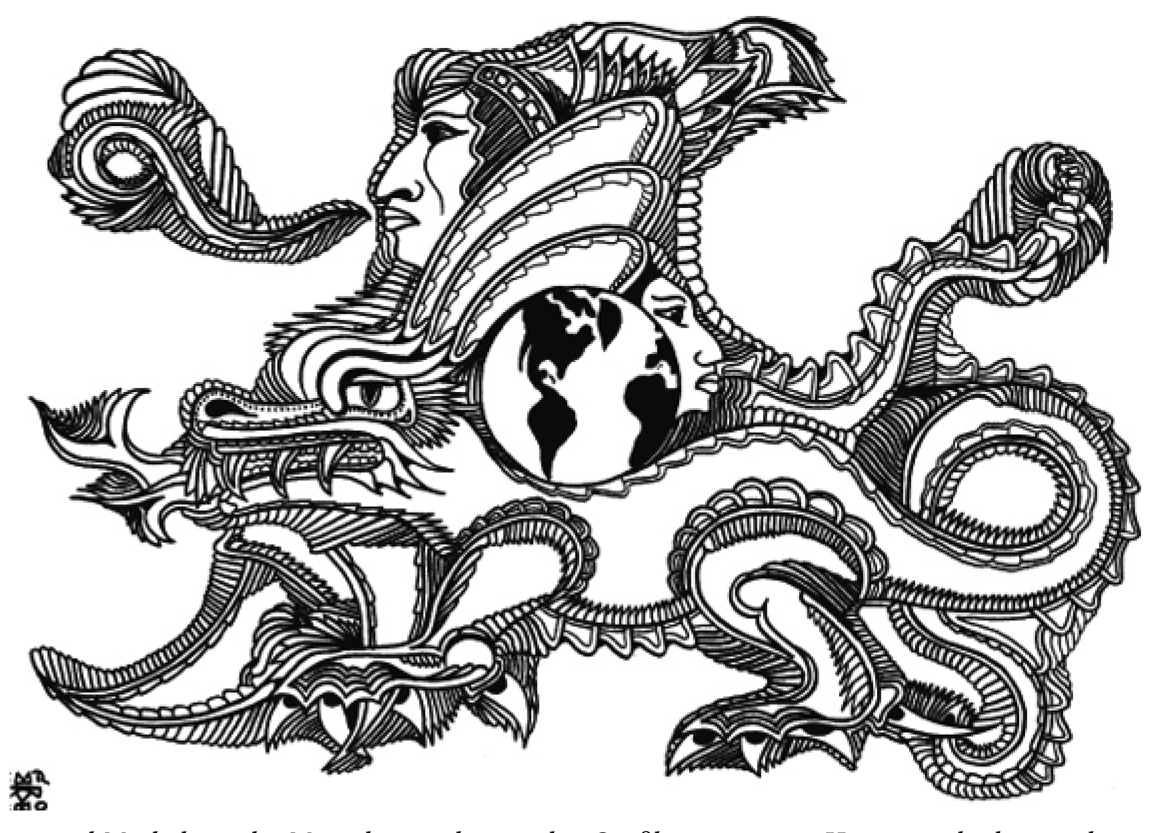
Das, was wir heute in Palenque als Ruinen aus Kalkstein sehen, waren die ersten Häuser der Götter, in ihrer Wahrnehmung nur Hütten aus Holzstämmen und Palmenwedeln. In Palenque wurde der Wald, die Lakandonenwelt, erschaffen. Dazu sammelte Hachäkyum, „Unser Wahrer Herr", ein paar Kieselsteine und streute sie auf den ursprünglichen Sandboden. Daraus wuchsen Pilze (*kuxum lu'um*, „Lebende Erde"), die sich dann zu Bäumen *(che')* entfalteten.

Am Anfang des Waldes waren also die Pilze, aus denen die Bäume hervorgegangen sind. Dieses mythische Bild ist vielleicht eine Erinnerung an die Entstehung der Welt aus einer Pilzvision. Möglicherweise deutet sich eine Verwandtschaft des Weltenbaumes mit einem viel ursprünglicheren Weltenpilz[35] als Fahrstuhl der Schamanenseele an.[36]
In den 1970er-Jahren, als Touristen und Anthropologen aus aller Welt nach Palenque strömten, um dort von den Chol-Indianern *hongos maravillosos odertenkech* („Magic Mushrooms" oder „Zauberpilze")[37] zu kaufen und in den Ruinen zu verzehren, kam das Gerücht auf, auch die Lakandonen, die immer wieder zu den Ruinen kamen, um ihre Pfeile und Bögen feilzubieten, würden psychedelische Pilze in ihren Ritualen verwenden.

Es hieß, die Lakandonen legen die Pilze in die rituellen Gefäße oder auf kleine Steinaltäre (oratorios) der alten Maya. Der Zweck ihres Gebrauches sei, Kontakt zu ihren Göttern zu bekommen. Von da an sickerte dieses Gerücht in weitere Publikationen ein. In seinem einflussreichen Werk „Traumzeit" schrieb Hans Peter Duerr, der selbst ernannte Spezialist für Authentizität in der Ethnologie, schließlich: „Während man früher geglaubt hatte, die Maya seien ein Volk gewesen, dem der Gebrauch bewusstseinserweiternder Drogen ferngelegen hätte, hat man in jüngerer

Zeit bei den Lakandonen die rituelle Verwendung des Pilzes *Stropharia cubensis* beobachtet."[38]

Leider muss ich mit großem Bedauern feststellen, dass hier der Wunsch nach „psychedelischen Indianern" die Mutter des Gerüchtes war.[39] Ich konnte bei meiner Feldforschung nicht den geringsten Hinweis für eine derartige Behauptung finden.



Die Kunst und Mythologie der Maya hat mich zu vielen Grafiken inspiriert. Hier trägt der kosmische Drache die Weltkugel.



Tagebuchaufzeichnung: *Palenque, Januar 1996*

Es hat die ganze Nacht geregnet, besser gesagt gegossen! Jetzt hängen nur noch Nebelschleier in den Baumkronen. Die ersten Sonnenstrahlen lassen

die Tropfen auf den großen Blättern der üppigen Aronstabgewächse in allen Regenbogenfarben aufleuchten. Papageienschwärme ziehen schnatternd über den Dschungel, die letzten Schreie des morgendlichen Brüllaffenkonzerts verhallen. Ich trete aus dem Dschungel heraus und gehe zur nächsten Kuhweide. Kaum betrete ich das Gras, leuchten schon die goldenen Köpfe der Zauberpilze zwischen den Halmen hervor. Gestern lag hier nur ein großer Kuhfladen, heute gedeiht hier das „Fleisch der Götter". Die Pilze *(Psilocybe [Stropharia] cubensis)* sind prall und frisch, gerade dabei, ihren Hut aufzuspannen. Schnell habe ich mir eine Portion gesammelt. Als ich die Wiese verlasse, sehe ich die nächsten Pilzsammler heranziehen. Auch sie werden reichlich finden – kein Wunder nach diesem Regen. Hier kann man die Pilze förmlich wachsen hören.

Mein Weg treibt mich in Richtung der fantastischen Ruinen aus der Mayazeit. Ich schlendere durch den Dschungel, erfreue mich an den Geräuschen, den Chören von Grillen und Zikaden, den Rufen des bunten Federviehs, dem Plätschern der Bäche und dem Rauschen der Wasserfälle. Die Vegetation dampft noch, aber die Sonne sticht bereits. Ich steige eine Tempeltreppe hinauf und setze mich in einen kleinen Tempel, von dem der Blick ungestört über das ganze Zeremonialzentrum, über Tempel, Türme und Pyramiden streifen kann. Der Ausblick ist erhebend. Hinter der Anlage aus dem 8. Jahrhundert erheben sich kegelige und pyramidenförmige Hügel und Berge. Die Morgensonne taucht die Szenerie in goldenes Licht, vertreibt die Nebelfetzen aus dem Gestrüpp und segnet das Land mit ihrer Kraft. Genüsslich verzehre ich die Pilze. Sie schmecken wie frisch geerntete, rohe Champignons, nur ihre Wirkung wird ganz anders sein.

Ich versinke im Anblick der alten Mayabauten. Plötzlich erscheinen sie so, wie sie in vorspanischer Zeit ausgesehen haben müssen. Da liegen keine blassen Kalkstein-Ruinen mehr, die Tempel und Paläste sind mit den wunderbarsten Formen und Mustern bemalt. Alles in Erdfarben; Braun- und Rottöne dominieren, aber auch ein blaugrünes Türkis schimmert hindurch. An den Treppen der Tempel ranken Winden empor, deren Blüten sich lüstern der Sonne öffnen, auf den Tempelsimsen tanzen

befiederte Jaguare. Am Eingang „meines“ Tempels locken junge Göttinnen, freudig ihre Reize darbietend. Ich folge ihrem Angebot, betrete den Tempel. Im Inneren ist der Raum unbeschränkt. Da, wo einst Wände standen, eröffnet sich das unendliche sternenerstrahlte Weltall. Vor mir steht ein riesiger goldener Pilz, von innerem Licht erfüllt. Aus seinen Lamellen regnen Sporen – wie funkelnde Brillanten – herunter. Ich selbst werde zu einem tanzenden Jaguar, huldige dem Pilz und verschmelze mit den Mayagöttinnen.



Ich sollte noch oft, zusammen mit Lakandonen, Palenque besuchen. Einmal war ich mit ein paar Männern aus Naha’ mit nach Palenque gefahren, um ihnen beim Verkauf ihrer Pfeile und Bögen zu helfen. Dazu fuhren wir zum Ruinengelände. Den Lakandonen war es erlaubt, unter den Bäumen am Eingang zum archäologischen Bereich zu sitzen und ihre Ware feilzubieten.

Ich saß zwischen den Lakandonen, trug das gleiche Gewand wie sie, die Xikul, und hatte wie sie lange Haare. Immer wieder kamen Touristen vorbei und beäugten neugierig die Indianer und ihre Werke. Meist waren es mexikanische oder US-amerikanische Touristen; viele in Khaki. Da die Lakandonen die meisten Touristen nicht verstehen konnten, vor allem nicht die Amerikaner, half ich beim Übersetzen. Eine Gruppe Amerikaner kam. Die Amerikaner hatten offenbar keine Vorstellung davon, dass die Indianer kein Englisch sprechen können. Sie fragten auf typisch amerikanische Weise (mit texanischem Akzent), was wir da verkaufen würden. Ich erwiderte in Englisch (mit kalifornischem Akzent), dass es sich um die traditionellen Pfeil & Bogen-Sets der letzten nicht-christianisierten Maya handeln würde. Der Wortführer der Gruppe sagte zu seinen Kumpanen: „Ey, hier gibt es echte Indianer und echte Pfeile und Bögen.“ Dann sollte jemand vormachen, wie man damit schießt. Ich übersetzte und K’in stand auf, tat den Schuss und reichte den Bogen an den Amerikaner weiter. Der konnte weder den Pfeil richtig anlegen noch

zielen; der Bogen war zu stark für ihn. Die Lakandonen lachten – wie immer. Ich erklärte, dass man sehr viel Übung brauche, um den harten Bogen zu spannen und zu führen. Jedenfalls kaufte jeder in dieser Gruppe ein Pfeil & Bogen-Set. Die Gruppe wollte gerade dem Eingang zuströmen, da drehte sich ihr Wortführer zu mir um und fragte mich, wieso ich so gut Englisch spräche. Ich musste ein Grinsen unterdrücken und antwortete „Das habe ich gelernt." (was ja auch stimmte). „Wo denn?" „Na, in Kalifornien" (was auch stimmte). Später hörte ich, wie der verblüffte Mann den anderen erzählte, dass er einen wilden Indianer getroffen habe, der sogar Englisch sprechen konnte. Ich erzählte das meinen Freunden, die über diese Borniertheit herzlich lachen mussten.

Da wir gerade bei Pfeilen und Bogen sind, muss ich berichten, wie ich meinen lakandonischen Namen Häläl Winik erhielt.

Als ich das erste Mal nach Naha' kam, hatte ich noch keinen Namen. Damals hatte mich der alte Chan K'in danach gefragt. Ich jedoch wollte ihm nicht meinen Vornamen Christian sagen, denn er hätte gemischte Gefühle auslösen können. Also erklärte ich, dass ich einen Namen bräuchte. Ich erzählte, dass ich von jenseits des Meeres komme und zum Stamm der Germanen gehöre. Germane bedeutet „Speermensch". Da ich das Lakandonwort für Speer nicht kannte, benutzte ich das Wort für Pfeil, *häläl*. Ja. Ich sei ein Pfeilmensch, ein Häläl Winik. Da entschied Chan K'in, dass dies mein Name in Naha' sein sollte. Von da an wurde ich von allen Häläl Winik genannt. Manche benutzten auch eine Spitznamenvariante Hälaan.

Jahrzehnte später erfuhr ich, dass in der Hamburger Umgebung der weltweit älteste bekannte Bogen samt Pfeilen gefunden wurde. Dieser Pfeil und Bogen wurde in der Nähe meines Elternhauses in Meiendorf ausgegraben. Er stammt von den prähistorischen, eiszeitlichen Rentierjägern und wird auf ein Alter von über 12000 Jahren datiert.[40] Also war es gar nicht so falsch, dass ich meine Ahnen als „Pfeilmenschen" bezeichnet habe. Eine erstaunliche Synchronizität.

Die Suche nach meinem Tiergeist

Als ich zum ersten Mal nach Naha’ kam, hat mich der alte Chan K’in schon bei unserer ersten Begegnung gefragt, was mein *oonen* sei. Ich konnte mir zunächst nichts darunter vorstellen. Da aber alle Menschen in Naha’ ihr *oonen* kennen, muss es sich dabei um etwas Wichtiges handeln. Die Menschen in Naha’ hatten nur zwei verschiedene *oonen*, den *ma’ax* genannten Spinnenaffen und das *k’ek’en* genannte Wildschwein. Ich fragte mich, ob es sich dabei um ein Totem, eine spirituelle Identität oder nur eine Art von Nachnamen oder Clannamen handeln würde.

Das *oonen* war nicht *pixan*, „Seele“, war nicht *–ol*, „Bewusstsein“, weder *tukul*, „denken“, noch *puksik’al*, „Herz“. Auch kein *[äh] way*, ein „in eine Tiergestalt verwandelter Zauberer“. Also, was ist dieses *oonen*?[41] Vielleicht eine Art Tierseele?

Beim Sinnieren darüber musste ich mich fragen, was die Seele sei, ein Seelentier oder ein Tiergeist?

Was ist die „Seele“? Das altgermanische Wort *sele* leitet sich von dem allgemeingermanischen Wort *See* (althochdeutsch *se[o]*; Binnensee, Meer) ab. Es bedeutet „die zum See Gehörende“.[42] Nach germanischer Auffassung lebten die Ungeborenen und Toten im See, unter Wasser oder unter der See (Meer). Sie lebten dort als immaterieller Seelenkörper, meist unsichtbar, kaum zu bemerken. Auf der spiegelnden Wasseroberfläche kann man sich selbst in der Gestalt seiner Seele erkennen. Dazu musste man in einen veränderten Bewusstseinszustand versetzt werden und eine schamanische Seelenreise antreten. Dabei verwandelt sich die Seele des Menschen in seine Tiergestalt, etwa einen Vogel. Je nachdem, was einem vom See gespiegelt wird, kann man sein transformiertes Seelenwesen wahrnehmen. Das heißt, dass die Seele in der heidnisch-germanischen Zeit eine Verbindung zur geistigen Welt darstellte. Außerdem gibt die Seelengestalt auch den Zustand ihres „körperlichen Besitzers“ wider. Unsere Seele ist also ein Tor zur schamanischen Welt. Im späteren

Christentum verlor die Seele diese heidnische Bedeutung und stand für „Inneres eines Dings“ … Nach dieser Definition der Seele konnte das *oonen* unmöglich dasselbe sein, vielleicht aber etwas Verwandtes.

Da wurde ich in der germanischen Mythologie fündig. So heißt es, dass es eine *Fylgia* gibt. Die Fylgia, oder in der Mehrzahl Fylgien, sind so etwas wie eine „Folgeseele“ oder das „vom Leib des Menschen losgelöste Seelenwesen“. – Die Fylgien werden nur im Traum oder von seherisch begabten Menschen wahrgenommen; sie erscheinen in Frauen- oder Tiergestalt, sind aber eine Art Doppelgänger des Menschen, die statt seiner agieren oder als ominöse Vorzeichen auftreten können.“[43] Ja! Das war das *oonen*. Es wird im Traum in Gestalt eines Tieres wahrgenommen, es kann sich vom menschlichen Körper abtrennen und in andere Welten oder Wirklichkeiten einblicken; es kann außerhalb des Körpers erscheinen und anhand seiner Gestalt aufzeigen, in welchem Zustand sich der dazugehörige Mensch befindet, beispielsweise ob er krank werden oder einen Unfall haben würde. Das *oonen* ist mit dem Menschen schicksalhaft verbunden. Nach diesen Erkenntnissen übersetzte ich das Wort *oonen* als Tiergeist.

Außerdem könnte man im Traum das *oonen* eines anderen Menschen in seiner Tiergestalt sehen. Manchmal würde auch eines der Dschungeltiere das *oonen* eines Fremden sein. Deshalb dürfe man kein Tier schießen, das in irgendeiner Form an einen bekannten Menschen erinnere. Schließlich will man ja nicht durch Unachtsamkeit einem verwandten Menschen dessen Tiergeist wegschießen. Würde man es tun, so würde der betroffene Mensch krank werden oder einen Unfall haben.

Alle Lakandonen sagten mir, dass ich auch einen solchen Tiergeist hätte, aber ihn nicht kennen würde. Chan K’in erklärte mir dann genau, wie ich meinen Tiergeist erkennen könne. Wenn ich einen Traum habe, in dem ich meinen Vater, Großvater oder älteren Bruder[44] in ihrer Menschengestalt sehe und daraus erwachen würde, würde sich mir ein Tier zeigen – nicht im Geist, sondern in der realen Welt. Ich dachte

natürlich sofort, wenn das so wäre, würde ich wohl ein Moskito oder einen Kakerlaken als Tiergeist haben. Schöne Aussichten.

So war ich eines Tages in Palenque und übernachtete auf dem Boden einer kleinen Dschungelhütte. Ich übergab mich der tropischen Nacht mit ihren zauberhaften Geräuschen. Selig schlummerte ich ein, zum Konzert der Insekten und Vögel, der so beruhigenden Dschungelsymphonie. Im Traum traf ich meinen Vater, meinen Opa und meinen älteren Bruder Stephan. Noch im Traum wusste ich, wenn du die Augen öffnest, wirst du dein *oonen*, deinen Tiergeist, erblicken. Lachend wachte ich auf und blickte direkt in das Gesicht eines Spinnenaffen. Das ist also mein Tiergeist. Der Affe schien mich auszulachen und gab knarzige Geräusche von sich. Nach einer Weile drehte er sich um und verschwand rasch im Dschungel.

Als ich nach Naha' zurückgekehrt war, ging ich eilends zu Chan K'in, um ihm von meiner Traumoffenbarung zu berichten. Er saß im Schimmer des Herdfeuers und sagte nur kurz, er hätte schon gewusst, was mein *oonen* wäre. Aber an diesem Abend war er nicht besonders gesprächig und sagte nichts.

Wochen später saßen Chan K'in und ich im Götterhaus. Dort mussten wir aus rituellen Gründen die Nacht verbringen, um einen fermentierenden *balche*'-Trank zu bewachen. Als es dunkel wurde, fachten wir das Feuer an. Wir sollten die ganze Nacht wachen, das Feuer erhalten und Weihrauch für die schützenden Götter und Göttinnen räuchern. Außerdem sollten wir aufpassen, dass sich dem heiligen Bezirk kein Zauberer nähert, der sich in einen Jaguar verwandelt hatte.

Da sprach Chan K'in plötzlich zu mir: „Erinnerst du dich noch an den Tag, als du zum ersten Mal zu uns nach Naha' gekommen bist?"

„Ja klar, das war einer der entscheidensten Momente meines gesamten Lebens."

„In der Nacht vor deiner Ankunft sah ich einen Spinnenaffen, der genauso wie du aus dem Wald gekommen ist. Da wusste ich, dass am folgenden Tag ein Mensch mit dem *oonen* Spinnenaffe zu Besuch käme. Der Affe ist mir im Traum auf die Brust gesprungen und hat mich liebevoll

umarmt. Da wusste ich, dass der Fremde, dessen Tiergeist der Spinnenaffe ist, ein freundlicher Mann sein würde. Deshalb haben wir dich auch bei uns wohnen lassen und dir unsere Sprache beigebracht.“

Ich war bass erstaunt. Chan K’in ergänzte noch: „Ich wollte dir nicht sagen, dass du den gleichen Tiergeist hast wie ich. Ich wollte, dass du es selbst herausfindest.“

Das Dorf von Naha’

Die Menschen und ihre Namen, ihre Tiergeister und ihre Verwandtschaft sind für die Lakandonen ein wichtiges Thema.

Die Lakandonen nennen sich selbst *hach winik*, „echte, ursprüngliche Menschen“. Ihre Sprache heißt *hax t’an*, „echte, ursprüngliche Sprache“. Dass sie ein Mayavolk seien, haben sie erst von den Ethnologen und Archäologen gelernt.

Den Namen *Lacandones* haben sie von anderen Indianern und vor allem von den Spaniern erhalten. Der Name ist eine hispanisierte Ableitung von *akantun*, „aufgestellte Steine“, damit sind die Stelen und Lintel der alten Maya gemeint. *L [os] acantunes*, also, „die, die Steine aufstellen“, wurden sie genannt.

Nach dieser Fremdbezeichnung wurde auch der Dschungel, in dem sie fernab aller Zivilisation lebten, benannt: *La Selva Lacandona*, „Der Lakandonenwald“.

Die Lakandonen werden aber von anderen Indianern, vor allem den Tzotzilen, Tzeltalen und Chol als *Caribes*, „Kannibalen“, „Menschenfresser“ oder „Wilde“ bezeichnet. Das Kennzeichen aller Caribes sind ihre langen Haare. In der Tat haben die Tzotzilen und Tzeltalen Angst vor den Lakandonen, aber auch vor fremden Langhaarigen. Oft fliehen sie vor den doch so harmlosen Lakandonen und schreien „Achtung Caribes“ – Kannibalen sind immer die anderen.

Die Lakandonen kennen nur sehr wenige Namen. Ihr Name hängt von dem *oonen*, dem Tiergeist, ab. Da sich der Tiergeist vererbt, sind jedem Nachkommen bestimmte Namen zu geben. Bei den Personen, dessen Tiergeist der *ma’ax* oder „Spinnenaffe“ ist, gibt es für die männlichen Nachkommen nur die vier Namen K’in („Sonne“), Chan K’in („Kleine Sonne“), K’ayum („Herr des Gesanges“) und Bol (eine Wildkatze). Der älteste Sohn muss K’in genannt werden, der zweite Chan K’in, der dritte K’ayum, der vierte Bol; der fünfte heißt wieder K’in, der sechste wieder

Chan K'in usw. Die älteste Tochter wird Nuk („die Alte") genannt, die folgende Chan Nuk („die kleine Alte"), die dritte wiederum Nuk, die vierte Chan Nuk usw.

Die männlichen Nachkommen des Tiergeistes *k'ek'en* oder „Wildschwein" tragen dieselben Namen wie die Männer des *ma'ax*-Tiergeistes und zusätzlich Chanbol („kleine Wildkatze"). Die Frauen heißen abwechselnd Koh („Zahn") und Chan Koh („Kleiner Zahn").

Die Lakandonen sprechen sich aber nicht mit ihren Namen an, sondern benutzen Verwandtschaftsbezeichnungen. So wird der Vater Tet, die Mutter Na' genannt. Wäkan wird jeder Schwager oder Schwiegersohn genannt. Wits'in werden die jüngeren Geschwister, aber auch die Neffen und Nichten sowie die Enkel gerufen. Yum heißt der Schwiegervater, der Großvater, der Onkel; aber Yum wird auch jeder Fremde gerufen, mit dem man verwandt sein könnte. Yum ist aber auch die Anrede für die männlichen Götter … Ich wurde von vielen Lakandonen Yum genannt, da ich wohl irgendwie verwandt war.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass keiner so richtig durchblickt, wer wann wie und von wem genannt werden muss. Daher war es wohl am besten, die direkte Anrede zu vermeiden sowohl mit dem Namen als auch mit dem Verwandtschaftsterminus.

Manche Lakandonen haben selbst gewählte Namen oder Spitznamen angenommen, unter denen sie über ihre Stammesgrenzen hinaus bekannt sind.

In Naha' gibt es einen Mateo viejo (der auch Chan K'in Ma'ax heißt) und einen Mateo joven, seinen Sohn. Ein anderer Mann wird seit alters her Antonio genannt (er heißt eigentlich Chan K'in Ma'ax). Die Männer einer Linie aus dem Wildschwein-Tiergeist haben den spanischen Namen Paniagua angenommen. Einige Männer nennen sich bei offiziellen Anlässen García. Manche Lakandonen tragen besondere Spitznamen: ein Chan K'in Ma'ax heißt Tulix Ho', „Libellenkopf"; ein anderer Chan K'in Ma'ax wird Säk Ho', „Blondschopf" genannt. Es gibt einen K'in Mulux, einen „Lockenkopf", usw. In meinen Aufzeichnungen habe ich den vielen

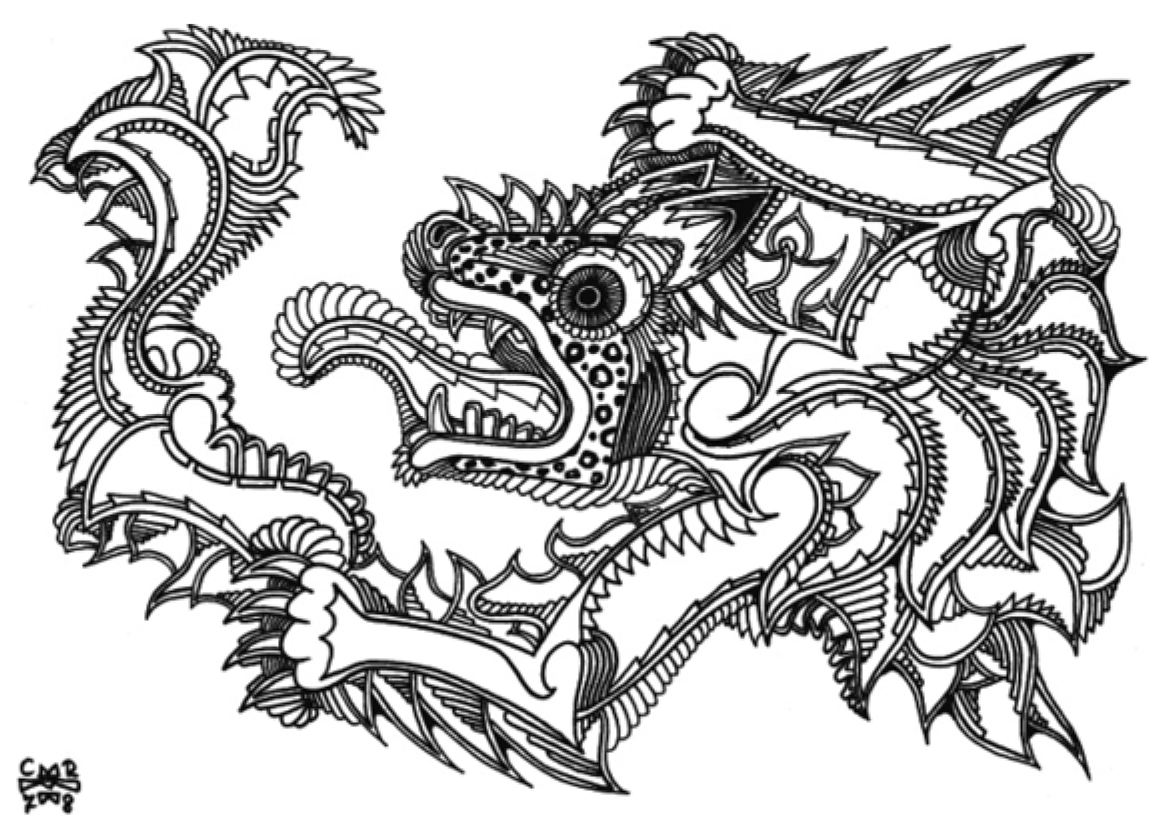
Chan K'ins und K'ins einen Code beigesetzt: Chan K'in A1 bedeutet beispielsweise der erste Sohn von Antonio.

In Naha' leben rund hundert Lakandonen. Alle sind miteinander verwandt, eigentlich besteht die Gemeinschaft nur aus zwei Familien. Es gibt vor allem Menschen mit dem Tiergeist Spinnenaffe sowie ein paar wenige, die zum Wildschwein zählen. Früher gab es noch Lakandonen mit anderen Tiergeistern: Jaguar, Delfin, Hirsch, Reh, Gelbschnabelhocko, Nasenbär und Waschbär, doch heute sind diese verschwunden, niemand weiß wohin.

Naha' ist eines von drei Dörfern, die von Lakandonen besiedelt werden. Etwa acht Kilometer von Naha' entfernt liegt die Siedlung von Mensäbäk (auch Metzabok geschrieben). Dort leben viele Verwandte der Einwohner von Naha'. In Mensäbäk gibt es einige traditionelle Familien, aber auch ein paar missionierte.

Weiter im Süden, in der Nähe der berühmten Maya-Ruinen von Bonampak, liegt noch eine dritte Siedlung, Lakanha' Chansayab genannt (meist Lacanjá geschrieben). Dort wohnen die „anderen" Lakandonen, die sich in Kultur, Sprache und Sozialstruktur von der nördlichen Gruppe unterscheiden. Sie hatten, im Gegensatz zu den nördlichen Lakandonen, echte Priester, schamanische, spirituelle Führer. Seit ihre Priester gestorben sind, haben sie sich zum Christentum bekehren lassen. Es heißt, dass die Priester von den Missionaren der fundamentalistischen US-amerikanischen Sekte der Wycliff Bible Translators (auch Summer Institute of Linguistics) ermordet worden seien.

An den Lakandonen von Naha' haben sich die Missionare die Zähne ausgebissen. Dort glaubt niemand an den fremden, grausamen und rächenden Gott, der aus fernen Landen stammt.



Der Jaguar ist in der Kosmologie der Maya ein metaphysisches Wesen. Er symbolisiert die Anderswelt und stellt den Schamanen dar.

Immer, wenn ich in Naha' war, wohnte ich in „meiner" Hütte. Sie war das Haus für die heiratsfähigen, aber noch unverheirateten Jungs aus Chan K'ins Familie. Bei meinem ersten Besuch lebten noch drei pubertierende Knaben in dieser Hütte. Später, als alle verheiratet waren, hauste ich dort ganz alleine. Chan K'in hatte gesagt: „Jetzt bist du der einzige nicht verheiratete Mann in meiner Familie, also gehört die Hütte dir." Die Lage meiner Hütte war ideal für mein Forschungsvorhaben. Sie lag recht zentral in der „oberen Hälfte" des Dorfes, sodass ich das dörfliche Geschehen von dort aus gut beobachten konnte. Hinter meinem Haus lag gleich der Weg, ein Trampelpfad durch das Unterholz, der direkt zum versteckt gelegenen Götterhaus führte.

Das Götterhaus war der zeremonielle Mittelpunkt von Naha', auch wenn es abseits am Rande der Siedlung auf einer Lichtung im hohen Dschungel lag. Es ist ein palmwedelgedecktes, wandloses Haus. An der Decke hängt ein großes Brett, auf dem die Götterschalen stehen. Sie sind

aus Ton und haben einen grob gebildeten Kopf. Es gibt dort an die zwanzig Götter und Göttinnen, die alle mit dem Kopf in Richtung Osten stehen. Für Rituale werden sie nach einer Divination, *k'inyah*, „die Prophezeiung der Krankheiten", ausgewählt, auf ein Brett auf dem Boden gestellt und Weihrauch in ihnen verbrannt. Die meisten Schalen sind voller Brennrückstände. Wenn es Opfertränke oder Opferspeisen gibt, wird immer der „Kopf" geopfert, das ist der erste Tropfen oder der erste Krümel. Dazu wird er auf die Unterlippe der Götterköpfe getropft oder gelegt. Dann wird der Weihrauch mit einem Kienspan entzündet. Er brennt prasselnd und mit heller Flamme, und schwarzer Rauch steigt auf. Dieser Rauch muss mit einem Blatt der Bergpalme „eingefangen" werden. Viele Klumpen Weihrauch werden verbrannt. Weil durch die entstehende Hitze immer etwas von dem Harz verdunstet, verbreitet sich ein köstlicher Duft. Dieser Duft steigt in den Himmel zu den Göttern und Göttinnen. Vor ihnen verwandelt sich dieser Duft in ein köstliches Getränk, eine Art Nektar, die Lieblingsspeise der Götter. Der alte Chan K'in hat mir immer wieder erzählt, dass man jeden Tag etwas Weihrauch verbrennen müsse. Denn dann würden die Götter wohl genährt und den Menschen mit seiner Familie beschützen, etwa vor Krankheiten.

Neben dem eigentlichen Götterhaus gibt es noch eine Zeremonialküche. Dort bereiten die Frauen die Opferspeisen zu. Geopfert werden die ersten Maiskolben, der erste Kürbis, aber auch der erste Tabak. Manchmal gibt es Nahwah, große Maisfladen. Sie werden aus Maisteig und einer Füllung aus schwarzen Bohnen oder Affenfleisch gebacken.

Vor dem Götterhaus steht das Balche'-Kanu, eine Art kanuförmiger Gärbottich für den heiligen Trank.

Auf Papageienjagd

„Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O lass den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.“

Johann Wolfgang von GOETHE

Meine erste Begegnung mit dem Räuchern hatte ich auf einer Schulparty. Damals war ich gerade 13 Jahre alt. Ein älterer Schüler kam auf mich zu, gab mir ein indisches Räucherstäbchen, sagte „Bitte!“ und zündete es an. Stolz trug ich das glimmende Räucherstäbchen in den Händen und beräucherte damit die Tanzenden, vor allem die Mädchen, auf die ich ein frühpubertäres Auge geworfen hatte. Von da an gehörten Räucherstäbchen zu jeder Party, zu jeder Fete, zu jedem Fest. Damals wusste kaum jemand, warum geräuchert werden sollte. Es war einfach nur in (heute würde man sagen cool). Ich fühlte mich ganz in, obwohl ich gar nicht genau wusste warum.

Erst bei den Lakandonen habe ich das richtige Räuchern kennengelernt, dessen Sinn verstanden und öfter selbst Pinienharz verbrannt.

Wenn ich in Naha’ früh morgens zur Toilette, einem echten Donnerbalken, im lichten Dschungel ging, kam ich immer direkt am Götterhaus vorbei. Meist hockten da schon der alte Chan K’in und der alte Mateo. Immer loderte ein Feuer zwischen den drei Steinen. Die beiden Männer brachten den Göttern duftendes Räucherwerk dar; ein tagtägliches Morgenritual. Dabei sangen sie Gebete, unterhielten sich aber auch über die Träume der letzten Nacht, über den aktuellen Dorfklatsch und über die Probleme mit der Regierung. Zuerst wunderte ich mich darüber, denn sie schienen mitten im Gebet kleine Geschichten oder einen Witz einzubauen.

Nach meinem morgendlichen „Regierungsgeschäft“ setzte ich mich zu ihnen. Das Götterhaus und seine nähere Umgebung dufteten köstlich nach wohlriechendem Harz. Für mich war das ein Zauberhauch. Ich fragte die beiden, wieso sie ihre Gebete immer wieder unterbrechen würden, um Klönschnack zu halten. „Werden die Götter dadurch nicht beleidigt?“ – Statt einer dezidierten Antwort lachten die beiden nur. Anscheinend ist es den Göttern egal, ob die an sie gerichteten Gebete immer wieder unterbrochen werden.

Ich bat den alten Chan K’in, mir das Räuchern und alles, was damit zu tun hatte, beizubringen. Er stimmte sofort zu. „Es ist sehr gut, wenn du das Räuchern lernst. Damit kannst du die Götter und Göttinnen füttern und ernähren. Du solltest es möglichst jeden Morgen, gleich nach dem Aufwachen, noch vor dem ersten Essen machen.“

Chan K’in zündete sich eine selbst gedrehte Zigarre an und sagte: „Wenn der Copal verbrennt, steigt sein Rauch zum Himmel auf. Der Rauch trägt die Seele des Copals zu den Göttern. Dort verwandelt sie sich in ch’ula, ein süßes Maisgetränk, das die Götter besonders gerne mögen. Damit erfreust du ihr Bewusstsein. Dann sind sie glücklich und helfen demjenigen, der für sie Copal verbrennt.“ Ich fragte nach den Worten der Gebete. „Es sind Worte, die du auswählst, so als sprächest du mit den Göttern. Du sagst ihnen, welche Hilfe du brauchst und versprichst ihnen dafür, jeden Morgen ihr Lieblingsgetränk anzurichten.“ Ich fragte, ob die Gebete nicht so aufgebaut seien wie die Sprüche. „Nein. Du sprichst einfach zu ihnen. Der Rauch vom verbrannten Copal trägt deine Worte zu ihren Ohren.“

Ich musste an mein erstes Räucherstäbchen denken und grinste vor mich hin. „Wozu ist das Räuchern noch gut?“ „Es schützt und hilft den Kranken. Wenn du für einen Kranken Copal verbrennst und den Rauch mit einem eingerollten Blatt der Bergpalme einfängst, dann heilen die Götter.“ Ich musste genauer nachfragen. „Das schwarz angerußte Blatt nimmst du nach deinem Opfer mit ins Dorf zurück und befestigst es an der Hängematte oder über dem Bett des Kranken. Dadurch können die Götter den Kranken helfen.“ Wieso das? „Du zeigst ihnen mit dem Duft

des Weihrauchs, der an dem Blatt heftet, den Ort, an dem ein kranker Mensch darniederliegt. So können die Götter riechen, wo ihre Hilfe gebraucht wird.“

Das war – quasi theologisch – ein echter Hammer. Da hatte mir der alte Mann tatsächlich erklärt, dass die Götter nicht allmächtig sind und nicht alles, was auf der Erde geschieht, sehen können. Der Mensch muss ihnen zeigen, wo es langgeht! Darüber musste ich mehr erfahren. „Ist es nicht so, dass die Götter alles sehen, was die Menschen machen?“ – „Nein! Sie haben viel zu viel zu tun mit ihren eigenen Sachen. Es ist wie bei den Menschen. Sie können zwar viel sehen, sind aber nicht immer dabei. Wenn die Götter den Duft riechen, können sie an den Ort der Erde blicken, von dem der Geruch ausgeht. Ja, sie können vom Himmel aus sehen, was hier auf der Erde los ist. Wir hingegen können nicht in den Himmel schauen und die Götter erblicken.“

„Woher wissen die Menschen auf der Erde von den Göttern im Himmel, wenn sie sie gar nicht sehen können?“

„Von unseren Urahnen. Sie konnten noch so weit sehen. Sie konnten sogar die Wege in den Himmel finden und dorthin wandern. Sie haben die Götter noch sehen können. Sie haben sich sogar mit den Göttern unterhalten. Von unseren Urahnen wissen wir alles über den Himmel, auch über die Unterwelt und das Totenreich des Kisin.“

Endlich hatte ich einen schamanischen Ursprung der Lakandonen gefunden!

Daraufhin erzählte mir Chan K’in die Geschichte von den Yahau Winik, den Habo’, den echten Menschen von Yaxchilan: „Die Habo’ sahen die Götter und hatten deshalb eine echte Statue des K’ulels, des Wirbelwindes. Die Statue beschützte sie und erlaubte es nicht, dass Krankheiten wie Kopfschmerzen oder Erbrechen zu ihnen kamen. Wenn die Sonne im Zenith stand, drehte sich die Statue dorthin, wohin die Sonne geht (Westen). Wenn, es hell wurde, blickte sie nach Norden. Dann, wenn es hell wurde, dorthin, von wo die Sonne schien. Sie drehte sich ganz von selbst. Die Statue hatte einen Kopf wie wir, sie hatte lange Haare und trug

ein Xikul. Die Statue war nicht aus Stein, sie war aus Holz, von Äkinchob geschnitzt; aus Zedernholz (*Cedrella mexicana*).

Wir wissen nicht, wohin die Habo' gegangen sind; sie sind nicht mehr da, nicht mehr am Ufer des Großen Flusses. Es gab einen unter ihnen, der hieß ‚Fest-wuchs sein-Kleid'; seine Kleidung war an seinem Körper angewachsen, damit er sich in einen Jaguar verwandeln konnte.

Die Habo' hatten den Waschbären als Tiergeist. Sie hatten Kanus, die sie im Verborgenen hielten. Es waren Krokodile. Die Kanus verwandelten sich in Krokodile. Das Kanu tauchte bei Hochwasser oder an Stromschnellen bis auf den Grund des Großen Flusses. In der Gestalt eines Krokodils. Wenn es wiederauftauchte, verwandelte es sich wieder in ein Kanu.

Als ein Habo' in den Himmel gerufen und dorthin gebracht wurde, nahm er von dort Pfeile und Bogen mit. Die stellte er auf die Erde und ging fort. Als er wiederkam, um sie zu holen, wuchs an der Stelle ein Guayakbaum. Er hatte Blätter bekommen. Es war ein riesiger Baum mit einem sehr dicken Stamm. Hellgrün waren seine Blätter. An seinen Ästen hingen Lianen herunter und wurzelten im Boden. Die Bogensehne war zu einer Mörderfeige geworden. Die Schäfte der Pfeile, die aus Rohr (*Arundo donax*) geschnitten waren, verwandelten sich zum Schilfrohr. Später sah der Habo', dass der von der Mörderfeige umwachsene Baum wieder zum Bogen wurde, die Lianen zur Sehne und das Schilfrohr zu Pfeilschäften. Ja, die Habo' hatten lebende Pfeile und lebende Bögen. Sie lebten alle.

Zuerst war es Äkinchob, der im Auftrage des Hachäkyum die Habo' in den Himmel holte. Äkinchob stieg vom Himmel herab und ging in die Milpa. Dort traf er einen Habo': ‚Bist du es, mein Sohn?' Der Habo' war gar nicht erschreckt. Er hatte keine Angst, denn stark war sein Bewusstsein. ‚Äkinchob, komm, gehen wir. Du sollst Hachäkyum sehen, der euch erschaffen hat. Gehen wir, dass du ihn siehst, dass du den Himmel siehst, dass du Hachäkyum siehst, dass du die Haustiere der Götter siehst.' Sie gingen ein wenig, der Habo' spürte nicht, ob es weit war. Sie wanderten nur eine halbe Stunde. Dann kamen sie im Himmel an. Und der Habo' sah, dass es eine Milpa gab, eine riesige Milpa, und dass es

Wald gab. Er sah sehr große Schlangen und die himmlischen Jaguare. Er sah die großen Schlangen K'uk'ulkan und Habpikan; sie waren Mann und Frau. Vor ihnen und den hausgroßen Jaguaren hatte der Habo' Angst. Dann kamen sie bei Hachäkyum an. ‚Blicke nicht in sein Gesicht. Nur einen Augenblick kannst du ihn erschauen, ihn, der euch erschaffen hat.' Äkinchob warnte ihn, dass er sich nicht auf den Hocker setzen soll, den der Gott ihm anbieten werde. Wenn er sich auf den Hocker setzt, wird er für immer im Himmel bleiben müssen und niemals auf die Erde zurückkehren. ‚Denn du sollst auf die Erde zurückkehren, um uns Stirnbänder und Balche'-Trünke zu opfern. Du sollst den Menschen von uns erzählen.' Als der Habo' in das Götterhaus eintrat, gab man ihm Pozole zu trinken. Man gab ihm Maisfladen zu essen. Hachäkyum gab ihm auch Bohnen zu essen. ‚Hier gibt es kein Fleisch. Das Fleisch gibt es bei euch. Ihr sollt davon essen.' Er sah noch weitere Tiere der Götter: ein riesiges Stachelschwein und Ko'oti Ka'an, den himmlischen Adler. Der Habo' sollte sie füttern. Ihm wurde gesagt, dass er, wenn sein Ende gekommen sei, wieder hierher zu den Tieren der Götter kommen würde und sie erneut füttern müsse. Er sagte, dass er dann Angst bekäme und sie nicht füttern könne. Da antwortete Äkinchob: ‚Wenn du wieder hierherkommst, wirst du gestorben sein, wirst du zur Hülle geworden sein. Dann kennst du keine Angst mehr.'

Der Habo' hatte alles gesehen, die Götter, die Haustiere der Götter, die großen Schlangen und riesigen Jaguare, das halbgöttliche Stachelschwein und den himmlischen Adler. Er hat auch K'ulel, den Großen Wirbelwind, gesehen. Er sah die Götter Itsanah und Säkapuk. Sie waren es, die den Himmel geschaffen hatten.

Dann wurde der Habo' von Äkinchob zurück zur Erde gebracht. Es ging sehr schnell, kaum zu spüren. Akinchob sagte: ‚Und jetzt gehst du zu deiner Frau, deinen Kindern und allen deinen Verwandten und berichtest ihnen davon, wie es im Himmel aussieht. Ich erzähle dir noch, wie viele Tage du hier verbracht hast.' ‚Nicht einen Tag habe ich dort verbracht.' ‚Nein, mein Sohn, du hast zwei Tage und zwei Nächte im Himmel

verbracht. So lange dauert es in deinem Haus, aber du bemerkst es nicht.‘ Ja, so haben es die Urahnen, so hat es mir mein Vater erzählt.“

Ich war verblüfft. Diese Geschichte klang wie eine leibhaftige Erinnerung an die Kultur der alten Maya, erinnerte an den Chilam Balam, den „Liegenden Jaguar“.

Ich wollte noch mehr hören. Aber Chan K’in hatte keine Lust mehr. Er sagte nur: „Ein anderes Mal.“ Mein „Unterricht“ war für heute beendet.

Bald darauf fragte mich Chan K’in, ob ich mit ihm, seinen Frauen und einigen Kindern mit ins Holz gehen wolle, zu den Pinien, den *tähte*’, den Geraden Stämmen. Natürlich wollte ich.

Chan K’in, seine beiden jüngeren Frauen, ein paar Kinder und ich brachen schon vor Sonnenaufgang auf. Wir marschierten lange über einen Dschungelpfad, den ich noch nicht kannte. Der Boden war aufgeweicht, schlammig und glitschig. Immer, wenn jemand hinfiel, gab es viel Gelächter. Auch ich landete mehrfach auf dem Po. Ich hatte mich schon gut an das Lachen gewöhnt und musste immer mitlachen.

Als das erste Morgengrauen zu erkennen war, wurde unser Weg plötzlich ganz steil. Ich wunderte mich noch, da standen wir auch schon auf einem Hügel, der mit Pinien bewachsen war. Er lag wie eine Insel im Blätterdach des Dschungels. Durch den Pinienbestand konnte man gut hindurchsehen. Ich blickte mich um und sah, dass es viele Pinieninseln gab. Die Pinien waren so hoch wie unsere Kiefern, hatten aber sehr gerade Stämme. Aus ihren Wipfeln ertönte ein lautes Geschnatter. Chan K’in erklärte mir: „Zu dieser Jahreszeit fressen die Papageien die Pinienkerne. Davon wird ihr Fleisch sehr würzig und bekommt einen köstlichen Duft. Versuch mal, einen zu schießen! Den können wir dann zum Frühstück grillen.“ Ich wollte es einmal versuchen.



Die alten Maya kannten eine Gottheit, die aus einer Schneckenschale hervorkommt. Da ich eine große Liebe für Muscheln und Schnecken hege, hat mich diese Vision sehr begeistert: die göttliche Schnecke!

Das erste Problem war, dass ich die Papageien nur hören, aber nicht sehen konnte, obwohl sie nur wenige Meter über mir in den Ästen der Pinien saßen. Als ich endlich einen Vogel erkannte, legte ich an und schoss – vorbei! Kreischend erhob sich der Schwarm und flog zur nächsten Pinieninsel. Chan K'in meinte, dass der Schwarm bestimmt wieder zurückkehren werde. Dann sollte ich es noch einmal versuchen.

Wir suchten uns ein hübsches Plätzchen. Die Sonne ging auf und ließ die Pinien in goldenem Licht erstrahlen. Es war ein zauberhafter Ort. Wir saßen in der Sonne und konnten über die Nebelschwaden des

Regenwalddaches schauen. Die Frauen bereiteten Maisgetränke zu, aus Wasser, angesäuertem Maisteig und Rohrzucker. Köstlich, wie der Nektar der Götter.

„Jetzt werde ich dir zeigen, wie man das Harz der Pinien zapft. Denn das brauchen wir für den Weihrauch im Götterhaus." Chan K'in ging an einen Stamm, dessen Rinde flächig abgetragen war. Darunter stand ein kleines Schiffchen aus zusammengebundenen Palmenblättchen, in dem ein Harzstück lag. Das Harz lief aus der verwundeten Rinde heraus direkt in das Palmenblatt hinein. „Alle drei bis vier Tage muss man einen weiteren Streifen Rinde mit der Machete abtragen. Dann bleibt das Harz am Fließen. Ich zeige dir heute genau, wie es geht. Denn dann kannst du alleine mit meinen Kindern hierherkommen, Harz zapfen und Papageien schießen." Die Lakandonen nutzen jede Unternehmung auf vielseitige Weise, Weihrauchernte wird mit der Papageienjagd kombiniert.

Wir sammelten alle harzgefüllten Schiffchen ein, verschnürten sie in *Heliconia*-Blättern und legten die Ballen in unsere Tragnetze. Dann stellten wir mittels kleiner Holzgerüste neue, noch leere Palmenblattschiffchen an die blutenden Bäume.

Chan K'in erklärte mir noch ausführlich, wie viel man von der Rinde eines Baumes abtragen kann, ohne ihn zu töten. Dann lässt man den Baum in Ruhe. Schon bald regeneriert er sich und die Wunde schließt sich mit neuer Rinde. Dann müsse man den Baum ein bis zwei Jahre ruhen lassen und kann ihn dann erneut anzapfen.

Als die Sonne schon hoch stand, machten wir uns auf den Rückweg. Wir waren schwer bepackt. Das Harz war doch sehr schwer. Überhaupt war der Rückweg ähnlich beschwerlich wie der Hinweg. Jetzt wusste ich, warum mich Chan K'in so genau im Weihrauchernten unterwiesen hatte – für ihn war diese Arbeit wohl viel zu schwer geworden.

Als wir Stunden später in Naha' angekommen waren, brachten wird das kristalline Harz zum Götterhaus. Dort wurde es in eine Art großen Holzmörser gelegt, mit Wasser vermischt und so lange gestampft, bis daraus ein trüber Brei wurde. In diesem feuchten Zustand wurde es in Kürbisschalen gefüllt, abgedeckt und hochgestellt.

In den folgenden Wochen marschierte ich oft mit den Kindern zu den Pinienhainen, erledigte dort meine Arbeit und machte mich an die Papageienjagd. Meist vergeblich.

Obwohl ich langsam lernte, besser zu zielen, schoss ich immer noch vorbei. Eines Tages, wir waren gerade zum Rückmarsch aufgebrochen, sah ich einen Papagei, der sehr nah war. Er hockte auf einem Ast und schien mir ein gutes Ziel. Ich schoss – und traf! Der getroffene Papagei fiel ins Unterholz. Ich merkte mir die Stelle und eilte dorthin. Da lag der Papagei mit seinem leuchtenden Gefieder vor mir. Er blutete am Kopf. Wie in Trance nahm ich den noch warmen Körper in die Hände und führte den Vogelkopf zu meinem Mund. Ich schien mich selbst zu beobachten, wie ich anfing, das warme Blut aus der Wunde zu saugen. Ich war vollkommen gedankenleer. Aber in meiner Wahrnehmung gab es eine Art Explosion. Tausende von Farben stoben vor meinen Augen auseinander. Mich überwältigte ein unbekanntes Gefühl: Triumph! Da sah ich mich selbst, in einen Neandertaler verwandelt, im Taumel des Urgefühls, jubelnd im Urerlebnis der Jagd, nein des Jagderfolges. Das Blut kam mir vor wie eine psychedelische Droge. Ich erlebte einen DMT-Flash.

Danach war ich doch recht verblüfft. Was hatte ich hier erlebt? War es die archaische Urerfahrung der Jagd? Ich hatte etwas Paläolithisches erlebt. Ich war zum Jäger geworden. Das Papageienblut war mein Initiationstrank. Jetzt war ich eingeweiht in die Geheimnisse der Jäger-Beute-Beziehung. Ich muss gestehen, dass ich mich auch etwas gruselte, aber auf angenehme Weise …

Dem Tod so nah

Eines Tages waren wir auf die Milpa gegangen, um dort zu arbeiten. Ich suchte meinen Weg durch das stark überwucherte Maisfeld. Plötzlich schrie eine der Frauen: „STOPP! Nicht bewegen, da liegt eine *u chukih*, eine Große Schlange, im Gebüsch!" Scheiße, dachte ich, die gefährlichste Schlange dieser Gegend; eine Nauyaca oder *quatro narices*, „Vier Nasenlöcher" *(Bothrops atrox)*. Ihr Biss verläuft gewöhnlich tödlich, innerhalb von 45 Minuten. Dazu ist sie über zwei Meter lang, ein gewaltiger Muskelstrang, mit einem riesigen, dreieckigen Kopf. Sie kann das Maul extrem weit aufreißen und dazu noch ihre Zähne nach vorne klappen. Obendrein ist sie sehr aggressiv und besonders angriffslustig. Eine falsche Bewegung, und sie kann ihr tödliches Gift irgendwo in meinen Körper injizieren. Wenn sie mich erwischt, könnte ich tot sein. Also, so dachte ich, die Schlange oder ich.



Aus der Schlange der Fruchtbarkeit wachsen die wichtigsten Milpapflanzen hervor: Mais, Kürbis und Bohnen.

Vorsichtig schob ich meine Hand in meine Umhängetasche und holte, wie in einem Western, den alten Revolver heraus. Er war ziemlich rostig, aber mit scharfen Patronen geladen. Wie in Trance nahm ich den Revolver in die Hand, ganz automatisch. Von der Schlange konnte ich nur einen winzigen Ausschnitt sehen. Ich wusste nicht, auf welcher Seite der Kopf war und wo der Schwanz lag. Ich wusste nur, ich muss treffen, und zwar sehr genau, möglichst in die Wirbelsäule des Reptils. Bei einem Durchschuss kann sie noch attackieren. Ich hörte auf zu denken. Wie im Traum hob ich den Arm, zielte, krümmte den Finger. *Buuuuum!* donnerte es los. Ich konnte zunächst nichts sehen außer Schießpulverqualm, und meine Ohren klingelten von dem lauten Knall. Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sah ich, wie sich der Schlangenleib aufbäumte und wand. Ich hatte getroffen! Da wurden mir die Knie weich und ich sank zu Boden. Ich hatte überlebt, aber schiss mir fast vor Angst in die Hosen. Die Frauen

und Kinder liefen herbei, um sich zu vergewissern, dass die Große Schlange außer Gefecht war. Und sie war tot. Ein Mordswesen!

Die Frauen riefen sofort die Kinder zusammen. Für heute war die Feldarbeit erledigt. Sie musste abgebrochen werden, denn eine Schlange kommt nie allein. Irgendwo musste noch eine andere lauern. Doch bevor wir auf den Heimmarsch gingen, musste ich die Schlange noch rituell bestatten. Dazu hob ich ein etwa zwanzig Zentimeter tiefes Loch in dem steinigen Boden aus: das Schlangengrab. Nun musste ich einen Zigarrenstummel auf einen Stock spießen und ihn in den Rachen der toten Schlange schieben. Tief hinein. Vorsichtig vorbei an den langen Giftzähnen. Dazu murmelte ich den Spruch an die Schlangenseele:

„Hier, so gebe ich dir deinen Tabak.
Es ist dein Fehler, dass du hier herauskamst.
Hier in meiner Milpa.
Ich habe dir den Tabak in den Rachen geschoben.
So gehe denn deine Seele.
Sprich zu deinem Herrn.
Sage ihm, dass du hier in meiner Milpa
Herausgekommen bist.
Wie konnte er das erlauben?
So geh denn.“

So sollte die Seele der Schlange mit dem Zigarrenstummel in der Kehle vor den Herrn der Schlangen ziehen. Der erkennt daran sofort, dass die Schlange zu Recht von einem Menschen getötet wurde. Denn sie darf nur im Wald leben, nicht aber auf die Felder oder in die Dörfer der Menschen eindringen. Jedes Wesen hat sein Territorium; und darüber wachen die Wandernden Götter, die Götter des Waldes, die Herren und Herrinnen der Tiere. Ich brauchte also keine Gewissensbisse zu haben, ein Tier getötet zu haben. Denn ich hatte richtig gehandelt.

Die Lakandonen sagen zu diesem Bestattungsritual, dass es auch wichtig für die Gesundheit der Milpa ist. Denn der Tabak im Schlangenschlund neutralisiert das Schlangengift, da er das universale

Antidot ist. Das Gift würde sonst den Boden vergiften und damit das Maiswachstum stören.[45]

Ich hatte dem Tod direkt in die Augen gesehen. Er lauert überall und allezeit. Ich sollte ihm noch öfter ins Gesicht schauen. Der Tod sollte ein Ratgeber, ein guter Verbündeter werden, vor allem hier im Regenwald.

Mein Lehrjahr bei den Lakandonen

„Die Neugier ist die mächtigste Antriebskraft im Universum, weil sie die beiden größten Bremskräfte im Universum überwinden kann: die Vernunft und die Angst.“

Walter Moers[46]

Ich hatte vom DAAD ein einjähriges Forschungsstipendium für meine Dissertation, meine Doktorarbeit bekommen.

Mein Professor Eike Hinz hatte einen Antrag eingereicht und geschrieben, dass er unbedingt empfiehlt, mir dieses Stipendium zu geben. Ich musste eine Projektbeschreibung abgeben und ein Zeugnis hinzufügen, das bestätigte, dass ich Spanisch gelernt hatte. Von Ortwin Smailus holte ich mir noch ein Zeugnis mit der Bestätigung, dass ich fließend Maya und Lakandon sprechen könne.

Nach mehreren Wochen kam ein Brief vom DAAD. Ich wurde nach Bonn eingeladen, um mein Vorhaben vor einem Gremium zu erörtern. Man wolle prüfen, ob ich das Stipendium wert sei. Also fuhr ich nach Bonn. Ich wurde von der Sekretärin empfangen und in einen großen Raum geführt. Da saßen an die zwanzig Herren um einen U-förmigen Tisch. Ich saß in der Mitte und wurde befragt. Schnell konnte ich die Herren Professoren für mein Projekt begeistern. Doch da begann einer von ihnen, mich auf Spanisch zu befragen. Ich sollte jetzt meine Spanischkenntnisse demonstrieren, schließlich läge mein Ziel ja in Lateinamerika. Ich stotterte mehr schlecht als recht ein paar Antworten hin. Der Altamerikanist stand auf und sagte grinsend, dass er noch niemals einen Altamerikanisten getroffen hätte, der so schlecht Spanisch spräche. Ich konterte, dass er mich bitte in Maya prüfen solle, denn ich glaube, dass er niemals einen Studenten getroffen habe, der fließend Maya sprechen könne. Das saß. Ich

wartete gar nicht weiter ab, sondern sprach nur noch Maya. Irgendwann meinten mehrere Professoren, das reiche jetzt. Als mich die Sekretärin hinausführte, sagte sie zu mir: „Sie haben das Stipendium!“

Überglücklich fuhr ich nach Hamburg zurück. In ein paar Monaten sollte es losgehen. Bis dahin musste ich meine Ausrüstung zusammenstellen. Ich kaufte einen Uher-Kassettenrekorder – das war damals das beste und zuverlässigste Aufnahmegerät. Es wurde von allen Reportern, Journalisten und Reisenden erfolgreich benutzt. Ich legte mir einen Vorrat an Kassetten mit Metallbändern zu, kaufte eine große Menge hochleistungsfähiger Batterien, die ich in Palenque nicht finden konnte. Ich nahm mir mehrere Kassetten mit Musik auf, einige mit meiner Lieblingsmusik für einsame Stunden sowie mehrere mit verschiedenen Beispielen aus Musikstilen, die ich den Lakandonen vorspielen wollte. Ich war sehr auf ihre Reaktionen gespannt. Auf diese Idee kam ich wegen einer Schallplattenbox von Folkways Records mit den Aufnahmen der schamanischen Gesänge der letzten Feuerlandindianerin. Die Musikethnologin berichtete in dem Booklet, dass sie der alten Frau Barockmusik und Stücke von Mozart vorgespielt hatte. Die alte Schamanin fand diese Musik aus der europäischen Kulturgeschichte herzlich langweilig. Da einige Lakandonen Radios und Kassettenrekorder besitzen und gerne Musik hören, könnte ich mit meinen Beispielen für gute Unterhaltung sorgen.

Während dieses Jahres bei den Lakandonen habe ich ein Tagebuch geschrieben. Es liegt diesem Teil meines Buches zugrunde. Es sind meine unmittelbaren Erfahrungen, intimen Beobachtungen, theoretischen Erwägungen. Sie zeigen meine Assimilation in die Lakandonenkultur.



26. Oktober 1982

Als ich erwachte, erinnerte ich mich plötzlich an meinen Traum. Wenn die Nächte so kalt wie die vergangene sind, habe ich oft sehr stürmische Träume. In meinem Traum, der sogleich mein Wachbewusstsein erfüllte, sah ich mich in doppelter Gestalt. Die eine Person, die ich war, lag flach mit dem Rücken auf dem Fußboden. Die andere Person, die ich auch war, kniete vor der liegenden Gestalt und öffnete ihre Hirnschale. So nahm ich dann meine eigene Hirnschale in die Hand, nahm einen Löffel und löffelte mein eigenes Hirn aus. Als mein Traum luzide wurde und ich in meinem Wachbewusstsein bemerkte, dass ich mein eigenes Gehirn aus meinem Kopf holte, verschwamm das Traumbild.

Beim Frühstück – es gab wie immer Bohnen und Maisfladen – erzählte ich dem alten Chan K'in meinen Traum und sagte zu ihm, dass ich Angst hätte, er wäre ein schlechtes Omen. Kaum aber hatte ich das gesagt, grinste der weise, alte Mann schon und sagte: *Eh ne tsoy a wayak'* – „Äh, sehr gut ist dein Traum. Er prophezeit Jagdwild. Wenn du mit meinem Schwiegersohn K'in auf die Jagd gehst, wirst du einen Spinnenaffen, der ja dein Seelentier ist, schießen und vielleicht sein Gehirn sehen."

Ich war sofort erleichtert und gleichzeitig begeistert davon, wie hier derartige Alpträume positiv bewertet werden. Vielleicht kann man so lernen, in seinen Träumen die Angst zu verlieren und das Traumgeschehen angstfrei zu beobachten.

Traum heißt auf Lakandon *wayak'* und bedeutet wörtlich „Verwandlung des nachts" oder „nächtliche Verwandlung", kann aber auch „Zauber der Nacht" bedeuten. Den Lakandonen zufolge verlässt die Seele des Menschen im Schlaf seinen Körper. Sie reist in die unsichtbare Welt, meist in verwandelter Gestalt. Der Traum ist die Wahrnehmung der Seele des schlafenden Menschen. Da die unsichtbare Welt eine nicht materielle Welt der Seelen oder Avatare ist, gelten dort andere Gesetze als in der Welt, die man mit dem Wachbewusstsein wahrnimmt. In der unsichtbaren Welt liegen die Ursachen für die Erscheinungen der sichtbaren Welt. Eigentlich ist die sichtbare Welt eine Welt des Scheins, der Erscheinungen. Ihre Wurzeln kann man nur in der unsichtbaren Welt erkennen; entweder im

Traum oder in einer Vision. Wenn man etwas in der sichtbaren Welt verändern möchte, muss man in die unsichtbare Welt reisen und dort die Wurzeln der Erscheinungen packen und nach eigenem Wunsch verändern, verwandeln, verzaubern.



27. Oktober 1982

Ich denke viel darüber nach, ob ich hier für immer leben könnte. Früher dachte ich, dass ich mit einer Lakandonenfrau wohl hier leben könnte … wer weiß, vielleicht. Aber die Lakandonenkultur ist in einem Zustand des rasenden Wandels. Viele jüngere Lakandonen wollen immer mehr Güter der westlichen Zivilisation haben. Sie wollen mehr und mehr die technologischen Erzeugnisse der Kultur besitzen, die fast unseren ganzen Planeten zerstört hat. Sie orientieren sich immer weniger an ihren alten Werten, an Werten, die das ökologische Gleichgewicht des Waldes wahrten, die für Ruhe und Harmonie sorgten und die das Innere des Menschen ins Gleichgewicht brachten. Noch sind die Sozialordnung, die anarchische Gesellschaftsstruktur und ein Teil des alten Überzeugungssystems in Ordnung. Aber wie lange noch?

Das, was ich suche, kann die Lakandonenkultur in einigen Jahren vermutlich nicht mehr bieten.

Außerdem merke ich jedes Mal, wenn ich wieder in Naha’ bin, mehr denn je meine eigene kulturelle Eingebundenheit. Die frühkindliche und (vor-)pubertäre Prägung lastet – glaube ich – mit unglaublichem Gewicht auf jedem Menschen, jedenfalls auf mir. Mein Selbst, das ich langsam immer besser kennenlerne, ist zwar mit vielen Aspekten der Lakandonenkultur kongruent, jedoch umfasst es noch ganz andere Bereiche.

Da ich jetzt für ein Jahr hier unter den Lakandonen leben werde – wenn nichts dazwischenkommt –, bin ich gespannt, wie sich im Laufe der Zeit

mein Denken ändern wird.

Heute haben fast alle Männer aus Naha’ den inzwischen sehr hoch gewachsenen Rasen auf der Landepiste mit ihren Macheten „gemäht“. Ich habe auch etwas mitgeholfen. Es ist schon faszinierend, wie die Lakandonen gemeinschaftlich ihre Arbeit gestalten. Niemand sagt, was die anderen machen sollen. Niemand befiehlt und niemand passt auf. Jeder arbeitet nach Lust und Laune, ruht sich aus, klönt mit einem anderen Mann. Es wird bei solchen Gemeinschaftsarbeiten immer sehr viel gescherzt und gelacht. Besonderen Spaß finden sie daran, über das Geschlechtsleben der anderen zu sprechen und vor allem – zu lachen.

Mateo hat am laufenden Band versucht, anderen die Unterhose unter dem Xikul auszuziehen. Für die Beteiligten und die Zuschauer der Gipfel der Komik.

K’in Paniagua hat mir gerade erzählt: „Als ich einmal mit meinem jüngeren Bruder K’imbol auf die Jagd ging, um Spinnenaffen zu schießen, machten wir das Schreien der Affen nach, um sie anzulocken. Als wir die Antwort bekamen, gingen wir dahin, wo der Schrei herkam. Da war aber nichts außer den Fußspuren eines riesigen Jaguars. Der Jaguar kann den Schrei des Affen nachahmen.“



28. Oktober 1982

Nach dem Frühstück hat mir Chan K’in eine *ba’ay*, ein Tragnetz, gebracht. Kurz darauf sind wir zur Milpa von K’in Paniagua gegangen. Chan K’in und seine beiden Frauen haben den ganzen Weg über vom Wald und seinen Bewohnern gesprochen. Obwohl ein Teil des Weges eine von der Mahagoni-Company gebaute Straße ist, gingen die Lakandonen immer im Gänsemarsch. Kaum in der Milpa angekommen, haben wir schon unsere Tragnetze mit kleinen, bereits geernteten Maiskolben gefüllt. Ich habe zum ersten Mal ein Netz voller Mais mit einem Rindenriemen über dem

Kopf getragen. Genau wie die Lakandonen es wohl schon seit Jahrhunderten machen.



29. Oktober 1982

Seit gestern bestürmen mich die Kinder, um Zeichnungen zu machen. Ich gab ihnen Papier und Stifte, und sie zeichneten drauflos. Zum Teil sehr schöne und interessante Zeichnungen. Ein Haus zeichnen sie so, wie sie es bauen würden: Zuerst die Pfosten und dann das Dachgerüst. Dann übermalen sie das Dachgerüst, bis es nicht mehr zu sehen ist – das Haus ist gedeckt.

Es gibt so unendlich viel zu beobachten – und zu beschreiben. Ich werde versuchen, nach und nach das Bild meiner Eindrücke abzurunden. Ich muss Dinge beschreiben, die ich schon als selbstverständlich hinnehme, die schon zu meinem Alltag gehören, als hätte es sie immer gegeben. So zum Beispiel der erste Satz, den ich morgens immer höre, wenn ich noch tief eingemummelt in meinem Schlafsack und meiner Decke liege. *Ahech tech, yum* – „Bist du wach, Onkel?“ Diesen Satz ruft Mateo viejo mit singender Stimme immer dem alten Chan K’in zu, wenn er zum Yatoch K’uh geht. Überhaupt rufen die Lakandonen den Leuten in den Häusern irgendwelche Sätze zu, wenn sie vorbeikommen. Unterhaltungen werden oft von einem Haus zum anderen geführt.



30. Oktober 1982

Da es die ganze Nacht wie aus Eimern gegossen hat, sind wir heute nicht zur Arbeit gegangen. Vormittags, als ich bei der Interpunktion eines Textes war, kam Chan K’in in das Haus, in dem ich schlafe. Ich habe ihn

erst bemerkt, als er bereits vor mir stand. Er legte sich in die Hängematte und begann, mir Geschichten von den Urahnen zu erzählen. Er lehrt mich richtig die Dinge, die seine Welt ausmachen. Er hat auch vom Weltende gesprochen …

Abends hat mir Chan K'in Lieder vorgesungen. Lieder für die Götter, so wie sie schon die Urahnen gesungen haben. Ich war zutiefst beeindruckt von der Schönheit der Gesänge. Auf Chan K'ins Gesicht lag ein Ausdruck, wie ich ihn bei ihm noch niemals zuvor gesehen hatte. Er wurde ganz zu Musik.

Ich möchte seine Gesänge aufnehmen und eine Schallplatte machen. Vielleicht kann ich ja eine Firma finden, sonst produziere ich sie auf eigene Kosten. So etwas Schönes muss irgendwie erhalten bleiben!



31. Oktober 1982

Manchmal, wenn ich meine Sätze in Deutsch niederschreibe, habe ich das Gefühl, als wenn sie irgendwie nicht richtig sind. Oft fallen mir auch bestimmte Worte auf Deutsch nicht ein. Es ist wirklich unglaublich, wie schnell man seine Muttersprache verlieren kann. Wenn ich nicht gelegentlich eine Science-Fiction-Story lesen würde, könnte ich bald keine vernünftigen oder wohlklingenden Sätze mehr bilden.

Ich habe eine SF-Story von Josef Nesvadba gelesen, in der es hieß, dass die Grundfrage immer noch die nach dem Sinn des Lebens sei. Die Story („Einsteins Gehirn“) hat mich einige Tage beschäftigt. – Aber, ist nicht das Leben selbst der Sinn?

Im Lakandon gibt es anscheinend kein Wort für „Sinn“. Das Leben akzeptieren, bedeutet vielleicht seinen Sinn erfassen. Das Leben ist, außer sich selbst hat es keinen Sinn.

Ich glaube, dass die Frage „Hat das Leben einen Sinn?“ einfach nur falsch gestellt ist. Sie führt in eine Sackgasse. Sollte die Grundfrage nicht

besser heißen: „Wie gestaltet man das Leben befriedigend?"

Beim Abendessen war schon wieder vom Weltende die Rede. Diesmal hatte K'ayum einen Traum, den Chan K'in, sein Vater, deutete: „Er prophezeit das Weltende."



1. November 1982

Nach meinem täglichen Bad genieße ich es sehr, auf der Flugpiste in der Sonne zu sitzen, die klare Luft einzusaugen und den Blick auf dem See ruhen zu lassen. In solchen glücklichen Augenblicken geht mir immer das Tagesgeschehen durch den Kopf – so lange, bis ich nur noch dasitze und den Frieden in mir und um mich herum spüre.

Als ich heute so einige Zeit dasaß, die Sonne prickelnd auf der Haut wahrnahm und der Wind sachte mein Haar bewegte, kam Antonio langsam die Landepiste herunterspaziert. Antonio habe ich irgendwie sehr gerne, er ist so freundlich, fröhlich und friedlich. Trotz seiner schätzungsweise sechzig Jahre wirkt er sehr jugendlich, kräftig und unverbraucht.

Langsam bin ich immer mehr hier, nicht nur meine Materie. Ich bin wieder mit vollem Herzen hier. Hier gibt es keine Hetze, keine Termine, keine Leute, die mir etwas sagen oder die etwas von mir verlangen. Ich bin in einer Welt des Akzeptierens und der Akzeptanz. Ist doch das Akzeptieren der erste Schritt – oder schon ein zweiter?

Freiheit ist ein Gefühl, ein Bewusstseinszustand. Man muss dieses Gefühl nur entdecken, aus seiner Senke hervorholen. Wenn ich so in der Sonne sitze, sprudelt dieses Gefühl, diese Freiheit hoch und erfüllt mich – ein unglaublich wohliges, warmes, alles durchdringendes Gefühl.

„Die Grenzen der Liebe überschreiten", hieß es bei Castaneda. Dieser Satz gewinnt ständig mehr an Bedeutung für mich.

Es bringt mir Spaß, diese Dinge niederzuschreiben – es ist eine Vertiefung.

Als ich abends von K'ayums Haus zurückging, war die Nacht von einem blank geputzten, vollen Mond, von Äkna', „Unsere Mutter", erleuchtet. Es ist unglaublich, wie klar und hell das Mondlicht hier ist. Als sich kleine Wölkchen um den Mond gruppierten, entstand eine Aura, die in allen Regenbogenfarben leuchtete. Eine klare Nacht ist aber auch eine kalte Nacht.



2. November 1982

Ich lerne jeden Tag dazu. Mein heutiger Tag war den Pflanzen gewidmet. Ich habe Pflanzen gesammelt, vermessen, beschrieben. Ich habe ein Herbarium angelegt, aus zwei Brettern des feinsten und edelsten Mahagoni-Holzes. Noch gibt es Mahagoni im Überfluss – jedenfalls hier in der Gegend um Naha'. Aber die Krallen der Kompanie und die Verderben bringende Geldwirtschaft stürzt sich auf diesen kleinen, friedlichen Flecken mit seinen 86 Einwohnern.

Was ich langsam wirklich begreife, ist die Tatsache, dass die Lakandonen fast gar keine Heilpflanzen benutzen, obwohl der Urwald voller wirkstoffreicher Gewächse ist. Wenn ich nach einer Heilpflanze frage, bekomme ich oft die Antwort, ja, die würden von den Tzeltalen verwendet werden.



3. November 1982

Heute Morgen sind Chan K'in Presidente, Mateo joven, Bol und Enrique aus Mensäbäk mit mir nach San Cristóbal aufgebrochen. Wir sind mit zwei Wagen gefahren. Die Straße bietet jedes Mal einen traurigen Anblick: Immer mehr Bäume werden gefällt, der Wald fällt, die Indianer werden immer westlicher. Ich verstehe den alten Chan K'in immer besser … wenn der Wald geht, kommt das Ende der Welt. Er hat so recht, so recht.



4. November 1982

Ich wohne jetzt für drei Tage im Na Bolom. Es ist sehr interessant, das ganze Geschehen zu beobachten und daran teilzunehmen.

Das Na Bolom ist eine Art internationale Kommunikationszentrale. Das große Haus mit zwei Innenhöfen stammt aus der Kolonialzeit, so wie die meisten anderen Gebäude in der Stadt San Cristóbal, die im südlichen Hochland von Chiapas auf über 2000 Metern liegt, direkt an der Panamericana.

Im Na Bolom lebt die Schweizer Revolutionstouristin Gertrude Duby. Sie war früher mit dem dänischen Archäologen Frans Blom verheiratet, bis zu seinem Tod (durch Alkohol). Die beiden richteten in dem Haus eine Bibliothek ein, bezogen selber einige Zimmer und ließen andere für Gäste ausbauen. Trudi residierte danach alleine hier. Sie war eine Revolutionstouristin und kam schon in den Vierzigerjahren in die Selva Lacandona. Dort lernte sie die Lakandonen kennen und fotographierte sie. Noch heute werden Bücher mit diesen Fotos aufgelegt. Sie wollte immer den Lakandonen helfen und unterstützte sie so gut es ging. So dürfen alle Lakandonen immer kostenlos im Na Bolom wohnen und essen.



6. November 1982

Nach Naha' zurückgekehrt. – Es ist immer wieder ein wunderbares Erlebnis nach Naha' zurückzukehren und den alten Chan K'in wiederzusehen. Es ist so viel Wärme, die er ausstrahlt. Sein freundliches, heiteres und friedliches Wesen berührt mich immer wieder, es rührt irgendwie an mein Innerstes. Ich kann es kaum glauben, er freut sich wirklich, dass ich komme. Ich bin wieder zu Hause.

San Cristóbal war auch schön, aber eine total andere Welt. Das Na Bolom ist schon ein eigenartiges kulturelles und soziales Gefüge. Aber irgendwie passe ich, oder ein Teil von mir, gut da hinein … Trudi hat mich jetzt ganz akzeptiert, ja ich konnte sogar im Na Bolom kostenlos wohnen und essen.

Als wir vorhin kurz vor Naha' waren, ging mir plötzlich durch den Kopf, dass ich total in der Blüte meines Lebens stehe. Ich erblühe immer weiter, mein Selbst rundet sich mehr und mehr. Ich freue mich, dass ich noch lange, sehr lange hier sein darf. Ich habe beschlossen, mir es hier so gemütlich einzurichten, wie es mir überhaupt möglich ist. Es ist eigenartig, dass man immer seine Umwelt gestaltet – gestaltet, ihr Gestalt verleiht, nach innerem Bilde, innerem Wunsche. Die Lakandonen beschreiben fast alle Dinge ihrer Umwelt nach dem Menschenbilde: Ein Baum wird beschrieben wie ein Mensch, Autos und Häuser haben Beine und Kanus haben Köpfe und Gesäße. Vielleicht sollte ich diese Gestaltbeschreibung nach dem Menschenbilde genauer untersuchen.



7. November 1982

Nach dem Frühstück bin ich mit Chan K'in, seinen drei Frauen und einigen Kindern auf die Milpa von K'in Paniagua gegangen, um die „Söhne des Maises“ zu holen. Irgendwie spüre ich immer eine besondere Stimmung, eine Aura um Chan K'in, die mich euphorisiert. Ich merke

mehr und mehr das Besondere, das Einmalige; er ist doch der letzte Maya, der letzte der Urahnen.



8. November 1982

Heute ist endlich wieder die Sonne hinter den Wolken hervorgetaucht. Es war eine sehr kalte Nacht (ca. 10 °C), aber ich habe dank meiner neuen Decke kein bisschen gefroren.

Es ist unglaublich, wie viel sich die Lakandonen über das Wetter unterhalten. Ich dachte immer, dass die Deutschen am meisten über das Wetter reden, weil sie nichts anderes zu sagen haben, aber hier wird noch viel mehr über das Wetter gesprochen. Jede Unterhaltung wird mit der Beschreibung der Wetterlage eröffnet. Wenn man jemanden besucht, beschreibt man das Wetter beim Eintreten. Allerdings kann man auch den Sonnenstand beschreiben.



9. November 1982

Manchmal kommt der kleine Chan K'in V im Morgengrauen zu mir und setzt sich an das Ende meines Mahagonibettes. Er wartet anscheinend darauf, dass etwas passieren wird. Meistens passiert nichts, da ich noch im Halbschlaf liege. Mitunter klopft er dann so lange gegen die Bettkante, bis ich aufwache, ein paar Sätze mit ihm wechsle und schließlich wieder einschlafe.

Schlaf – bei uns eine Art Sakrament – ist hier alles andere als heilig. Es kommt oft vor, dass man geweckt wird, nur um etwas zu scherzen. Kommt man zu einem Haus, in dem jemand schläft, geht man einfach herein und fragt so lange, ob er wach ist, bis er schließlich antwortet.

Heute Nacht dröhnte plötzlich in voller Lautstärke das neue Radio aus dem Haus von Chan K'in Presidente. Ich glaube, dass alle Leute hier oben davon aufgewacht sind. Aber niemand sagt etwas. Er hatte anscheinend Lust, laute Musik zu hören – und hat sein Bedürfnis voll ausgelebt.

Ich gewöhne mich langsam an die „Störungen" … aus meiner Sicht sind es noch „Störungen", aus der Sicht der Lakandonen ist es das normale Geschehen. Ich glaube, dass hier die Psyche sehr stark kulturell geprägt ist.

Ich bin irgendwie krank, habe wahrscheinlich Fieber. Jedenfalls fällt es mir schwer aufzustehen. Es ist eigenartig, dass die Lakandonen keinerlei Mitleid zeigen. Mitleid scheint eine für uns typische kulturelle Erscheinung zu sein. Ich glaube, dass Mitleid sowohl für den Leidenden als auch den Mitleidenden alles andere als förderlich ist. Es verzehrt unnötig Kräfte, die zur Heilung beitragen könnten.

Hier geht man im großen Ganzen mit den Kranken genauso um, als wären sie gesund. Vielleicht wird durch das Bemitleiden die Krankheit bzw. das Kranksein noch gefördert …

Zum Frühstück kam K'ayum und hat erzählt, dass er für mich ein schlechtes Vorzeichen geträumt hätte. Er sah mich mit Norman zusammen auf dem See von Naha' mit einem Kanu fahren. Wir waren nackt und badeten. Dann sah K'ayum, dass mein Penis zu einer großen Schlange wurde.

Später hat er ein Bild mit diesem Traumgesicht gemalt und es mir geschenkt. Er sagte auch, dass das schlechte Vorzeichen vorbeiziehe, wenn man viel darüber spricht. Vielleicht hat sein Traum ja meine noch etwas unbestimmbare Erkrankung prophezeit?

Meine Traumprophetie, die mir Chan K'in gegeben hatte, hat sich jedenfalls erfüllt. Ich sah meinen Bruder und meinen Vater. Mein Vater hat mir einen Brief gegeben. Das Kuvert war blau-grün bemalt und darauf war geschrieben „Mein Vater". Chan K'in hat gesagt, dass dieser Traum prophezeit, dass ich eine Schlange sehen werde. Als ich dann vormittags in das alte, verlassene Dorf unten am See gegangen bin, um Apfelsinen,

die jetzt besonders reif und süß sind, zu pflücken, habe ich tatsächlich eine Schlange, eine Ek'kan („Schwarze Schlange"), gesehen.

Ich sehe eigentlich immer nur dann Schlangen, wenn ich vorher einen Traum hatte, der dies prophezeit.



10. November 1982

Zum Frühstück gab es gegrillten Papagei – ein wirklich köstliches Mahl. Wildfleisch schmeckt mir am allerbesten.

Da wir heute nicht zur Arbeit aufs Feld gingen, habe ich etwas gezeichnet, eine kleine Jaguarmenschgrafik, und endlich zu Papier gebracht, was schon seit einigen Tagen in meinem Kopf herumspaziert: ein echtes Diagramm zur kognitiven Struktur des Medizinsystems der Lakandonen von Naha'. Mal sehen, wie es sich noch verändern wird. Ich muss das alles mit K'ayum durchdiskutieren. Ich habe jetzt ein sehr gutes Gefühl, was meine Arbeit angeht. Ich habe mit der Gliederung meiner Doktorarbeit, einer sehr vorläufigen Gliederung, begonnen und bin davon recht angetan. Ich möchte versuchen, all mein Wissen, Können und meine Sorgfalt hineinzugeben. Auch meine Liebe zu den Leuten führt zu einer abgerundeten Arbeit. Ich habe das Gefühl, dass ich noch zwei Dinge unbedingt in meinem Leben – wie lange es auch sein mag – erledigen muss: eine gute Dissertation vorlegen und ein Buch mit meinen Gedanken schreiben. Abgesehen davon sprudele ich über von Ideen, bin voller Pläne, aber auch voller Zuversicht und Energie.

Nachmittags bin ich zum Haus von T'oh gegangen. Nachdem wir etwas gesprochen und Juan Mendez bei seinen nicht ganz ungefährlichen Schießübungen zugesehen haben, sind wir zum See gegangen und haben ihn mit einem Mahagoni-Einbaum überquert. Das Rudern in einem Einbaum auf dem herrlichen See von Naha' erfüllt mich immer mit einem Glücksgefühl. Es ist unbeschreiblich schön, so über das Wasser zu gleiten,

den Wind im Gesicht und in den Haaren zu spüren. Trotz der Bewegung ist es eine vollkommene Ruhe, eine unsagbare Harmonie, ein Einswerden mit der Natur. Auf der Rückfahrt haben wir ein Bad genommen – köstlich erfrischend und belebend, so sehr wohltuend. Ich freue mich immer wieder über derartige kleine Erlebnisse, kleine Erlebnisse, die in ihrer Wirkung eigentlich doch große Erlebnisse sind.

Beim Abendessen ging es dem alten Chan K'in schon etwas besser. Welch ein Glück! Ich habe ihn so unglaublich gerne! –Es gab wieder Papagei, diesmal in einer stark mit Knoblauch gewürzten Maissoße.



Eine prophezeiende Gottheit entsteigt dem Rachen der Visionsschlange. Bei den alten Maya war die Schlange ein Symbol für die visionäre Schau.

Vor einigen Tagen hatte ich einen Traum, der mich sehr beeindruckte und der mir immer wieder ins Bewusstsein rutscht. Ich war anscheinend zu Hause, ich glaube in Volksdorf (Stadtteil in Hamburg). Um 11 Uhr vormittags habe ich festgestellt – ich weiß nicht wie –, dass ich um 16 Uhr sterben werde. Ich kann mich nicht genau daran erinnern, ob ich ein Gift genommen oder bekommen habe oder was es war. Jedenfalls hatte ich meinen Ozelotmantel an, dessen Fell manchmal ganz schwarz war, wie das Fell eines Spinnenaffen, der ja mein *oonen* ist, vielleicht wurde er auch zum Fell des Schwarzen Jaguars … Ich wusste, dass ich nur noch einige Stunden zu leben hätte, war aber keineswegs bestürzt. Im Gegenteil, ich war glücklich, voller Frieden und wurde mit fortschreitender Stunde immer euphorischer. Ich wurde ganz mit Liebe erfüllt, Liebe zu allem und zu jedem. Da fuhr ein Bus vorbei und Michi, mein alter Schulfreund, stieg aus. Ohne ein Wort zu verlieren umarmten wir uns, bis uns die Tränen kamen. Es waren aber Tränen eines freudigen Abschiedes. Es war gut so. Was dann genau geschah, weiß ich nicht mehr. Es war in Volksdorf, in der Nähe des U-Bahnhofes. Ich sah noch meine Mutter. Auch von ihr verabschiedete ich mich. Dann war es kurz vor vier. Ich war glücklich und hatte das Gefühl, alles erledigt zu haben. Ich trug immer noch meinen Pelz. Ich wartete, wartete, bis es endlich vier wurde. Aber ich starb nicht, war ganz erstaunt darüber und erwachte sehr heiter.

Als ich Chan K'in von meinem Traum berichtete, lachte er und sagte, er prophezeite Jagdwild, ich würde Jagdglück haben.

Abends habe ich noch Bol besucht. Bol hat in den letzten Tagen sehr viele Papageien geschossen. Ich habe ihn gefragt, ob er Tukanbrustgefieder hat. Er gab mir fünf Stück. Als wir so am Feuer saßen und er mir Jagdgeschichten erzählte, kam seine Frau herein und sagte zu Bol, er solle mich fragen, ob ich Bol dabei gesehen habe, wie er sich „selbst geholfen" hat. Sich selbst helfen ist hier der Ausdruck für Masturbieren. Als ich in allen Einzelheiten von meinen Beobachtungen berichtete, wie sich Bol selbst geholfen hat, gab es sehr viel Gelächter. Überhaupt wird sehr viel

über Sexualität gesprochen und gelacht. Etwas, was ich bei meinem ersten Besuch in Naha’ nicht im Geringsten erwartet hatte.



11. November 1982

Nachmittags hat mich K’ayum abgeholt, um mit mir in den Wald zu gehen, *kib* zu schlagen. Kib (wörtlich „Licht/Fackel“) ist der Name für Pinienspäne, die – selbst feucht – hervorragend mit heller und großer Flamme brennen. Genauso wie unsere Kienspäne. Wir passierten zuerst die Milpa des alten Chan K’in; dann ging K’ayum sehr zielstrebig auf einen schmalen Pfad im Wald zu. Ich folgte ihm über Wurzeln, Bäche, durch Matsch, über Lianen und umgefallene Bäume, bis wir plötzlich vor einem großen Stück Pinienholz standen. Wir machten uns gleich an die Arbeit und haben den Stamm in handliche, ellenlange Stücke zerlegt. Bei der Arbeit haben wir nur über unsere Abenteuer mit Frauen gesprochen. Als die Holzstücke gestapelt dalagen, haben wir Baumrinde vom *ts’umtok’* („Feuersteinschnur“) gesucht, um die Stapel zu verschnüren. Es ist eigenartig, diese Art der Arbeit ist für mich sehr befriedigend und bringt mir ungeheuer viel Spaß.



12. November 1982

Ich denke viel über K’ayum nach. Er wirkt so traditionell, wenn er mit geschlossenen Augen dasitzt und regungslos, aber gespannt den Erzählungen seines Vaters – … gerade als ich dieses niederschrieb, kam K’ayum die Landepiste herunterspaziert und fragte, was ich hier unten, an „meinem Platz“, machen würde. Als ich ihm erzählte, dass ich sehr oft hier sitze und den Wald, die Berge und den See betrachte, fragte er mich, ob er

sich neben mich setzen dürfe. Natürlich durfte er! Wir haben uns dann einige Zeit über dieses und jenes unterhalten und dabei genüsslich Zigarren geschmaucht.

Es steht jetzt fest: Domingo, der alte kahlköpfige Lakandone, der immer etwas abseits der Siedlung lebte, ist vor einigen Tagen gestorben. Niemand weiß aber etwas Genaues. Alle sprechen darüber und fragen. Chan K'in hat mir beim Abendessen – es gab wieder köstlichstes Papageienfleisch in Maissoße – erzählt, dass er nicht versteht, warum die Witwe Domingos, die jüngere Schwester von Koh II, nicht Bescheid gesagt hatte. Wenn jemand stirbt, brennen die ganze Nacht die Lichter in den Häusern, weil dann die „Seele", das *pixan*, noch umher wandelt. Niemand schläft dann, denn der Tote hat einen Kisnin, eine Art unsichtbaren Poltergeist, der kommt bei Nacht, um die Lebenden zu erschrecken. Der Kisnin klopft gegen das Holz der Häuser oder wispert leise vor sich hin. K'in Paniagua hat einmal einen Kisnin erlebt und wurde ganz bleich vor Schrecken. Vielleicht habe ich auch eine Begegnung mit Domingos Kisnin gehabt: Gestern Nacht ist plötzlich die eine der drei Türen, die eigentlich eher Gartenpforten sind, ohne ersichtliche Ursache aufgesprungen. Genau in der Nacht, nachdem Bol mir vom Kisnin erzählte.

Der Kisnin ist eine Art Totengeist. Er wird frei, wenn die menschliche Hülle stirbt.



13. November 1982

Ich tauche in eine Welt ein, die immer fantastischer wird: Käfer, die das Augenlicht davontragen, Riesenheuschrecken, die Menschen fressen, der Herr des Todes, der mit unsichtbaren Pfeilen aus der Unterwelt auf die Menschen schießt, um sie krank zu machen und zu töten, riesige Jaguare und gewaltige Schlangen, die die Haustiere der Götter sind, fliegende

Affen, wilde Männer, Götterboten, Pflanzen, die sich von selbst zu Hängematten, zu Tragnetzen und Kleidungsstücken flechten.

Es ist doch immer wieder die Mythologie, der fantasievolle Arm der Kultur, der mich begeistert, anregt und fasziniert.



14. November 1982

Als ich morgens zum Götterhaus kam, saßen dort Chan K'in und Mateo viejo am Feuer und unterhielten sich. Nachdem ich sie begrüßte, erzählte ich, dass ich nachts ein Klopfen, viermal und sehr laut, gehört habe. Beide stimmten sofort darüber ein, dass es der Kisnin, der unsichtbare Geist des verstorbenen Domingo, war. Als ich dann in „meine" Hütte zurückgekehrt war, kam der kleine Chan K'in V und hängte dicht bei meinem Bett zwei Maiskolben auf. Die Maiskolben beschützen mich vor den Mächten des Kisin, des Herrn des Todes.

Die getrockneten Maiskolben haben magische Qualitäten. In jedem Haus wird zum Schutz von Mensch und Tier ein Kolben an seinen eigenen Lieschblättern (Hülsen) aufgehängt. Über diesen Kolben rezitiert man einen kurzen Zauberspruch:

Beschütze mich
Erlaube nicht
Dass hierher kommt ein Totengeist
Beschütze mich
Erlaube nicht
Dass mich ein Totengeist ergreift
Beschütze mich
Dafür hänge ich Dich hierhin
Beschütze mich

Es heißt, dass sich des Nachts jedes Maiskorn – für Menschen unsichtbar – in einen lachenden, tanzenden Menschen verwandelt und

dadurch die Totengeister vertreibt.

Ich lerne ständig neue Dinge. Chan K'in führt mich nach und nach immer mehr in die metaphysische, die für uns Menschen unsichtbare Welt ein. Es ist eine Welt verwandelter Wahrnehmung. Andere Wesen nehmen die Dinge, die unsere Welt ausmachen, ganz anders wahr. So erscheint der Mais dem Kisin als Mensch bzw. jedes Maiskorn als ein Mensch. Der Mais verbreitet auch für den Kisin wahrnehmbares Licht in der Nacht.

Auch Hunde haben eine ganz andere Wahrnehmung. Sie reicht meilenweit. Von hier bis zum See von Mensäbäk. Hunde können alle für Menschen unsichtbaren Wesenheiten wahrnehmen: Götter, Seelen, die Heerscharen des Kisin.

Es ist fantastisch, dass Chan K'in immer über genau die Dinge zu mir spricht, die mich besonders in ihren Bann ziehen. Er hat mir auch eine Geschichte erzählt, wie sein Vater versucht hat, einen göttlichen Jaguar zu schießen. Der Jaguar hat alle seine Pfeile aufgefangen und die Spitzen abgebissen.

Der kleine Chan K'in V ist unermüdlich damit beschäftigt, Zeichnungen für mich herzustellen. Seine Zeichnungen werden immer besser. Er macht – ganz von selbst – immer neue Serien. In den letzten Tagen hat er pausenlos Jaguare gezeichnet. Jetzt ist er dabei, einen Tukan nach dem anderen zu malen.

Ich bin sehr gerührt, mit welcher Sorge und Umsicht Chan K'in auf mein Wohlbefinden achtet! Abends kam er, um zu sehen, ob alles in Ordnung wäre, und auch, damit ich in meiner Hütte nicht alleine bin.



15. November 1982

Anfang November, wenn die süßen Früchte des Sak'onte', des „Weißen Avocado-Baumes", reif sind, ist die Zeit der Papageienjagd. Die Papageien

lieben diese Früchte sehr und bevölkern dann in ganzen Schwärmen die Baumkronen, um sich an ihnen zu laben.



Ein Mayaschamane kostet von einer psychoaktiven Pflanze, auf seinem Kopf sitzt sein Tiergeist, der Papagei.

Papageien werden von den Lakandonen wegen ihrer schönen bunten Federn und wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches gejagt. Die Federn brauchen sie als Befiederung für die Pfeile. Das Fleisch ist sehr fest, aber nicht zäh, fast von leberartiger Konsistenz und dunkelbraun. Ohne weitere Zugaben schmeckt es abgerundet und würzig.

Beim allerersten Morgengrauen hat mich K'in Paniagua abgeholt, um mit mir gemeinsam auf Papageienjagd zu gehen. Da die Regenzeit noch lange nicht vorbei ist, waren die Wege voller Matsch und sehr glitschig. Unsere Tunikas waren schnell durchnässt von den feuchten, ja nassen Sträuchern. Zuerst nahmen wir den gleichen Weg, der zu den Pinienhügeln führt. Als wir in dem Gebiet der Sak'onte'-Bäume ankamen, ortete K'in sogleich mit seinem Gehör die Bäume, in deren Wipfeln die Papageien saßen. Dann verschwand er blitzschnell im Gebüsch. Ich folgte ihm. Im Gehen lud er sein kleinkalibriges Gewehr und blickte bei jedem Schritt zu dem Blätterdach über uns. Plötzlich legte er an – ein Schuss! – ein ganzer Papageienschwarm erhob sich krächzend. Nur einer fiel getroffen zu Boden. Ich lief gleich zu der Stelle und hob ihn auf. K'in hat ihn mir dann geschenkt. Ich war beeindruckt von seiner Treffsicherheit. Die Baumkronen des Sak'onte' sind immerhin 30 bis 40 Meter hoch. Und im Morgengrauen konnte ich keinen einzigen Vogel zwischen den Blättern erkennen.

Die Papageienjagd ist eigentlich recht einfach. Wenn ein Schuss fällt, erhebt sich der Schwarm für eine kurze Zeit, lässt sich schon einen Moment später auf einer anderen Baumkrone nieder, kehrt dann aber schnell zu dem vorherigen Baum mit den köstlichen Früchten zurück. Der Jäger braucht so nur kurz zu warten, denn die Beute kommt ihm entgegengeflogen. Ein treffsicherer Jäger – die meisten Lakandonen sind erstaunlich und überdurchschnittlich treffsicher – kann so an einem Vormittag bis zu dreißig Papageien erlegen. Der Tagesdurchschnitt liegt aber bei zehn bis fünfzehn Vögeln. Die Lakandonen jagen oft in Gruppen. Sie scherzen viel, und niemand hat den Ehrgeiz der Bessere zu sein.

Als wir an einem Baumstamm mit riesigen Tafelwurzeln kauerten, um uns vor dem Regen zu schützen, setzte sich ein Papagei direkt über uns auf einen Ast. Er bot ein ruhiges, unbewegtes Ziel. Ich schoss zuerst – leider daneben, aber der Papagei rührte sich nicht vom Flecken. Nun schoss K'in – auch daneben. Erst dann hob der Papagei zum Flug an. Es gab viel Gelächter darüber, dass der Vogel so lange still dasaß und ihn dennoch niemand erschossen hat.

Tukane jagt man anders. Sie treten nicht in Schwärmen auf. Meisten trifft man sie als Pärchen an, aber auch alleine. K'in hat mir gezeigt, wie man den Lockruf des Tukan imitiert. Er nahm dazu das Blättchen einer winzigen Palme, legte es zwischen beide Daumen und Handballen und führte es so zum Mund. Er blies darauf wie auf einem Flageolett. Ich war verblüfft, wie täuschend ähnlich das schnarrende Geräusch dem Tukankrächzen war. Die Lakandonen können auf diese Art viele Vogelgeräusche nachahmen.

Auf dem Heimweg schoss K'in dann einen Tukan. Es ist immer ein eigenartiger Moment, wenn ein Vogel getroffen vom Baum fällt. Es war ein prächtiges Exemplar von einem Tukan. Ich habe selten ein derart schönes Tier gesehen. Da ich die Farbkombination von Schwarz, Rot und Gelb sowieso besonders liebe, war ich sehr angetan, sie in einer so perfekten ästhetischen Komposition zu sehen. Der Schnabel des Tukans war ein Wunder für sich. Er schillerte in allen Regenbogenfarben. Die Spitze des ungeheuer langen Schnabels ist blutrot. Der Oberteil ist grüngelb und mit einem knallorangefarbenen Flecken versehen. Das Unterteil ist fast türkisblau. Außerdem sind beide Teile etwas gescheckt, sodass sie den Eindruck eines gezahnten Mauls hinterlassen. Mir drängte sich sofort der Wunsch auf, einen Tukan zu malen; in einer Komposition meiner Dschungeleindrücke.

Ich habe den Schnabel später abgezogen. Aber leider ist die Hülle nur rot und gelb – auch wunderschön; aber er hat nicht mehr das Feuer und die schillernden Tönungen.

Beim Mittagessen habe ich Chan K'in gefragt, ob es eine Erzählung über den Tukan gäbe. Er sagt, dass es etwas gäbe, er sich aber erst genau daran erinnern müsse. Nach einem konzentrierten Augenblick erzählte er folgende Geschichte:

„Hachäkyum hat die Tukane zuerst aus Ton gemacht. Am Anfang war der lange Schnabel des Tukans, der auf Lakandon *koh*, „Zahn", heißt, ganz gerade; er hatte keine Krümmung und keine rote Spitze. Hachäkyum sagte zum Tukan, dass er die Früchte des Baumes, der *Äh k'ooch*, „Kehlkopf"[47], heißt, essen könne. Der Tukan verstand aber nicht genau und flog, einem

Speer gleich, auf den Kehlkopf eines Urahnen zu und durchbohrte ihn. Da wurde die Spitze des Schnabels rot, und noch heute sagt man dazu *k'ik'el nukuch winik*, „das Blut des Urahnen". Dann flog der Tukan auf einen *Äh k'ooch*-Baum zu und rammte seinen Schnabel in den Stamm. Er kam von selbst nicht wieder los und hing so am Stamm fest, bis Hachäkyum herbeikam. Hachäkyum zog dann den Schnabel des Tukans aus dem Holz und verbog ihn dabei. Und so blieb es bis zum heutigen Tag."

Abends kam Bol zu Besuch und brachte mir einen Tukan als Geschenk mit. Ich habe mich sehr gefreut. Es ist ein schönes Gefühl, wenn man etwas geschenkt bekommt. Geschenke zeigen oft wirkliche Freundschaft an.

Ich habe dann das Brustgefieder des Tukans abgezogen und an den Mittelpfosten meiner Hütte geheftet, dicht bei dem Feuer, damit es nicht verdirbt, ganz wie ich es von den Frauen gelernt hatte. Dann habe ich den Schnabel geröstet und vom Knochen abgezogen. Einige Federn habe ich K'in gegeben, andere Chan K'in. Den Körper werden uns die Frauen als Speise zubereiten.



16. November 1982

Als ich nach dem Frühstück – es gab schwarze Bohnen und Papagei – zum Götterhaus kam, war Antonio damit beschäftigt, eine Balche' mit Honig anzusetzen. Er hat mich dazu eingeladen, sie mitzutrinken – morgen!

Beim Einschlafen hatte ich eine schöne Vision: Ich stieg einen riesigen Baum empor, ganz ohne jede Kraftanstrengung. Der Baum wurde immer höher, bis ich die Himmelsschicht über mir wahrnahm. Dann stand ich plötzlich auf einem Ast. Um mich herum waren Lianen und Orchideen. Der Ast wurde zu einem Weg, der in den Himmel zu den Göttern führte. Ich schwebte langsam auf diesem Ast-Weg dahin, bis ich schließlich einschlief.

Als ich Chan K'in von dieser Traumvision berichtete, sagte er, dass es ein schlechtes Vorzeichen wäre; es prophezeit, dass ich in ein oder zwei Jahren krank werde. Er sagte, wäre ich im Himmel angekommen, würde das meinen baldigen Tod ankündigen.



17. November 1982

Schon vor dem Frühstück war in dem Götterhaus eine sehr heitere und ausgelassene Stimmung – die freudige Erwartung des Honigweines.

Als am Vormittag Antonio die für die Götterstühle notwendigen *bo'oy*-Palmenblätter geschnitten, gebündelt und ins Götterhaus gebracht hatte, gab es die erste Probe. Natürlich haben zuerst die Götter probiert, danach wir, das sind Antonio, Chan K'in und ich: Der Met war noch zu süß, aber schon etwas bitter von der balche'-Rinde. Antonio und Chan K'in stimmten darin überein, dass das Gebräu noch eine Nacht gären müsse, damit auch die erwünschte Wirkung eintrete.

Balche', das „Ding des Holzes" …

Wenn jemand krank ist, das Roden des Waldes für ein neues Feld bevorsteht, eine reiche Ernte eingebracht wurde oder die Götter schlicht und einfach durstig sind, wird eine balche' angesetzt. Wenn die Gärung abgeschlossen ist und die Wirkstoffe aus der Rinde (Longystiline, etwas Rotenon und möglicherweise andere Alkaloide) gelöst sind, ist sie „reif". Ihre „Seele" wird den Göttern geopfert, damit sie sich daran berauschen können. Die Menschen des Dorfes versammeln sich im Götterhaus, nehmen teil am

gemeinsamen Kreisritual. Die erste Runde wird verteilt. Ich muss mit allen Teilnehmern gleichzeitig trinken. Das Gebräu schmeckt leicht bitter, etwas herb, aber auch nach den vielfältigen Blüten des Waldes. Die Männer neben mir trinken sehr schnell. Ich kann es kaum glauben, wie viel sie in sich hineinschütten. Ich pruste, kann kaum mithalten. Ich rülpse und gluckse. Neben mir wird gelacht. Ja, gelacht! Die Lakadonen lachen immer; denn es ist ihr Ausdruck eines „guten Bewusstseins". Und genau darum geht es in dem gemeinschaftlichen Ritual, um ein gutes Bewusstsein: ein gutes Bewusstsein der Götter, die sich im Himmel besaufen und berauschen, ein gutes Bewusstsein der Kranken und ein gutes Bewusstsein der Gesunden. *Balche'*, das Heilmittel für die Kranken, ist die Bewusstseinsnahrung der Götter und Stärkung der Gesunden. Das Kreisritual soll den Kreis alles Lebendigen miteinander verbinden: den Wald, die Pflanzen, die Tiere, die Götter und die Menschen.



21. November 1982

Die Ereignisse der letzten Tage waren so überstürzend, dass ich kaum dazu gekommen bin, einige Aufzeichnungen zu machen. Da war zunächst der Brief vom Diederichs Verlag. Es scheint so, als wenn es tatsächlich dazu kommen könnte, dass ich dort die Mythologie der Lakandonen verlegen lasse.

Am 18. November war dann die erste Balche' reif. Im ersten Morgengrauen hörte ich das sonore Tröten einer Schneckentrompete.

Chan K’in kam und fragte mich, ob ich schon wach wäre, denn jetzt gibt es die Balche’ zu trinken. Als ich dann mit ihm zum Götterhaus ging, fühlte ich mich in die Zeit der Urahnen zurückversetzt. Wir waren die ersten, die das Götterhaus Yatoch K’uh betraten. Antonio saß vor dem Pak, dem Tonkrug des Gottes Bol, des Patrons des Balche’-Trunkes. Der Krug war mit dem trüben Gebräu gefüllt. Antonio wies uns dann unsere Plätze zu und gab uns die Baumkürbisschalen, gefüllt mit dem Göttertrank. Nachdem wir die ersten Tropfen verspritzt hatten – denn sie sind für die Götter bestimmt –, durften wir trinken. Die Balche’ war sehr kräftig; sie war auch etwas bitter. Als wir, Chan K’in und ich, nach drei Schalen von Koh II zum Essen gerufen wurden, zeigte sich schon die Wirkung. Nach dem Frühstück – es gab wieder Papagei! – kehrten wir ins Götterhaus zurück. Jetzt waren schon viele Männer anwesend und labten sich am Göttertrunk. Es wurde bald ein sehr lustiger, von schönen Erzählungen durchsetzter Vormittag. Ich versuchte, spezifische Wirkungen der Balche’-Rinde festzustellen, was mir aber nicht gelang.

Der Balche’-Baum, botanisch *Lonchocarpus violaceus*, gehört zu den Hülsenfrüchtlern (Leguminosae). Er kommt nur kultiviert vor und wurde schon in vorspanischer Zeit von den Maya bei ihren Zeremonialzentren im Dschungel angebaut. Daher kann man heute noch bei einigen archäologischen Ausgrabungsstätten Balche’-Bäume antreffen. Wie lange der Baum schon kultiviert und zum Brauen von Ritualtränken genutzt wird, ist unbekannt. Aber er wird schon in den frühesten ethnohistorischen Aufzeichnungen erwähnt. Neben den Lakandonen wird der Balche’-Baum heute noch von den yucatekischen Maya rituell verwendet.

Im kolonialzeitlichen *Motul*-Wörterbuch (Maya/Spanisch) heißt es von dem Balche’-Baum, er sei ein Baum, „aus dem der alte Wein gemacht wurde“[48]. Der spanische Franziskaner Fray Diego de Landa schreibt darüber in

seiner „Relación de las cosas de Yucatán“ aus dem 16. Jahrhundert, dem „Bericht über die Dinge von Yucatán“: „Die Indianer sind sehr ausschweifend im Trinken und Berauschen … Und sie machen den Wein aus Honig und Wasser und aus einer bestimmten Wurzel eines Baumes, den sie hierfür anbauen, die den Wein stark und übel- riechend macht.“

In den „Relaciones de Yucatán“ („Berichte von Yucatán“), einer weiteren ethnohistorischen Quelle aus der Kolonialzeit, wird der Trunk sowie dessen rituelle und medizinische Bedeutung beschrieben: „Ein weiterer Grund, warum diese Indianer an Zahl abnahmen, ist, weil sie davon abgehalten wurden, einen Wein, den sie zu bereiten gewöhnt waren, herzustellen und von dem sie sagen, er war gesund für sie und den sie *balche’* nannten. Sie haben ihn aus Wasser, Honig und einer Wurzel, die *balche’* heißt, gemacht. Dies haben sie in große Gefäße, die wie große Wannen sind und fünfzig *arrobas* (= 200 Gallonen = ca. 800 Liter) oder mehr an Wasser fassen, gefüllt. Darin gärte
und schäumte es zwei Tage lang, wurde sehr kräftig und roch dann sehr schlecht. Bei ihren Tänzen und Gesängen, so wie sie sie tanzten und sangen, gaben sie jedem, der tanzte oder sang eine kleine Schale zu trinken. Sie gaben ihnen so viele, bis sie ganz berauscht davon waren, dass sie abartige Dinge taten und machten solche Grimassen, dass es den Zuschauern nicht verborgen blieb. Als sie betrunken waren, erbrachen und entleerten sie sich. Das reinigte sie und machte sie hungrig, dass sie mit Appetit aßen. Einige der alten Männer sagten, dass dies sehr gut für sie war, dass dies eine Medizin für sie war, die sie heilte, weil es wie ein sehr gutes Abführmittel wirkte. Damit blieben

> sie gesund und kräftig und viele von ihnen wurden dadurch sehr alt.“

Die Rinde des Balche’-Baumes, die zum Brauen benutzt wird, enthält Wirkstoffe, die unter dem Namen Longystiline bekannt sind. Sie sind chemisch-strukturell nahe verwandt mit den Kavainen, den Wirkstoffen aus Kava-Kava, dem Rauschpfeffer *(Piper methysticum)* aus Ozeanien.

Der Balche’-Baum wächst eher wie ein Strauch, denn er bildet viele Stämme an der Basis aus. Er wird kaum mehr als zehn Meter hoch. Die Blätter sind gefiedert; die Blüten sind violett und stehen in Trauben, sie sehen wie kleine Bohnenblüten aus. Die Früchte erinnern an flache Bohnenschoten.

Am Nachmittag, als der Rausch abgeklungen war, habe ich mit T’oh ethnobotanisch gearbeitet, das heißt, ich habe ihn zu Pflanzen befragt. Wir sind in den Wald gegangen, damit er mir einige Pflanzen, Blüten und Baumrinde zeigen und erklären konnte. Die Arbeit mit Pflanzen bringt mir immer sehr viel Spaß. Ich liebe sie sehr. An manchen Planzen kann ich mich gar nicht sattsehen. Ich liebe es, die Dschungelpfade entlangzulaufen, die eine Art Dach aus den Riesenblättern der Xiw-Pflanzen *(Xanthosoma)* haben. Es ist vor allem der Mäkal Ch’om („Speise des Geiers“) mit seinen dreieckigen, ja manchmal bis zu zwei Meter großen, gewaltigen Blättern, der mich beeindruckt.

Am Vormittag des nächsten Tages traf ich Antonio mit einem seiner Söhne im Götterhaus an. Sie bereiteten eine neue Balche’ vor, diesmal mit Zuckerrohr. Das Zuckerrohr zerstampften sie im alten Balche’-Kanu.

Am frühen Nachmittag gab es dann eine Ch’ula’-Zeremonie, die Chan K’in Presidente für sein ungeborenes Kind abhielt. Er hat mich platziert!

Gestern Morgen wurde ich in aller Frühe von Chan K’in geweckt. Er fragte mich, ob ich etwas essen wolle, bevor wir wieder in das Götterhaus zum Balche’-Trinken gehen würden. Er meinte, es wäre besser, eine

Grundlage zu haben. Als wir gerade mit dem Essen fertig waren, ertönte wieder die Schneckentrompete, das Zeichen des Beginns.

Die Wirkung war nicht so stark wie bei der Balche’ zwei Tage zuvor. Chan K’in hat sehr viele Geschichten erzählt und schöne Lieder gesungen. Ich habe auch gesungen, was mich sehr viel Überwindung gekostet hat, aber die Lakandonen waren begeistert.

In der letzten Nacht habe ich mich im Traum in einen riesigen Jaguar verwandelt. Ich fühlte genau alle körperlichen Veränderungen. Es war sensationell. Ich wanderte dann in dieser Gestalt durch den Dschungel …

Chan K’in deutete diesen Traum so: Er prophezeit, dass Freunde oder Touristen hierherkommen werden.

Die Erzählung vom Äh Wan T’ut‘ K’in ist mit einer sehr eigenartigen Geschichte verbunden. Eines Nachmittags sagte ich zu K’ayum, dass wir noch die Äh Wan T’ut‘ K’in-Geschichte seines Vaters transkribieren müssen. Daraufhin antwortete K’ayum entgeistert: „Wieso? Die haben wir doch schon aufgeschrieben. Erinnerst du dich nicht mehr? An zwei Abenden haben wir sie aufgeschrieben. Es war die erste der Erzählungen, die wir geschrieben haben.“ Ich erwiderte, dass müsse er wohl geträumt haben, denn die Erzählung hätte ich nicht transkribiert. Wir waren beide von unseren Aussagen zutiefst überzeugt. Da kam K’ayums Frau und sagte, dass auch sie gehört hätte, dass ich mit ihrem Mann an zwei Abenden die Äh Wan T’ut‘ K’in-Erzählung aufgeschrieben habe. Sie habe sich noch gewundert, dass ich so spät noch so viel Kaffee getrunken hätte. Nun fragten wir seinen Vater, den alten Chan K’in, was er wohl von dieser Sache halten würde. Chan K’in erwog vier Möglichkeiten: Entweder war es meine Seele, die abends meinen Körper verlassen hatte und zu K’ayums Haus ging, oder es war der Chembel K’uh namens Chembel Nukuch Nah („Das wandernde, große Haus“), einer der vielen Götter des Waldes, der meine Gestalt angenommen hätte, oder es war der Gott Äkyantho‘ selbst, der K’ayum in meiner Gestalt erschien. Oder es war ein Zauberer vom See von Mensäbäk, der sich in meine Gestalt verwandelt hatte. Chan K’in

sagte, dass es aber am wahrscheinlichsten Chembel Nukuch Nah war, der mit K'ayum geschrieben habe.



22. November 1982

Im Spruch 49 des Tao-te-king heißt es: „Der Heilige Mensch begegnet allen wie Kindern." – Chan K'in ist dieser heilige Mensch!

Beim Mittagessen – Chan K'in hatte sich schon vorzeitig zurückgezogen – spürte ich plötzlich ein sehr schmerzhaftes Ziehen im Rücken. Als ich zu meiner Hütte zurückging, wurde der Schmerz immer unerträglicher. Ich legte mich sofort flach hin und bewegte mich nicht. Ich schlief dann einen Augenblick später ein. Als ich wieder erwachte, waren die Schmerzen im Rücken unerträglich geworden; mir kamen die Tränen. Da kam, wie jeden Nachmittag, Paco mit seiner Tochter auf dem Arm zu Besuch. Ich berichtete ihm gleich von meinen unerträglichen Schmerzen. Er holte sofort einen Balsam zum Einreiben. Dann war ich wieder alleine; der Schmerz hielt an. Als K'in in die Hütte kam, bat ich ihn, seinem Vater Bescheid zu sagen. Ich konnte durch die Wände hören, wie K'in sofort alles berichtete. Chan K'in kam sofort zu mir und fragte *ba'inki a metik*, „Was machst du?" Ich sagte ihm, dass ich sehr viel Schmerzen im Rücken hätte, nicht wüsste wieso und dass ich vor allem nicht aufstehen könnte.

E bay, yan kunyah, he' in kunik tech, „Ah, gut, es gibt einen Kunyah, einen Zauberspruch, damit werde ich dich heilen." Er setzte sich auf mein Bett und pustete mich an, dann spuckte er zweimal auf meine Brust und blies nochmals darüber. Dann erhob er seine rechte Hand und hielt sie in Brusthöhe. Im Flüsterton begann er sehr schnell den Kunyah-Text herzusagen. Ich konnte nur einige Worte verstehen. Namen verschiedener Vögel und Götter. Die Worte folgten einer sehr strengen Metrik und einem genauem Rhythmus. Er sprach sehr schnell. Das schnelle, leise Sprechen mag wohl fünf bis zehn Minuten gedauert haben. Ich fühlte mich dabei

wie im Traum. Chan K'in blies mich wieder an und spuckte zweimal – jeweils sehr kleine Mengen – auf meine Brust. Der Kunyah-Text war noch nicht zu Ende: Jetzt kam der zweite Teil; es waren langsame und getragene, fast gesungene, aber immer noch geflüsterte Worte, die ich leider überhaupt nicht verstehen konnte. Dieser zweite Teil war erheblich kürzer als der erste. Am Schluss blies er mich wieder an und spuckte zweimal auf meine Brust. Er stand auf und fragte: *ne yah*, „Schmerzt es sehr?" Es schmerzte immer noch sehr. Chan K'in ging sofort ins Yatoch K'uh. Als er zurückkam, fragte er nach dem kleinen Chan K'in V. Er solle doch schnell gehen und K'ayum holen.

K'ayum kam sofort und fragte mit bestürztem Gesicht, was ich hätte. Auch K'ayum handelte sofort, aber ganz anders als sein Vater. Er ließ Alkohol, Bengue (das hier *papahts'ak*, „sehr scharfe Medizin", genannt wird) und Baumwollfrüchte holen. Er rieb dann mit dem Alkohol meinen Rücken ab und massierte den wohltuenden Balsam ein.

Chan K'in erzählte mir, dass ich die Krankheit hätte, die hune' heißt. Ich habe sie bekommen, weil mich ein Kisin mit seinem unsichtbaren Pfeil getroffen habe, dessen Spitze giftig ist. K'ayum und Chan K'in erzählten dann von ihren eigenen Erfahrungen mit dem hune'.

Mir brannte der Rücken. K'ayum ging wieder, versicherte mir aber, dass er bald wiederkommen werde. Bald kam der alte Chan K'in wieder an meine Lagerstatt und sagte: *he' in ka'kunik tech*, „Ich werde dich wieder heilen." Er setze sich wieder auf mein Bett, blies mich an, spuckte mir auf die Brust und sprach den Kunyah-Spruch im rhythmischen Flüsterton. Während er sprach, kam Koh III, seine jüngste Frau, herein und band mir ein *k'uch*, einen handgesponnenen Baumwollfaden, um den Hals! Ich hätte niemals gedacht, dass ich einmal so weit in das Dorfleben integriert werden würde …

Chan K'in fuhr fort in seinem Rezitieren des Kunyah-Textes. Als er nach dem langsamen zweiten Teil fertig war, fragte er mich wieder: *ne yah*, „Schmerzt es sehr?" Ich bejahte. Daraufhin ging Chan K'in zur Tür und sprach im Stehen, dass Gesicht gen Westen gewandt, nochmals den Kunyah. Für den langsamen Teil setzte er sich wieder auf mein Bett. Als er

fertig war, wieder auf meine Brust gespuckt hatte und mich anblies, fragte er wieder, ob es sehr schmerze. Er fragte dann auch, ob ich Fieber hätte. Das aber wusste ich nicht genau. Er sagte, dass ich mit meiner Hand seinen Puls umfassen solle, damit er fühle, ob ich Fieber hätte. Nach Chan K'ins Diagnose hatte ich keine erhöhte Temperatur.

Da kam Koh II, die in dem Buch „Antlitz der Mayas" „Nofretete des Dschungels" genannt wurde, herein und band mir ein weiteres *k'uch* um den Hals. Ich fühlte in der Tat eine Besserung, eine Art Solidaritätserklärung, einen, sagen wir mal, Seelenschmaus.

Am späten Nachmittag kam T'oh. Er hatte zusammen mit seiner Frau seinen Vater besucht. Als er von meinem plötzlichen Schmerz hörte, gab ihm seine Frau einen *k'uch*-Baumwollfaden für mich. T'oh kam zu mir und hörte sich mit bestürztem Gesichtsausdruck meine Leidensgeschichte an. Dann band auch er mir den *k'uch*-Faden um den Hals. Am Abend sollte mir auch K'in II noch einmal einen *k'uch* um den Hals legen.

Später kam K'ayum zurück und rieb mir nochmals den Rücken mit der „sehr scharfen Medizin" ein und massierte mich. Er gab mir auch eine Art Aspirin, mit der Bemerkung, dass es zwar nicht heile, denn heilen können nur die Kunyah und die Götter, aber es würde etwas helfen.

Chan K'in verbrachte fast den ganzen Abend bei mir. Er sagte immer wieder, dass er erst wieder glücklich werde, wenn ich wieder gesund wäre.

Der kleine Chan K'in V schlief diese Nacht bei mir. Er sorgte dafür, dass das Feuer immer am Brennen war. Er sollte auch seinem Vater Bescheid geben, wenn ich starke Schmerzen verspüren würde.



23. November 1982

Ich hatte einigermaßen gut geschlafen, war aber häufig aufgewacht, immer dann, wenn ich mich im Schlaf bewegt hatte.

Morgens früh kam gleich Chan K’in zu mir und erkundigte sich, wie es mir in der Nacht ergangen war. Er sagte mir, dass ich den ganzen Tag liegen bleiben solle und dass mir Koh II, „Nofretete“, mein Essen bringen würde. K’ayum kam und hat mich wieder „gesalbt“. Am Vormittag war ich alleine, da Chan K’in und seine Frauen auf die Milpa gegangen sind.

Ich habe über meine ethnomedizinische Forschung nachgedacht. Es kommt immer alles wie von selbst! Dieser, mein eigener Fall, ist eine Grundlage, an der das ganze Medizinsystem entwickelt werden kann!

Ich bin heute nicht aufgestanden. Koh II brachte mir etwas zu essen. Chan K’in setzte sich lange zu mir und sprach über den hune’ und die unsichtbare Welt.

Der hune’ ist ein kleiner Dämon aus den Herrscharen des Todes; er sieht wie ein zwergenwüchsiger Mensch aus. Er schießt mit seinen Pfeilen auf Menschen – die er in der Gestalt von Affen sieht –, damit sie sterben sollen. Dann können ihre Seelen in die Unterwelt entführt werden. Mich erinnerte der hune’ an unseren Hexenschuss, der früher bei uns mit Donnerkeilen abgewehrt wurde.

In dem langen Zauberspruchtext wird der hune’-Geist beschrieben:

Kanahan
Der hune’-Geist
Mit gespanntem Bogen kommt er daher
Dort erhebt er sich
Der hune’-Geist
Sich anschleichend
Den Weg des Himmels
Hat er eingeschlagen …
Aus dem Holz des Roten Sihun-Baumes
Ist sein Bogen
Gespanntes Holz
Dort sein Bogen
Echte Pfeile
Sind seine Pfeile
Die schwarzen Fasern

Die Verschnürung seiner Pfeile

Dann wird beschrieben, wie sich der hune' an seine Beute heranmacht:
Dort vor dem Haus
Am Wegesrand
Mit gespanntem Bogen zieht er umher
Mit seinen Pfeilen
Dort vor dem Haus
An der Tür
Mit gespanntem Bogen zieht er umher
Und lauert uns auf
Den Spinnenaffen.

Danach wird beschrieben, wie der Zauberer die Pfeile des hune' abfängt, aus der Wunde zieht, zerbricht und zerstört. Weiter im Text heißt es: „Ich habe den Zauber". Damit sind unsichtbare Hagelkörner gemeint, mit denen der Zauberer die Wunde im Opfer kühlt und beruhigt.

Die Zauberspruchtexte funktionieren fast wie eine Diashow. Mit jeder Zeile wird ein Bild erschaffen. In der Folge ergeben sie einen Film von dem Geschehen in der unsichtbaren Welt. Es entsteht eine bewusste Visualisierung. Das ist die Macht des Zauberers.



24. November 1982

Meine Schmerzen haben sich schon erheblich gebessert. Ich mag nicht mehr liegen. Aber ich kann kaum stehen noch mich aufrecht halten. Koh II brachte mir wieder das Essen ans Bett – ganz wie eine fürsorgliche Mutter!

Chan K'in war wieder bei mir. Er erzählte mir von der Höhle des Känänk'ax, auch von Itsanohk'uh. Da kam K'ayum vorbei. Er hatte mal wieder einen bedeutsamen Traum. Er sah mich ganz nackt. Dann sah er eine Xunan, eine weiße Frau, die sehr ärgerlich auf mich war, und er sah

Itsanohk'uh. Zusammen mit seinem Vater deutete er den Traum: Itsanohk'uh ist verärgert, dass ich nicht zu seinem See, zu seinem Haus gekommen bin.

Während der Deutung kam K'in Paniagua zu Besuch. Er war in Palenque gewesen, um Pfeil & Bogen zu verkaufen und hat Bier mitgebracht. Die drei Männer, die um mich versammelt waren, tranken etwas Bier und erzählten viele Geschichten. Chan K'in und K'ayum brachten mir dann bei, wie ich zu den Göttertöpfen sprechen soll. Ich war begeistert, begannen sie doch von selbst, mir genau das beizubringen, was ich lernen wollte. Als sich die Runde um mich herum auflöste, sagte Chan K'in, dass er Itsanohk'uh bitten werde, mich zu erleuchten!

Itsanohk'uh bedeutet „Großer Gott der Itzá". Er ist eine lakandonische Gottheit, die mit dem Land der Itzá, dem Petén in Guatemala, verbunden ist. Allerdings ist er von dort nach Chiapas eingewandert und hat sich am Großen See, dem Yahaw Petha' niedergelassen. Itsanohk'uh wird häufig bei Krankheiten angerufen. Außerdem gehört er zu den brauenden Göttern der Balche'.

Am späten Nachmittag kam Chan K'in mit einem weihrauchgeräucherten Bo'oy-Palmenblatt zu mir. Er brachte mir den Rauch des Äkyantho', des Gottes der Weißen. Ich war irgendwie überglücklich; Chan K'in hatte für mich Weihrauch verbrannt, so wie für einen Sohn!

Anscheinend werden Seelenfiguren, wie es wohl die Götter sind, dann zur Wirklichkeit, wenn sie kollektiv angenommen werden.



Die Bohnenranke erscheint in der visionären Welt als Schlange.



25. November 1982

Heute bin ich schon etwas häufiger aufgestanden. Ich habe sogar einige Yogaübungen gemacht, um meinen Rücken zu entkrampfen.

Chan K'in ist sehr erleichtert, dass ich wieder aufstehen kann und dass ich nicht gestorben sei, wie er anfangs vermutet hatte.



26. November 1982

Ich bin heute zum ersten Mal wieder zu K'ayums Haus gegangen. Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, seit ich das letzte Mal dort gewesen bin. Das Spazierengehen tut mir sehr gut.

K'ayum war gerade damit beschäftigt, ein Klo zu bauen! Als ich bei ihm saß, kam seine Frau und band mir einen *k'uch*-Faden um den Hals. Kurz darauf kam auch ihre Mutter, Antonios Frau, und band mir ebenfalls einen *k'uch*-Faden um den Hals. Ich war fast etwas verschämt vor Rührung. Ich kann das Gefühl, was ich erlebt habe, noch nicht richtig in Worte fassen. Auf jeden Fall bin ich sehr begeistert von dieser Art der kollektiven Zuwendung.

Die Mädchen der Lakandonen bekommen bei ihrer Initiation eine Spindel geschenkt. Damit sollen sie zukünftig die *k'uch*-Fäden spinnen. Mit diesen Fäden müssen sie einen Kranken oder Verwundeten „behandeln". Ist der Körper krank, wird der Faden um den Hals gebunden. Ist ein Arm oder Bein verletzt, wird es an das entsprechende Handgelenk bzw. um den Knöchel gebunden.

Ich habe heute drei verschiedene Sorten Wildfleisch zu essen bekommen: Papagei, wie derzeit so üblich, Äh Koox, einen sehr großen Vogel mit fantastisch zartem und hellem Fleisch, und Äh Tsub, so eine Art Riesenratte in Maissoße. Eine tolle Speisekarte!

Ich bin immer mehr HIER!

Bei dem Abendessen hat mir Chan K'in Jagdgeschichten aus der Zeit erzählt, als es noch keine Gewehre gab. Geschichten aus einer Zeit, die ich sehr gerne erlebt hätte. Er erzählte, dass die Brüllaffen äußerst flink seien, und die Pfeile, die auf sie geschossen wurden, im Fluge abfangen konnten und zerbissen haben. Wollte man einen Brüllaffen erlegen, musste man zwei Pfeile ganz schnell hintereinander abschießen. Zur Papageienjagd ist

Chan K'in in die Baumkronen geklettert. Von dort konnte er in aller Ruhe einen Papageien nach dem anderen mit seinen Pfeilen abschießen. Der Schwarm entfloh nicht, wie bei einem Gewehrschuss. Er hätte damals so viele Papageien erlegt, dass er für seine Pfeile nur die vier roten Federn ihrer Schwingen verwendet hat.



27. November 1982

Heute war fast wieder ein normaler Tag. Es war wieder Alltag, alle Tage … Und irgendwie doch, es war auch ein besonderer Tag. Ich spürte fast keine Schmerzen mehr und konnte wieder baden gehen. Das tat mir ganz besonders gut.

Da mir das Feuerholz ausgegangen war, ich selbst keines schlagen konnte, und da die Arbeitskräfte hier im Dschungel sehr billig sind, habe ich mir einen Tzeltalen „gemietet". Er hat mir für schlappe 100 Pesos einen ganzen Stapel bestes Feuerholz in die Hütte geliefert.

Nachmittags saß ich wieder bei K'ayum und seinem Schwager Chan K'in A1. Der Gesprächsstoff Nr. 1: Frauen, Sexualität und Heiraten. Der arme Chan K'in A1 hat immer noch keine Frau gefunden. Die heiratsfähigen Lakandonenfrauen sind leider schon alle vergeben.

Später erzählte er mir von den Schönheiten des Sees von Itsanohk'uh. Nach seinen Beschreibungen hat sich ein wahres Paradies in meinem Hirn entfaltet. Ich möchte zu gerne diesen See und die Häuser der Götter sehen. Ich möchte für Itsanohk'uh etwas Weihrauch verbrennen.

Als ich aufgestanden bin, hatte sich mein Xikul in meiner Pofalte verklemmt. Alle lachten. K'ayum erklärte mir, dass man in solcher Situation sagt: *a wit kuhantik a nok'*, „Dein Arsch isst deine Kleidung!"



28. November 1982

Beim Frühstück – es gab natürlich Papagei – bemerkte ich eine Verhaltensweise, die universell über den Gesetzen einer Kultur zu stehen scheint. Koh III reckte ihren zarten und anmutigen Körper mit weit ausgebreiteten Armen. Als sie sah, dass ich darauf aufmerksam wurde, lachte sie, sank zusammen und wendete sich ab. Genau dieses Verhalten habe ich bei vielen Frauen in vielen Kulturen beobachtet. Es ist klar, dass es bei uns als „unsittlich" gilt …

Die Tage rasen so dahin. Es ist so schade, dass hier alles so schnell vor sich geht. Obwohl die Lakandonen oft die Ruhe weg haben, machen sie doch vieles in rascher Geschwindigkeit, aber gänzlich ohne Hetze. Inzwischen kann ich mir fast schon vorstellen, hier zu leben. Das Leben mit diesen wunderbaren Menschen in dem herrlichen Dschungel ist so voller Ruhe und Frieden. Ich denke manchmal an zu Hause. „Zu Hause", ist das nicht hier? Denke an mein Hamburger Zuhause, an mein Zimmer, an die schönen Dinge, die ich dort machen kann, meine eigene Welt, die ich sehr liebe; auch denke ich gelegentlich an meine Rückkehr, eine „Reise in die Anderswelt". Aber da sind auch die sozialen Bindungen, die gierigen Erwartungen meiner Mitmenschen, die Forderung nach Leistung, die bösen Worte, der Neid, der Frust, die Hetze, die Gelehrsamkeit, die Feigheit, die Furcht, die Trübnis, die Umweltverschmutzung, die langsame Vergiftung aller Lebensregungen – Uff! Jetzt habe ich im Telegrammstil unsere Kultur beschrieben.

Hier fällt es mir recht leicht, mich nicht so wichtig zu nehmen … vielleicht, weil ich ein Lernender bin?

Beim Sonnenuntergang hat sich hinter dem See eine düstere und bizarre Wolkenbank gebildet. Darüber schwebte, einer Baumwollfrucht gleich, ein dunkles Wölkchen. K'ayum, der neben mir stand und ebenfalls dieses faszinierende Farb- und Formenspiel betrachtete, sagt, dass in dem kleinen Wölkchen ein Gott wäre, der sich zurzeit aber nicht bewegen würde.



29. November 1982

Abends kamen K'ayum, Chan K'in und K'in Paniagua zu Besuch in meine Hütte. Wir erzählten uns vom Tagesgeschehen. Ich war mit K'ayum nach Zaragoza gewandert, einer Tzeltal-Siedlung in den nahen Bergen. Von dort war der Blick über die Hügelketten, die sich in die Selva Lacandona ergießen, sehr schön. Da bewegte der Herr des Todes die Erde: Es gab ein kurzes, aber dröhnendes Erdbeben. Nach den Stößen fuhr ein mächtiger Wind durch das Blätterdach. Zum Abschluss des Abends sagte der alte Chan K'in zu mir – und diese Worte haben sich mir tief eingeprägt: *Bähe' ne suk inwilikech, ne otsil in wilikech. Wa ma'utsech, ma' tsoy in wol, tak in wok'ol chichin. Wa tech tsoy a wol, ten ne tsoy in wol.* „Jetzt betrachte ich dich sehr freundlich, sehr rührend sehe ich dich. Wenn du krank bist, ist mein Bewusstsein gar nicht gut; ich muss etwas weinen. Wenn dein Bewusstsein aber gut ist, ist meines auch sehr gut."



2. Dezember 1982

„Ich möchte gerne zum Großen See gehen und etwas Weihrauch für Itsanohk'uh, den Großen Gott, verbrennen", sagte ich zu Chan K'in. Wir saßen vor unseren Hütten und wärmten unsere Rücken in der Sonne. Die vergangene Nacht war sehr kalt. Die Dächer der Häuser und der Dschungel um uns herum dampften in der rasch aufsteigenden Sonne. „Heute Nachmittag, wenn die Sonne eingetreten ist, komm' in das Götterhaus, damit ich dir zeige, wie du den Weihrauch darbringst. Dann gebe ich dir etwas Weihrauch und etwas Zündholz (Kienspan). Das muss alles im Yatoch K'uh, im Götterhaus, bleiben. Du darfst es nicht mit in

deine Hütte nehmen. Morgen früh, wenn du aufbrichst, gehst du und holst es dir.“

Am Vormittag war ich damit beschäftigt, ein Gebet für Itsanohk’uh, den Großen Gott der Itzá, zu lernen. Später schrieb ich den Text auf, mit dem man singend den Großen Gott bittet, herabzusteigen und den Weihrauch entgegenzunehmen.

Ich packte dann meine Sachen so weit wie möglich zusammen, überprüfte meine Kamera und schärfte meine Machete.

Nachmittags besprach ich mit Bol, Chan K’in A1 und José unseren geplanten Aufbruch. Später kam noch Tulix Ho’ zu mir und fragte, ob es in Ordnung sei, wenn er mitkäme. Selbstverständlich!

Die Leute erzählten mir nun die unglaublichsten Geschichten. Am Yahaw Petha’, am Großen See, wimmle es nur so von riesigen Alligatoren, die ganze Menschen mit einem Happs verschlingen könnten. Auch seien dort Tapire, die einem des Nachts das Blut aus der Nase saugen würden, grässliche Schlangen und wilde Jaguare, die nur darauf warten würden, dass Menschen kämen, die sie fressen könnten. Vor allem die Geschichte von dem Urahnen, der lebend von einem Alligator verschlungen wurde und sich dadurch befreite, dass er den Bauch des Tieres von innen her aufschnitt, sollte ich an diesem Abend noch oft hören.



3. Dezember 1982

„Bist du wach?“, rief mich Chan K’in mit seiner unverwechselbaren Stimme. Es war noch dunkel. Ich war schon lange wach und wartete auf das erlösende Wecken.

Ich ging in das Haus der Speise und fand dort Koh II, die gerade mein Frühstück herrichtete. Sie war schon vor einer halben Stunde aufgestanden, hatte einen großen Klumpen K’ayem (Maisbrei) gemahlen und einen schönen Stapel Maisfladen für mich gebacken. Als ich beim

Essen war, kam Chan K'in und trank eine Tasse Kaffee mit mir. Er gab mir noch letzte Ratschläge und Hinweise für die Wanderung zum Großen See.

Ich nahm meinen Reiseproviant, verabschiedete mich von Chan K'in. Ich ging in meine Hütte zurück, um mein Ba'ay, das Lakandon-Tragnetz aus Baumrindenfasern, fertig zu packen. Da kamen auch schon meine Reisegefährten. Sie trugen alle die gleiche Ausrüstung: eine Umhängetasche, ein Tragnetz, ein Gewehr und eine Machete. Meiner Ausrüstung fehlte nur das Gewehr.

Wir brachen gleich auf, nachdem ich den Weihrauch in meiner „Last" verstaut hatte. Der Morgen kündigte sich gerade mit einem roten Himmel an. „Frau Mond hat ihr Kleid gewechselt", sagt man hier.

Chan K'in A1 übernahm die Führung. Mit einer Taschenlampe führte er uns sicher durch den noch nachtschweren Dschungel.

Unser Weg war manchmal bis zur Unkenntlichkeit zugewachsen. An anderen Stellen war er wieder sehr gut und sah dort viel benutzt aus. In einer Kurve rammte ich mir Kum-Palmenstacheln in den Arm. Diese sehr großen, spitzen und spröden Stacheln sind außerordentlich unangenehm. Sie dringen sofort tief in die Haut und in das Fleisch ein. Dann brechen sie ab. Ich hatte Glück, denn ich konnte alle Stacheln aus meiner Haut wieder herausziehen.

Der Morgen brach nach und nach durch das dichte Laubdach und hinterließ schwere Nebelschwaden in den Baumkronen. Wir stoppten, und die Lakandonen machten sich an einem Baumstamm zu schaffen, der am Wegesrand lag. Sie schlugen einige handliche Stücke heraus. Es sollte das Licht für die Nacht werden. Es war das harzige Holz einer Pinie. In dünne Späne geschlagen brennt es lichterloh (Kienspäne). Die Sonne brach jetzt durch die Nebelschleier und gab dem Dschungel ein freundliches Aussehen.

Seit geraumer Zeit ging es bergan. Auf dem Berggipfel angekommen, machten wir unsere erste Pause.

„Ab jetzt geht es immer bergab", sagte Bol und schob ein Stück Maisfladen in seinen Mund. In diesem Moment mochte ich Bol sehr gerne, nur dass er mit seinen Verdauungsstörungen am laufenden Band unseren

Weg markieren musste, gefiel meiner Nase gar nicht. Wir stimmten alle darüber ein, dass Bols Gedärm wohl schon sehr verfault sein müsste. Es gab viel zu Lachen. Ja, immer diese Bohnen …

Der Weg wurde jetzt einfach, es ging meistens leicht bergab. Außerdem war der Weg knochentrocken, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit. Wir kamen an einen Fluss, der uns über eine Strecke des Weges begleitet hatte. Es war der Chulinche', dessen köstliches Wasser uns sehr bald erfrischte.

Durch meine Last, mein Tragnetz, das ich mit einem Riemen über dem Kopf trug, war mein Blick meistens dem Boden zugewandt. So sah ich Samen, Kerne und Fruchtkapseln der Bäume, die alle Spielarten der Gestaltung, Farbe und Größe zusammenzufassen schienen und die den Weg markierten. Dort gab es Eicheln, die so groß wie Hühnereier waren. Eine Fruchtschale glich einem Karstfelsen. Andere sahen aus wie kleine Plastikbälle. Die ovalen Früchte des Chäk Ya'-Baumes *(Zapote rojo)* beeindruckten besonders durch ihr glänzendes Schwarz. Ich staune immer wieder über die Vielfalt und den Reichtum der Dschungelpflanzen. Eine Blüte, die in ihrer bestechenden Schönheit, in ihrer Turmform einer asiatischen Pagode gleicht, leuchtete in warmem Orange in dem dunkelgrünen Unterholz. Die ästhetisch vollkommensten Schöpfungen sind immer noch die Formen und Farben der Natur.

Unser Weg endete plötzlich an dem Rand einer Milpa. Chan K'in A1 schlug mit der Machete schnell einen Pfad durch die Milpa des Tzeltalen. Wir balancierten über Baumstämme und sahen zu, dass sich unsere Füße nicht in den Schlingen der Kürbisse verfingen. Die Milpa war nicht sehr groß. Bald hörten wir das Geräusch eines Flusses und Stimmen. Es waren einige Tzeltalen, die sich am Wasser des K'änkha'-Flusses labten. Wir wechselten einige Worte und gingen weiter. Wir mussten noch eine zweite Milpa eines Tzeltalen durchqueren und waren wieder im Dschungel. Mir ist bis heute völlig schleierhaft, wie die Lakandonen so sicher den richtigen Weg fanden.

Tulix Ho' und Chan K'in A1 schossen unterwegs noch einige Papageien, die ich am Abend zubereiten durfte.

„Jetzt sind wir sehr nahe bei dem Großen See“, sagte José und bog die Blätter einer Palme, die mit dünnen Stacheln übersät war, zur Seite. Sie gaben den Blick frei auf eine ungeheure Wasserfläche, die durch das Unterholz flimmerte. Wir hatten nach sechs Stunden Wanderung den Großen See erreicht. Ohne Karten und ohne Kompass. Der Yahaw Petha’ liegt fünfzehn Kilometer Luftlinie vom See von Naha’ entfernt.
Nun galt es, einen geeigneten Schlafplatz und ein Kanu zu finden. Die Stelle zum Übernachten hatten wir schnell gefunden. Direkt am Wasser des heiligen Sees. Der See war sehr voll, sein Wasserstand sehr hoch. Ganze Teile des Waldes standen jetzt unter Wasser. Das Gestrüpp am Ufer ließ leider den Blick auf den See nicht frei. Unser Schlafplatz war anscheinend schon öfter als Übernachtungsmöglichkeit genutzt worden. Es gab einige Überreste, die deutlich die vorangehende Anwesenheit von Menschen zeigten: eine alte Feuerstelle und Teile eines Holzgrillrostes. Die Spuren waren vielleicht einen Monat alt. Wir wussten aber nicht, wer hier gewesen sein könnte. Die Ufer und angrenzenden Dschungelgebiete sind weder gesäubert noch besiedelt.[49]

Um unser Lager zu bereiten, schlugen die Lakandonen zunächst einige dünne Bäume mit Astgabeln. Die Bäumchen stießen sie in die Erde, und an die Gabeln hängten sie ihre Sachen. Ich tat es ihnen gleich.

Da nirgends ein Boot, ein Einbaum oder ein Kanu zu sehen war, machten wir uns an die Arbeit, ein Floß aus leichten Baumstämmen (Balsaholz) zu bauen. Es war schnell fertig – leider trug es nicht. Chan K’in A1 wollte trotzdem sein Glück mit dem Floß versuchen und schipperte, bis zu den Waden im Wasser, auf den See hinaus, um vom Wasser aus das Ufer nach einem versteckten Kanu abzusuchen. Er meinte, es müsse auf jeden Fall alte Kanus geben, die noch von den Lakandonen, die hier vor Generationen wohnten, übrig geblieben seien. Er fand aber keines. Er bekam Angst und kehrte bald zurück.

Ich hatte trotz der vielen Schauermärchen über die riesigen, gefräßigen Alligatoren ein Bad im See genommen. Das Wasser war warm und weich.

José und Tulix Ho’ brachen jetzt auf, um auf dem Landweg ein Kanu zu suchen. Bol kümmerte sich um das Lagerfeuer, und ich hängte eine

Hängematte auf. Nachdem ich mich etwas ausgeruht hatte, verstärkten wir das Floß und bauten eine zweite Schicht darüber. Jetzt trug es einen Mann sehr gut. Chan K'in A1 machte sich erneut auf die Suche. Er kehrte sehr bald mit der frohen Botschaft zurück, dass José und Tulix Ho' ein Kanu gefunden hätten. Er hatte die beiden bei der Taubenjagd an den kleinen Inseln gesehen.

Das Feuer loderte bald, dank der Kienspäne und des Sakbäkel-Baumholzes, das auch brennt, wenn es sehr feucht ist. Ich spießte die Papageien auf und briet sie über dem Feuer.

Da kamen auch José und Tulix Ho' erfolgreich mit dem gefundenen Boot von der Jagd zurück. Sie brachten viele Tauben, Rebhühner und Fische mit. Es wurde ein Festessen.

Die Lakandonen hatten keine Hängematten eingepackt. Sie bereiteten ein Nachtlager auf dem Dschungelboden. Zuerst fegten sie den Erdboden frei. Dann schnitten sie Palmenblätter und breiteten sie in mehreren Schichten aus. Fertig war das Bett! Sie meinten, es wäre hier besser, auf dem Boden zu schlafen, weil es nachts in der Hängematte zu kalt werden würde. Ich fragte sie, ob sie denn gar keine Angst vor Insekten, Schlangen und Jaguaren hätten. Sie lachten. José erklärte mir, dass man um die Lagerstatt einen Kreis aus Zigarrenasche streuen müsse. Die Asche würde alle unliebsamen Besucher fernhalten. Also rauchten wir kräftig Zigarren, um genügend Asche für den „magischen Zirkel" zu haben. Als der Aschenkreis fertig war, war uns vom vielen Rauchen allesamt schwindelig.

Um sich vor Jaguaren, den nächtlichen Jägern, zu schützen, gibt es einen Zauberspruch. Wenn man ihn rezitiert, nimmt man die Gestalt eines Jaguars an, jedenfalls in der Wahrnehmung der Jaguare. Da Jaguare keine Kannibalen sind, lassen sie von dem verwandelten Menschen ab. Eine verblüffende Theorie des Geistes!

Nach dem Essen lag ich in der einzigen Hängematte, hing meinen Gedanken nach und blickte hypnotisiert ins Feuer. Über mir waren die Baumwipfel schwach beleuchtet, und durch das Blätterdach blinzelten

vereinzelte Sterne. Zum Schlafen begab ich mich aber zu den anderen auf das gemeinsame Palmwedelbett. Ohne Angst schlief ich ein.



4. Dezember 1982

„He, seid ihr wach? Kommt, lasst uns frühstücken, damit wir gleich zum Angeln fahren können." José weckte uns im ersten Morgengrauen. Wir aßen gegrillte Fische und Vögel, buken unsere Maisfladen auf und tranken das köstliche Wasser des Sees.

Bug und Heck des Bootes waren nicht ganz dicht. Die Lakandonen besserten die Stellen mit schnell herbeigeschaftem Lehm aus. Dann stachen wir in See.

Ich hatte jetzt das erste Mal einen vollen Blick auf den See. Ein ruhiger See, an dessen Ufern noch keine Hotels, Atomkraftwerke und Millionärsvillen stehen, ein See, der völlig unberührt und einsam wirkte. Die Ufer waren dicht bewachsen mit Dschungel, der jetzt noch vom Morgendunst verhangen war. Es lag eine fast gespenstische Atmosphäre über dem See. Er wirkte so unendlich einsam und auch uneinnehmbar. Es loderte in mir auf, ich war begeistert und dachte daran, dass ich am Nachmittag zu den Göttern sprechen würde.

Wir fuhren langsam auf den See hinaus. Das Geräusch der Paddel war außer einigen Vogellauten das Einzige, was ich hören konnte.

Wir kamen an eine steinige Stelle im Wasser, die mit Schilf bewachsen war. Dort legten wir an und begannen zu angeln. Die Fische bissen gut – so dachte ich jedenfalls. Die Lakandonen waren gar nicht zufrieden und sagten: „Die Fische beißen heute überhaupt nicht."

Wir fuhren weiter. Der Tag war inzwischen angebrochen, aber es blieb diesig und irgendwie unwirklich. Bisher sah ich nur, dass der See sehr groß und rund war. Aber das war eine Täuschung. Seine Ufer verloren sich in unendlich viele Buchten und Lagunen.

Wir fuhren auf einen steil aus dem Wasser ragenden Kalkfelsen zu. „Dies ist das Haus des Gottes Kula'an Yok'ol Petha' („Der dort unten am See sitzt")", erklärte mir José. Wir fuhren ganz dicht an den Felsen heran, und dann sah ich die herrliche Felsmalerei, die ganz und gar dem klassischen Mayastil entsprach. Etwas weiter gab es einige Handabdrücke. „Das sind die Hände der Frau des Gottes Kula'an Yok'ol Petha'. Wie du siehst, sind sie sehr rot. Die Götter haben sie neu übermalt. Bei dem Vulkanausbruch, als es zwei Tage nicht hell wurde, haben die Götter ihre Zeichen wieder übermalt."

Jetzt sah ich, dass der See hier noch gar nicht zu Ende war, sondern sich über eine Enge noch weiter verzweigt. In dieses System von Seen, Engen und Buchten fuhren wir nun hinein. Da gab es einen schroffen Felsen, der mitten im Wasser stand und der K'u'il hach ak, das „Nest der Echten Schildkröte", heißt. Dann fuhren wir an dem Haus des Itsanohk'uh vorbei, das wir nachmittags wieder aufsuchen sollten. Die Lakandonen zeigten mir noch das Haus des Säkapuk, auch ein Felsen, der aus dem Wasser ragte. Wir legten an einer Stelle an, die zuvor von irgendjemandem als Schlafplatz benutzt worden war. José, Tulix Ho' und Chan K'in A1 stiegen aus. „Wir gehen auf die Jagd und kommen auf dem Landweg zu unserer Lagerstatt." Ich rief ihnen noch zu, sie sollten vorsichtig sein, da waren sie auch schon vom Dschungel verschluckt. Bol und ich schipperten langsam zurück, hielten hier und da, um etwas zu fischen und hörten die sich entfernenden Schüsse der Jäger. Als wir bei unserem Lager ankamen, hörten wir wieder die Jäger. Sie hatten einige Vögel geschossen. José hatte einen riesigen Gavilán, einen balum hunk'uk' erlegt und schenkte mir einige seiner wunderschön gezeichneten Federn.

Zum Mittag gab es Fisch. Die meisten Fische, die wir geangelt hatten, waren recht klein, aber außerordentlich köstlich.

„Wir brauchen zwei Xikal-Bretter aus der Rinde des Äh Wäch'-Baumes", sagte ich zu José. José war der einzige Lakandone, der für Itsanohk'uh Weihrauch verbrennen wollte. „Ich gehe inzwischen los, um Bo'oy-Blätter abzuknicken, die wir zum Weihrauchopfern brauchen." Bald hatten wir alles, was wir benötigten, und luden die Sachen in das Boot.

Wir fuhren los, in ein zumindest für mich neues Abenteuer. Bol, Chan K'in A1 und Tulix Ho' stiegen auch in das Boot. Sie hatten ihre Flinten dabei. José und ich setzten die drei auf zwei winzigen Inseln ab, auf denen Tauben brüteten. Wir sollten sie dort später wieder abholen.

Nun waren José und ich alleine. José ist vielleicht einige Jahre älter als ich, vielleicht aber auch nicht, wer weiß das schon und wen kümmert das schon. Er macht auf mich einen sehr erwachsenen Eindruck. Alle seine Worte und Handlungen sind wohl überlegt, sein traditionelles Wissen ist sehr umfangreich, und seine Kenntnisse über seine Umwelt sind geradezu verblüffend.

Langsam fuhren wir auf die Enge im See zu, die den Zugang zu den Häusern der Götter bildet.

Ich war eigenartigerweise überhaupt nicht aufgeregt. Ich hatte kein Lampenfieber, sollte ich doch auf die Bühne der Leute treten, die zu ihren Göttern sprechen.

„Siehst du dort den Ast im Wasser? Er wandert langsam umher. Ich glaube, dass es ein Alligator ist." Ich sah den Ast und konnte mir einen riesigen Alligator, der langsam unter der Wasseroberfläche treibt, vorstellen.

Nun lag der Schrein mit den Opfersteinen vor uns. Wir legten am Ufer des hohen Felsens an und luden unsere Ritualgegenstände aus. Unten am Felsen gab es eine Halbhöhle. Dort lag ein Opferstein für die Frau des Großen Gottes der Itzá und einen für ihn selbst. Überall in der Höhle waren die Spuren der Verehrung zu sehen. Es lagen sogar einige Sil-Tongefäße herum.

José stellte eine Schale vor sich auf, die er zur Hälfte mit Wasser füllte. Wir bröckelten die „Weißerde", den hellen Ton, hinein. Wenn man damit seine Finger benetzt, klebt der Weihrauch nicht daran fest.

Ich band zwei Bo'oy-Palmwedel um den Griff des Xikal-Brettes, genauso, wie ich es so oft bei den Balche'-Zeremonien in Naha' gesehen hatte. Nun setzte ich kleine Weihrauchkugeln in Reih und Glied auf das Xikal. Als ich damit fertig war, machte mich José darauf aufmerksam, dass ich den Weihrauchklümpchen noch die „Köpfe" aufsetzen müsse. Fünf

Röllchen aus Weihrauch sternenförmig angeordnet sind der „männliche Kopf“. Zwei Kügelchen nacheinander aufgesetzt sind der „weibliche Kopf“.

Jetzt hielt ich das Xikal-Brett mit den „männlichen“ und „weiblichen“ Reihen vor den Altar, den K’uhmatan, den Opferstein des Itsanohk’uh und sang die folgenden Worte, genau wie sie mir K’ayum beigebracht hatte:

„Steig herab, Großer Gott der Itzá
Hier wohnst du in deinem Haus
Hier wohnt der Herr des Großen Sees
Der ganze Duft
Der Duft des K’ahanche’-Baumes
Der Duft der Roten Nikte’
Der Duft der Schwarzen Bokluch-Liane
Steig hernieder zu ihm
Zu dem Geschenk, den Weihrauchkugeln.“

José sagte zu mir, dass ich es ganz richtig gemacht hätte, und ich war froh. Dann setzte ich die Weihrauchklümpchen auf den Opferstein des Itsanohk’uh. José brachte seine der Frau des Itsanohk’uh dar. Mit einem kleinen Pinienhölzchen entzündete ich nun den Weihrauch und trug singend mein Gebet vor. Ich bat den Großen Gott darum, meinen Rücken zu heilen und den Körper der Grippe, der mich anscheinend beschossen hatte, zu fangen. Während der Weihrauch knisternd verbrannte, fing ich seinen Rauch mit zwei gefalteten Bo’oy-Blättern auf. Die Blätter wurden bald pechschwarz, und ich deponierte sie nach Josés Anweisung in der kleinen Höhle rechts vom Opferstein.

Ich war glücklich, ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben zu den Göttern gesprochen. Jetzt, wo ich all dies aufschreibe, kommt es mir wie ein Traum vor.



Die alten Maya übten rituelle Tänze aus, bei denen sich der Tänzer nach und nach in einen Jaguar verwandelt hat.



14. Dezember 1982

Nachdem ich völlig erschöpft vom Yahaw Petha’ nach Naha’ zurückgekehrt war, wurde ich sehr krank. Es war eine Art Grippe. Ich hatte sehr hohes Fieber, Schüttelfrost, Schweißausbrüche, Visionen, Wahnvorstellungen, Gliederschmerzen, einen dröhnenden Kopf, Husten, Schnupfen und Hals- und Augenschmerzen. Das war die schlimmste

Grippe, die ich seit Jahren hatte. Ich dachte zunächst, dass ich Itsanohk'uh beleidigt hätte, aber Chan K'in sagte, dass diese Krankheit gerade durch das Dorf wandere. Ich war nicht das einzige Opfer des unsichtbaren Bogenschützen. So erklärt man sich hier eine ansteckende Krankheit. Die Krankheit ist ein unsichtbares Wesen, in der Gestalt eines Zwerges. Er reitet auf dem Wind und treibt so von Mensch zu Mensch. Durch seinen unsichtbaren Pfeil wird jeder Getroffene zu seinem Opfer.

Paco meinte, dass diese Krankheit von den Fremden eingeschleppt worden sei. Deshalb müsse man auch die Medizin der Fremden benutzen, die sie dafür erdacht haben. Er kramte ein paar Ampullen Penicillin hervor und gab mir eine Injektion.



16. Dezember 1982

Es gießt in Strömen. Nach dem Aufwachen habe ich mir erst einmal ein schönes Feuer angefacht. Als ich zum Götterhaus ging, saßen dort der alte Chan K'in und Mateo viejo. Sie wärmten sich am Feuer und sagten, dass bei einem solchen Wetter niemand zur Arbeit aufs Feld oder zum Jagen gehen würde. Nur die Weißen sind so blöd, dass sie auch bei Unwetter arbeiten würden. Wir lachten herzhaft.

Es war den ganzen Tag über sehr kalt. Der Nordwind hat sich nicht gelegt. Er brachte immer neue Regenwolken. Man sagt hier, dass der Nordwind, xaman genannt, außer Regen und Kälte auch Krankheiten (Erkältungen) brächte. Da niemand zur Arbeit geht, sitzt man am Feuer und erzählt sich Geschichten. Wenn der Regen mal versiegt, schlüpft man schnell zu einem Nachbarn.

Ich habe den ganzen Tag mit Befragungen zugebracht. Die Interviews mit Fragebögen bringen zwar viel, aber die Befragersituation ist oft sehr erdrückend und mir fast peinlich.

Ich habe Antonio, Mateo joven und José befragt. Aus allen Befragungen haben sich schöne Gespräche mit für mich wichtigen Informationen ergeben. Mir wird allerdings langsam klar, dass es mit den Fragebögen in eine Sackgasse führt. Denn über die Dinge, nach denen ich da offen frage, wird normalerweise nicht gesprochen. Etwa die Frage, ob der Gefragte Zaubersprüche (Kunyah) zur Krankenheilung kenne. Jeder verneint sofort, sagt, dass ihm das viel zu gefährlich sei und dass nur die Urahnen so etwas kannten. Zum Glück wurde mir eröffnet, dass man auf solche Fragen immer mit Nein antworten muss, damit die Kraft der Zauberworte nicht schwinde.

Chan K'in hat mir beim Abendessen viele Geschichten von Tieren erzählt, die sich in andere Tiere verwandeln oder metamorphisieren würden. So verwandeln sich Goldhasen in Riesenschlangen, Gürteltiere in Geier, Stachelschweine in Brüllaffen, Ameisenbären in Spinnenaffen, Eichhörnchen in Mäuse und Ratten und Milane in Wildfasane. Chan K'in wusste sogar von Leuten, die solche Verwandlungen mit angesehen haben. Auf die Frage, warum sich denn diese Tiere in andere Tiere verwandeln, zuckte er nur die Schultern und sagte: „Ich weiß es nicht, vielleicht sind es die Götter, die es so machen."



19. Dezember 1982

Die vergangene Nacht war extrem kalt – „extrem" für hiesige Verhältnisse. Ich schätze, dass es weit weniger als 10℃ waren. Ich musste nachts aufstehen, um mich am schnell entfachten Feuer zu wärmen.

Inzwischen ist es für mich völlig normal, nachts aufzustehen und etwas zu machen. Das Leben hier ist so anders als zu Hause in Hamburg. Hier gibt es keine Hektik, keine Hetze, keinen Stress. Es ist mitunter unbegreiflich, wie heiter und gelassen diese Leute hier sind. Auch sind sie stark belastbar. Mordsanstrengungen ziehen praktisch spurlos an ihnen

vorbei. Auch schimpfen sie fast nie, und schon gar nicht mit sich selber. Selbstvorwürfe, Selbstmitleid oder Selbstbeweihräucherung scheinen völlig unbekannt zu sein. Niemand schämt sich zu sagen, wenn er Angst hat, etwas das ich sehr bewundere und das ich langsam übernehme. Ich stelle überhaupt fest, dass ich nach und nach viele Verhaltensweisen der Lakandonen übernehme. Auch fühle ich mich nicht mehr als ein Fremder, ein unerwünschter Eindringling oder ein Sonderling.

Das Lakandon beherrsche ich schon sehr fließend. Bei alltäglichen Unterhaltungen bemerke ich gar nicht mehr, dass ich nicht in meiner Muttersprache rede.

Jetzt möchte ich die beiden Visionen niederschreiben, die ich während meines fiebrigen Zustandes hatte. Leider sind sie nicht mehr so deutlich, sie sind etwas verblasst, und mit meinen plumpen Worten werden sie noch mehr verblassen und zusammenschrumpfen.

Die erste Vision kehrte mein Innerstes zu Tage. Es war fast nichts Neues für mich, aber es war wunderschön. Ich hörte die Musik von Jon Anderson, reinste Musik mit Engelsgesang. Jon könnte Parsifal sein. Ich hörte die Musik – es war abends und draußen sehr dunkel –, und in meinem Gehirn bildeten sich die schönsten Bilder. Die Musik und die Bilder waren in vollkommener Harmonie miteinander vereint. Zuerst sah ich blühende Wiesen im Sonnenschein, vom leisen Wind sachte gestreichelt. Da waren blühende Bäume, und die Luft schaukelte sich im Rhythmus der Musik. Ich ging auf einen blühenden Kirschbaum zu. Im Halbschatten des duftenden Baumes saß eine Frau, eigentlich ein Mädchen. Sie hatte hüftlanges Haar, ganz schwarz, braune Haut, ein sehr fein geschnittenes Gesicht mit dunklen Mandelaugen. Sie trug ein weißes, durchsichtiges Kleid, das in unzähligen Falten bis zu ihren Knöcheln reichte. Sie lächelte mich an, und ich wusste, das ist genau die Frau für mich. Während ich voller Freude und Glückseligkeit auf sie zuschritt, verwandelte ich mich in einen Jaguar. Ich spürte wieder den geschmeidigen und kräftigen Körper, sah die Flecken auf meinem Fell und fühlte mich fantastisch. Das Mädchen freute sich darüber. Ich rieb mich an ihrem Körper und kuschelte mich in ihren Schoß. Sie streichelte mich und

kraulte mein Fell. Wir brauchten nicht zu sprechen. Es war die Musik, die unsere Gedanken, die eigentlich nur Glücksgefühle und Seligkeitsausbrüche waren, übertrug.

Dann stand das Mädchen auf und führte mich in ein wahres Paradies. In eine Welt, deren Schönheit ich bisher nicht einmal ahnen konnte. Alles war voll von Bäumen, Blüten, unzähligen Schmetterlingen, Kristallen, funkensprühenden Gewässern. Es war alles voller prächtiger Farben, kaleidoskopartiger Formen und Harmonie. Das Mädchen führte mich auf den Urquell aller Formen und Farben zu. Es war ein strahlendes Licht, von dem sich Blüten und Schmetterlinge ablösten. Es war berauschend, wie die Blumen sprossen und vor meinen Augen aufblühten, um dann neuen Formen Platz zu machen. Da schritt das Mädchen in das Licht hinein, und ich folgte ihr. In dem Strahlenurquell erschienen dann abwechselnd ihr Gesicht, das Gesicht des Jaguars, der ich war, und mein Gesicht. Schließlich verschmolz alles zu einer Einheit.

Die Musik war zu Ende und ich war förmlich berauscht und beglückt von dieser Vision.

Die zweite Vision kam am Tage darauf. Es war der Tag, an dem ich am heftigsten fieberte. Diese zweite Vision war ganz anders geartet. Sie erinnerte mich an einen Fiebertraum aus meiner Kindheit. Damals wollte mich ständig ein riesiger Adler ergreifen. Diesmal war es ein Kondor, der sich auf meiner Brust niedersetzte und Fleischstückchen daraus herauszupfte. Eigenartigerweise war ich kein bisschen ängstlich. Ich hatte gar keine Schmerzen. Ich sah ein kleines Männchen mit einer Glatze. Es war mit Pfeil & Bogen bewaffnet. Es verschwand unter meinem Bett, um von dort fünf Pfeile auf einmal auf mich abzufeuern. Ich spürte genau, wie ich getroffen wurde … Dann sah ich eine riesige, schwarze Spinne, die mir aber nichts antat.



27. Dezember 1982

Ich hatte eine Balche' angesetzt. Alles unter der Anleitung Chan K'ins. Ich hatte sehr viel Angst, etwas falsch zu machen, einen Fehler zu begehen, die Götter zu beleidigen. Aber alles ging gut. Die ganze Sache war sehr aufregend für mich. Chan K'in hat mich genauso unterwiesen, wie er seine Söhne und Schwiegersöhne unterweist.

Seit der vollkommen gelungenen Balche' ist der alte Chan K'in noch offener zu mir. Er erzählt mir immer mehr darüber, wie man mit den Göttern umgeht, mit ihnen spricht, was sie gerne haben usw.



9. Januar 1983

Die letzten Wochen waren sehr stürmisch in ihren Ereignissen. Es gab viele Balche'-Zeremonien, eine Mondfinsternis, viele Träume, Gespräche, Besuche von Freunden.

Das für mich wichtigste Ereignis war die Ausführung des chixtik-Rituals. Wenn die frisch angesetzte Balche' „besprochen" ist, muss eine andere Person die ganzen Krankheiten der Balche' mit Maiskörnern zusammentragen. Das chixtik-Ritual muss möglichst ohne Publikum durchgeführt werden. Wir sind dazu immer einige Stunden vor Sonnenaufgang aufgestanden und haben im Götterhaus alles dafür vorbereitet. Der „Zauber"-Spruch wird dabei am Nasenende des Balche'-Kanus vorgetragen. Chan K'in hat mir – mit Hilfe meines Kassettenrekorders – den Spruch beigebracht, sodass ich ihn vorgetragen habe. Es ist immer noch schwer für mich, einen Spruch in einer so fremden Sprache auswendig zu lernen. Ich habe insgesamt dreimal das chixtik-Ritual ausgeführt. Jetzt kann ich den Spruch auch, nach all dem Repetieren, Übersetzen, Deuten, Analysieren.

Ich komme gerade von der Arbeit zurück. Chan K'in hat heute damit begonnen, eine neue Milpa anzulegen. Ich habe ihm selbstverständlich geholfen. Es ist wirklich beeindruckend, wie der nun fast 100-jährige

Mann mit vollkommen sicherer Hand kraftvoll und schnell die Machete führt und das Unterholz schlägt.

Ich bemerke, dass meine Wahrnehmung von Pflanzen, besonders von den vielen verschiedenen Bäumen, immer besser wird und sich verändert. Früher war der Dschungel eine grüne indifferente Wand. Jetzt gelingt es mir bereits, einige Bäume zu identifizieren, die Unterschiede zu erkennen, die verschiedenen Grüntöne voneinander zu trennen.



11. Januar 1983

Ich denke viel über das Traumdeutungssystem der Lakandonen nach. Vor allem über die Bedeutung für die Psyche, für das persönliche Bewusstsein. Ich glaube, dass durch die Traumdeutung irgendwie die unteren unbewussten Schichten der Psyche verarbeitet werden. Das Erzählen von Träumen und das Deuten, das Prophezeien und das Gebieten haben sicherlich eine positive Wirkung auf das allgemeine psychische Wohlbefinden.

Ich muss sehr oft an eine zu schöne Szene denken, die sich vor einige Tagen abgespielt hat. Chan K'in hat beim Frühstück seinen Traum erzählt. Er ging darin irgendwo spazieren und traf auf ein junges, sehr schönes Lakandonenmädchen, das er gleich heiraten wollte. Er hat dann mit ihr geschlafen. Als Chan K'in das sagte, machte er lachend die Bewegung nach. Koh II, die am Feuer saß und Maisfladen buk, lachte mit ihm gemeinsam über seinen Traum.

K'in Paniagua besucht mich jetzt immer öfter. Als ich vom Abendessen zurückkam, saß er bereits an meinem Feuer. Ich rätsele seit geraumer Zeit darüber, wieso die Lakandonen Tierschädel in ihren Häusern aufhängen, die von den Tieren stammen, die sie erlegt haben. Ich fragte K'in Paniagua danach. Er sagte, dass die Schädel nur aufgehängt werden, damit man sieht, wie viele Tiere man erlegt hat. Hm – eine relativ unbefriedigende

Antwort. Dann erzählte er aber, dass man auch die Affenpfoten aufhängt. Denn, wenn eine Lakandone stirbt, legt ihm sein nächster Verwandter ein Affenknochenstückchen, etwas Mais und ein Stück seiner Haarsträhne in die Hand. Diese Dinge soll der Tote bei seiner Reise in die Unterwelt den dort am Wegesrand lauernden Hunden, Hühnern und Läusen vorwerfen, die versuchen seine Seele festzuhalten oder zu beißen.

Anschließend erzählte mir K'in Paniagua von dem Spruch für die Feuerstein-Pfeilspitzenherstellung. Ich dachte immer, dass das Schlagen der Pfeilspitzen eine recht profane Sache sei. Aber dem ist nicht so. Überhaupt war früher alles, was mit der Jagd zu tun hatte, sehr in rituelle Handlungen eingebunden.



12. Januar 1983

Ich liebe es, am Feuer zu sitzen, in die Flammen zu blicken und die Gedanken fließen zu lassen. Das Feuer ist ein Lehrmeister. Es zeigt *einem* den richtigen Weg. Es lehrt einen die Wandlung. Ich wandle mich hier langsam, aber sicher zu einem Lakandonen. Denn: Das Ich ist doch nur ein Fokus aller Eindrücke. Allerdings spiegeln sich im Ich auch die Erinnerungen … Ich überlege gerade, ob ich eines Tages über diese Gedanken, also über dieses Niedergeschriebene, lachen werde. Sagte nicht Laotse, dass man über die gerade gebildeten Gedanken lachen sollte?

Letztlich sind Gedanken nur Gedanken, auch die des Laotse. Vielleicht ist deshalb das Tao Te King so kurz. Es ist eigenartig oder vielleicht besser „bezeichnend", dass ich immer wieder den Bogen von der Lakandonenkultur, so wie sie sich in mir manifestiert, zum Taoismus ziehe.



14. Januar 1983

Ich komme gerade vom Götterhaus zurück. Dort ist bereits ein reges Treiben. Frauen und Männer bereiten eine ch'ula'-Zeremonie vor. Die Frauen mahlen den gestern Nachmittag gekochten Mais in der Zeremonialküche. Die Männer – Mateo viejo und seine Schwiegersöhne – reinigen die Jícara-Gefäße für den Maistrunk, tragen Wasser herbei, entfachen das Feuer, legen die Ringe aus Baumbast vor die Götterschalen. Es ist eine gute Stimmung unter ihnen. Bei allen Handlungen wird viel gescherzt und gelacht.

Die ch'ula'-Zeremonie findet statt, weil der alte Mateo nun schon seit Wochen an Erkältungen leidet.



16. Januar 1983

Es ist recht spät in der Nacht. Von K'in Paniaguas Haus dröhnt die grässliche mexikanische Musik herüber, bei Chan K'in Presidente ist auch noch Licht. Er produziert zusammen mit seiner Frau Pfeile und Bögen für Touristen. Chan K'in und seine drei Frauen schlafen schon. Sie sind sicherlich vom Milpa-Roden erschöpft und müde.

Bei K'ayum war es heute Abend angenehm und lustig, wie meistens. Wir saßen diesmal am Herd in der Küche, um den Spruch an die Balche' zu transkribieren. Es war sehr witzig anzusehen, wie Channuk um uns herumwieselte, dieses und jenes schon dreimal geputzte Stückchen Tisch abwischte, hier und da etwas zurechtrückte. Ich glaube, dass sie ganz begierig den Worten ihres Großvaters und Schwiegervaters lauschte. Es war wohl das erste Mal, dass eine Frau den Spruch an die Balche' hörte. Ich fragte, ob es in Ordnung sei, wenn seine Frau den Spruch höre, was K'ayum bejahte.

Das Brauen des Balche'-Trunkes ist ein festgelegter, magischer Akt. Dabei werden Zaubersprüche und Gebete rezitiert. Der Brauer identifiziert sich selbst mit Bol, dem Gott der Trunkenheit. Mit einem langen Zauberspruch *(U T'ani Balche')* ruft er die unsichtbaren Seelen aller giftigen Tiere und Pflanzen des Waldes herbei und bittet sie, die Essenzen ihrer Gifte in den Trunk zu geben, damit er besonders stark wird:

Durchstich, durchbohre meinen Fuß
Durchstich, durchbohre meine Hand
Ich, wäre ich Bol
Ich, wäre ich Istal
Hier ist der Grüne Chilipfeffer
Er zieht durch mein Kanu
Hier ist der Grüne Chawa'-Chili
Hier ist der Wütende Chilipfeffer
Mit ihm kommt die Hitze in mein Kanu
Er kommt herein und beißt in meinen Kessel
Hier ist der Topf meiner Lösung
Hier sind die Wespen
Das ist die Wurzel meines Kanus
Hier ist die Nase meines Kanus
Hier sind die Wespen
Vorbei ziehen sie an den Flanken meines Kanus
Kommt, gebt mir den Saft eurer Stacheln in meinen Balche'-Trunk
Kommt und gebt ihn mir
Hier sind die Wütenden Wespen
Hier sind die Harten Roten Trink-Wespen
Hier sind die Wespen
Hier sind die Ast-Wespen
Hier sind die Hornissen
Hier sind die Hummeln
Hier sind die Weißen Hummeln
Hier sind die Großen Hummeln

Hier kommt her, gebt mir den Saft eurer Stacheln
in mein Kanu
In meinen Kessel
Hier ist mein Balche'-Trunk
Kommt, gebt mir den Saft eurer Stacheln
…

So werden nacheinander folgende Tiere herbeigerufen und gebeten, den „Saft ihrer Stacheln/Zähne/Nesseln“ in das Gebräu zu geben: Nesselraupen, Ameisen, Spinnentöter, Vogelspinnen, Skorpione, Giftechsen, Speichelkäfer, Schlangen. Danach werden verschiedene Wesen angerufen, die den Trunk verrühren, erhitzen und zum Aufschäumen bringen sollen:

Hier ist der zermörserte Chili in meinem Kanu
Dort kommen sie
Hier steigen die Blasen auf
Es steigen die Luftblasen auf in meinem Kessel
Hier ist der Chäk Xok, der Rote Wassermann
Er steht in der Mitte meines Kanus
Er steht an der Wurzel meines Kanus
Hier ist die Nase meines Kanus
Er geht auf den Grund des Topfes der Lösung
Er tritt herein und rührt in dem Saft meines Balche'-Trunkes
Er tritt herein und erweckt die Gärung
Er lässt die Blasen aufsteigen
Er, Chäk Xok, der Rote Wassermann
So komm denn
…



19. Januar 1983

Seit Tagen bin ich nun mit Sprüchen beschäftigt. Es gibt hier die merkwürdigsten Sprüche. Es fällt mir schwer, nicht von Magie und Hexerei, Dämonen und Verzauberungen zu reden. Die metaphysische Welt wird immer komplexer. Es ist zu eigenartig, dass viele Leute in den letzten paar Tagen ganz von sich aus viel zum selben Thema erzählt haben. Ich bekomme immer solche Informationsschübe. Es bedrückt mich etwas, dass ich noch keinen richtigen Kunyah aufgenommen habe. Ich überlege viel, warum. Es gibt verschiedene Gründe – so glaube ich. Ein Grund ist sicherlich, dass Chan K'in Angst hat, dass ich den Spruch nicht richtig lerne und krank werde oder sterbe. Ein anderer Grund ist vielleicht, dass Chan K'in „sieht", dass ich die Sprüche „haben will", um mich „akademisch zu profilieren". Ich werde warten, abwarten und versuchen, mich leer zu machen.



20. Januar 1983

Ich befinde mich in einer Welt, erfüllt von Göttern, Träumen und Geistern. In diese Welt muss man nur erst einmal eindringen, sie erfassen, erfühlen, über sie und mit ihr kommunizieren lernen. In ihr lernt man, sich nicht mehr wichtig zu nehmen. Auch lernt man in ihr, über sich selber zu lachen, man lernt überhaupt das Lachen, das frische unverbrauchte Lachen mit dem ganzen Körper. Man lernt das Lachen zur Problemlösung, zur Auflösung von Situationen, zur Auflockerung der Arbeit. Ich weiß immer noch nicht das Rezept für die Fröhlichkeit der Echten Menschen.



Die Visionsschlange der Maya umschlingt eine Fackel der Unterwelt.



21. Januar 1983

Mit meiner Kunyah-Forschung kommt es mir manchmal so vor, als wenn ich aus der Lakandonenkultur das letzte bisschen Esoterik herauspresse. Das ist nicht gut.

Chan K'in ist ein alter Zauberer. Vorgestern Nachmittag ging es ihm sehr schlecht. Ich traf ihn, als er begleitet von seiner jüngsten Frau zum

Götterhaus ging. Er sah sehr alt und klapprig aus. Ich habe mich regelrecht erschreckt und dachte, dass er vor dem Götterhaus zusammenbrechen würde. Er sprach dann zu seinen Göttern, nachdem er eine Divination gemacht hatte. Am Abend ging es ihm wesentlich besser, er lachte und scherzte wieder. K'ayum erzählte mir, dass sein Vater sehr viele Sprüche, echte Zaubersprüche, kenne, um Frauen derart zu verzaubern, dass sie sofort zu ihm kommen und mit ihm schlafen wollen. Er kennt Sprüche, damit sein Penis steif oder schlaff wird. Er kennt den Spruch, um drei Frauen um sich zu versammeln. K'ayum sagte, dass sein Vater niemals darüber spricht, schon gar nicht zu Fremden. Ich war sehr überrascht, als ich all dieses hörte.

Gestern Abend, als K'ayum bei mir zu Besuch war, kam K'in Paniagua hereingeplatzt und bat K'ayum um etwas Geld, er hätte dafür etwas anderes in seiner Hand. An K'ins Miene war zu erkennen, dass er mal wieder einen Scherz im Sinn hatte. Da schrie K'ayum auch schon auf, denn K'in hatte ihm eine dicke, fette Made in die Hand gelegt. Alle lachten. K'in sagte, dass diese Maden sehr köstlich seien. Als ich ungläubig dreinschaute, röstete er die Made auf der Glut meines Feuers. Als sie gar war – das erkennt man am Aufplatzen des Madenkörpers –, knusperte er drauflos; auch ich aß davon: extrem köstlich, fast wie Erdnussbutter.



23. Januar 1983

Ich habe K'ayum gefragt, ob er Angst vor dem Tode habe. Er sagte: „Ich habe keine Angst vor dem Tod. Die Götter wissen, wann mein Tag kommt, und das ist in Ordnung. Ich denke nicht über meinen Tod nach. Wenn es die Götter wollen, werde ich sterben."

Mittlerweile habe ich schon öfter die schöne Redewendung gehört: „Wenn ich dann noch leben sollte, werde ich dieses oder jenes tun."



28. Januar 1983

In meinem Traum bin ich durch ein sumpfiges Urwaldgebiet gewandert. Plötzlich habe ich einen Ozelot gesehen. Der Ozelot war eigentlich viel zu groß, denn er erreichte fast die Ausmaße eines Jaguars. Er kam jedenfalls auf mich zu und wollte mich angreifen. Er sprang auf mich zu, aber ich war schneller. Ich packte ihn am Kopf und hielt ihn gefangen. Dann verwischte sich der Traum etwas; ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich mit dem Ozelot zum Meer kam und K'in Paniagua mit seiner Familie in einem Einbaum aufs Meer hinausfuhr. Ich hatte das Gefühl, als wenn sie mich zurückgelassen hätten. Der Traum verwischte sich wieder; ich war erneut im Dschungel. Ich verwandelte mich in einen schwarzen Jaguar und führte anscheinend einige Kämpfe aus; jedenfalls verwandelte ich mich wieder in meine menschliche Gestalt zurück und ging in ein Restaurant. Alle Tische waren besetzt, aber es gab noch freie Stühle. Ich fragte an mehreren Tischen, ob ich mich dazuetzen dürfe. Alle sagten, du bist ein Zauberer, du darfst nicht bei uns sitzen. Etwas frustriert ging ich zum Wirt. Er sah aus wie ein Portugiese. Als er mich sah, lächelte er mich wissend an, sein Gesicht nahm für einen Moment katzenhafte Züge an, und er gab mir auf eine sonderbare Art die Hand. Ich wusste, dass ich einen anderen Jaguarmenschen getroffen hatte. Dann kam noch ein Kellner und die Frau von Chan K'in Presidente; sie gaben mir ihre Hände, auch sie waren Jaguarmenschen. Der Wirt ging dann zu einem der Tische und gab den Leuten, die darumsaßen, eine Art Broschüre und sagte ihnen, dass sie darin lesen sollten. Kurz darauf gestatteten sie mir höflich, an ihrem Tisch zu sitzen. Die Broschüre handelte von Jaguarverwandlungen.

Ich habe Chan K'in von diesem Traum erzählt; er deutete ihn so: Die vielen Katzen prophezeien Tzeltalindianer.



30. Januar 1983

Aufgeladen mit der Hitze, dem Fällen der Dschungelriesen und voller Sonnenenergie begab ich mich zur Badestelle am Bach. Oh, köstliche Erfrischung! Das Prickeln der Sonnenstrahlen auf der Haut, das Streicheln des Windes und die Haare auf den Schultern – ein fantastisches Körpergefühl.

Mein Körper ist von der Arbeit, vom Wandern im Dschungel, vom Lakandonenspeiseplan elastisch, schlank und kräftig geworden. Es ist herrlich, den Körper bei jeder Regung angenehm und kraftvoll zu spüren. Ich ergötzte mich mal wieder am tiefen Blau des Himmels, am Grün der Pflanzen, die so tausendfältig im Lichterspiel erscheinen.



31. Januar 1983

Arthur C. Clarke schreibt in seinem etwas naiven SF-Roman „Aufbruch zu den Sternen“: „Ich habe den alten Fehler begangen und mich an die Vergangenheit geklammert.“

Damit hat er so Recht! Wie oft klammern wir uns an die Vergangenheit. Ist es Angst vor Neuem, ist es Angst vor Verlust? Aber was bleibt denn überhaupt von der „Vergangenheit“? – Eine Erinnerung, ein Gefühl, eine Sehnsucht. All das strahlt doch in den Fokus des Selbst. Aber bereichert oder belastet es?

Die Lakandonen scheinen sich nicht an die Vergangenheit zu klammern. Ja, sie scheinen sich an fast nichts zu klammern. Schon gar nicht an materielle Dinge. Sie können sich viel losgelöster dem Sein hingeben (so jedenfalls erscheint es mir als teilnehmendem Beobachter).



5. Februar 1983

Meine früheren Besuche in Naha’ waren nur Prolog, nur Oberfläche. Jetzt erlebe ich das Leben und Weben der Lakandonenwelt in voller Bandbreite.

Kahlil Gibran schrieb einmal: „Mit einer Weisheit, die keine Tränen kennt, mit einer Philosophie, die nicht zu lachen versteht, und einer Größe, die sich nicht vor Kindern verneigt, will ich nichts zu tun haben.“ Würde er die Lakandonen von Naha’ kennen, er hätte gefunden, wonach er fragte.

Ich werde immer mehr in das soziale Gefüge der Lakandonen eingeflochten. Die Leute fragen mich immer wieder, wie lange ich noch hierbleibe, und freuen sich, wenn ich sage, dass ich erst in meine Stadt zurückkehre, wenn der trockene Mais umgeknickt (wuts’ik) ist. Es ist schön zu wissen, dass ich hier gern gesehen bin, dass mich die Leute mögen, dass meine Beziehung zu ihnen nicht einseitig ist.

In den letzten Tagen habe ich zweimal den Balche'-Trunk angesetzt. Beide Male war er sehr gelungen, sehr köstlich und stark. Die Leute stürmten begeistert herbei und genossen Riesenmengen. Die Wirkung dieses Trunkes ist eigenartig. Man wird vollkommen gelöst, auf den Moment konzentriert, euphorisch, mitunter rührselig, friedlich und zufrieden. Das Blau des Himmels wird noch blauer, die Pflanzen leuchten und die Sicht wird schärfer – Entspanntheit und Frieden; glückliche Augenblicke des Seins.

Die zweite Balche'-Zeremonie habe ich vollkommen alleine durchgeführt: ein seltsames Gefühl, eine eigenartige Situation. Kommt da ein Anthropologe aus einem westlich-industriellen Staat daher und macht eine Zeremonie für die Indianer, die es eigentlich machen sollten, die es ihm beigebracht und überlassen haben …

Der alte Chan K'in hatte mir die Worte beigebracht, mit denen man den „Kopf der Balche'" den Göttern darbringt. Ich habe alles, mit Hilfe Antonios, auf Biegen und Brechen hingekriegt. Die Menschen, die schnell die Wirkung meiner Balche' spürten, sagen immer wieder zu mir: „Wenn du, Yum, die Balche' ansetzt, wird sie immer sehr stark. Sehr sorgfältig hast du die Worte gehört."

Ja, die Worte der Balche', der Spruch, mit dem man den Trunk stark und kräftig macht, sind in der Tat ein Wunder für sich. Wenn ich sie am Balche'-Kanu sitzend vortrage, verliere ich alles Gefühl für Ort und Zeit. Ich betrete eine andere Welt, in dieser anderen Welt rufe ich alle giftigen Tiere herbei und braue mit ihren Giften den Trunk für die Götter zusammen. Hexerei, Alchemie oder Aberglauben heißen es die, die so etwas niemals erlebt haben. Für mich ist es ein Bewusstseinsprozess, eine Imprägnierung, ein Tantra.

Chan K'in ging es an dem Tag der zweiten Balche'-Zeremonie sehr schlecht; er stand nicht einmal auf. Er überließ mir, alles zu regeln und zu tun. Er bat mich, zu den Göttern zu sprechen, sie zu bitten, den „Körper der Krankheit" – so werden epidemische Krankheiten beschrieben – für kleine Kinder einzufangen. Ich sagte ihm, dass ich außerdem um Heilung seiner Krankheit bitten wolle, ihm den Rauch der Götter bringen wolle.

Chan K'in hatte einen Traum. Er sah sich selbst und er sah mich. Ich kam auf ihn zu und ergriff den kleinen Finger seiner rechten Hand und sagte: „Sehr heiß ist dein Angesicht." – Chan K'in deutete seinen Traum so: Ihm ist ein Gott in meiner Gestalt im Traum erschienen. Dass es meine Gestalt war bedeutet, dass ich für ihn zu den Göttern sprechen solle.

Was wohl in dem alten Chan K'in vorgegangen ist, dass ich, ein Anthropologe aus einer fernen, fremden und ungewissen Welt, für ihn, der doch am besten, genauesten und direktesten zu den Göttern spricht, Weihrauch verbrenne und Känänk'ax, den Hüter des Waldes, um Genesung für den heiligen Mann aus Naha' bitte?

Es war ein eigenartiges Gefühl, im Rausche der Balche' Weihrauch zu verbrennen und zu den Göttern zu sprechen … Es fällt mir schwer, all diese neuen und fremden Gefühle zu beschreiben, auszudrücken, für andere verständlich zu machen. Ein Hermann Hesse könnte es wahrscheinlich. Wenn ich meine eigenen Worte zu einem Mosaik der Gefühle zusammenrücke, kommt nur ein winziger Ausschnitt des breiten Spektrums zum Leuchten. Ich weiß nicht, ob ich an die Götter der Lakandonen glaube, aber eines ist gewiss: Sie existieren als Figuren auf dem Schachbrett der Seele. Und dort erfüllen sie wichtige Funktionen. Die letzten Tage, so erfüllt von den Wundern der Seele, waren aber auch mit einem Schatten belegt. Die Trauer kroch in alle Winkel und Verstecke des Daseins. Der kleine Sohn von K'ayum, Chan K'in geheißen, ist plötzlich über Nacht gestorben. Ein Kind, das das Herz eines jeden zum Lachen brachte, das schnell heranwuchs, jeden Tag mehr und mehr die Worte des Lakandon beherrschte. Niemand weiß so recht, woran er gestorben ist. Es ging so unglaublich schnell. K'ayum war sehr gebrochen; er liebte seinen Sohn wirklich zutiefst. Auch mir traten Tränen in die Augen, als ich von dem Tod erfuhr.

Nachmittags bat mich K'ayum, ihn zum Grab seines Sohnes zu begleiten. Ich nahm eine Kerze und einige Zigarren und ging mit ihm um den See zu dem Platz, an dem die Knochen der Echten Menschen versammelt sind. Unterwegs gab ich K'ayum die Zigarren. Er war nicht im Geringsten

beschämt, seine Trauer zu zeigen. Er brach mehrmals in Tränen aus. Bestürzende und ergreifende Szenen. Unterwegs, mitten auf dem Weg, hörte ich das Aufjaulen eines Kindes – aber weit und breit war kein Mensch, kein Kind zu sehen. Es war die Seele des kleinen Chan K'in …

K'ayum erzählte mir von den Wanderungen der Seelen, von der Auflösung des Menschen, von dem Augenblick, da er zur Hülle wird.

Das Grab des kleinen Chan K'in war voller Liebe und Sorgfalt errichtet. Es ist wie ein kleines Haus. Die Seele findet dort alles, was sie für ihre Fahrt in die Unterwelt braucht: Speise und Trank, Licht und Wärme, Kleidung und Hunde. Die „Hunde" sind aus Palmenblättern gebastelt und auf das Grab gesetzt. Sie werden zu Geisthunden, die den Kleinen vor allen Gefahren der Seele beschützen.

Beim Anblick des Grabes brach K'ayum wieder in Tränen aus. Ich setzte meine Kerze auf das Grab und sagte zum kleinen Chan K'in, dass er das Licht nehmen solle, damit er seinen Weg in die Unterwelt erleuchten und finden könne.

K'ayum kam eben zu mir. Er ist immer noch voller Trauer um seinen Sohn. Er vermutet, dass der Gott, der in meiner Gestalt bei ihm zum Transkribieren des Textes von Äh Wan T'ut' K'in erschienen war, die Seele seines Sohnes genommen hätte.

K'ayum bat mich, ihn doch abends zu besuchen: Niemand würde zurzeit zu seinem Haus kommen. Einzig Chan K'in A1, der dort auch übernachtete. Wir sprachen über Seelen, Götter und Begegnungen. K'ayum berichtete, dass er als kleiner Junge oft Erscheinungen von Göttern hatte. Erstaunlich jedoch war die Geschichte, die Tulix Ho' gestern erlebt hat. Er wollte zur anderen Seite des Sees gehen und nahm die „Straße". An der Stelle, an der ich das Jaulen des Kindes gehört hatte, traf er Juan José, der vor einigen Monaten fluchtartig nach Mensäbäk umgesiedelt war. Er hatte ein dreckiges Xikul an und war mit dem Fahrrad gekommen. Er fragte Tulix Ho', ob er Schilfrohr *(Arundo donax)* für die Herstellung von Pfeilen kaufen wollte. Tulix Ho' wollte und gab ihm 200 Pesos und zwei Zigaretten. Juan José nahm alles und sagte, dass er das

Schilfrohr bringen würde. Er radelte wieder davon. Am nächsten Morgen, also heute, fand Tulix Ho' die 200 Pesos und die zwei Zigaretten wieder in seiner Tasche. Er war sehr verwirrt darüber und berichtete von seiner Begegnung mit Juan José. Bol und Chan K'in A1 hatten mit Juan José gesprochen, als sie gestern tagsüber in Mensäbäk waren. Also kann Juan José unmöglich gleichzeitig in Naha' gewesen sein. Alle Lakandonen nehmen an, dass Tulix Ho' einen Gott, vermutlich einen Chembel K'uh, getroffen hatte. Der wandernde Gott hatte die Gestalt von Juan José angenommen, sich aber nicht zu erkennen gegeben.

K'ayum erzählte noch von seinem Großvater Bol Ma'ax, der mit den Göttern sprechen konnte. Dazu ging er nachts in den Wald, zog ein mit Chili und gebranntem Kalk gewaschenes Xikul an und wartete auf die Erscheinung. Dann kamen die Götter und gaben ihm Anweisungen, was zu tun sei. Wenn Bol Ma'ax in sein Haus zurückkehrte, war sein Gesicht knallrot, und er bekam immer etwas Fieber.



7. Februar 1983

K'ayum hatte einen Traum, der mich sehr an die Geschichten über die Geiermenschen erinnerte. Er sah einen betrunkenen Tzeltalen, der auf seinem ungepflegten Pferd vorbeiritt. K'ayum erschoss den Reiter. Als er zu dem Kadaver ging, sah er, dass er kein Mensch, sondern ein Geier war. Daraufhin schnitt er dem Geier die Flügel ab und erwachte. Dieser Traum ist ein sehr schlechtes Omen für K'ayum. Sein Vater Chan K'in sagte, dass es prophezeie, jemand würde Weihrauch für die Götter verbrennen, es jedoch nicht richtig machen. Die Götter werden dann wütend und schicken ihm eine unheilbare Krankheit.



9. Februar 1983

So ein Marsch durch den Dschungel ist eine wahre Wohltat für den Geist und eine Herausforderung für den Körper. Hm, da habe ich schon wieder die Einheit zerteilt. Aber vielleicht sind nur die beiden Pole einer Einheit angesprochen …

Unser Marsch zu den „Grasbaum"-Palmen *(akte')* war jedenfalls eine Erfrischung für mein Gehirn. Beim Wandern, wenn ich so ganz mit dem Gleichgewicht beschäftigt bin, kommen mir oft die besten Gedanken.

Ich glaube, dass hier in Naha' noch all das lebendig ist, was bei uns entweder mit der Christianisierung verschwunden ist oder als „primitiver Aberglaube" abgetan wird. Ich denke da an die Merseburger Zaubersprüche und die Kunyah-Heiltexte. Ich denke an die Donnerkeile und die Steinbeile, die den Blitz erzeugen; den Met und die Balche'; die Fylgia und die Verwandlungen der Seele; den Hexenschuss und die Heerscharen des Todes; an Ragnarök, die Götterdämmerung, und an das „Ende des Sprechens" (Weltende); an Völuspa und die Habo'; die Werwölfe und die Werjaguare; den Schadenzauber und an die Naguales; an Zöpfe und rauschende Locken; an die Verehrung von Eiche, Erle und Esche und an die *ya'ah che' bu'uliwah*, die Bohnen für den Kapokbaum, die heilige Ceiba.

Es ist immer wieder beeindruckend, wie die Lakandonen – Frauen und Männer – mit schweren Lasten über dem Kopf flink, mit schnellen und sicheren Schritten über die Bäume, die den Weg versperren, über Steilpartien, die den Weg zur Rutschbahn werden lassen, und über Steine, die den Weg zu einem Mittelgebirge gestalten, dahinhuschen, den tausend Stacheln ausweichen und die Füße aus den vielen Lianen, die zu tödlichen Schlingen werden können, herausziehen.

Als wir bei den furchtbar stacheligen Grasbäumen ankamen, zeigte mir Bol, wie man ihre „Söhne", die großen, mit Stacheln besetzten Knospen, erntet. Man zieht die zylinderförmige Knospe mit einer Astgabel herunter. Eine sehr einfache, schnelle und ungefährliche Methode. Als unsere

Tragnetze prall gefüllt mit den köstlichen, zarten Knospen waren, machten wir uns auf den Heimweg.



12. Februar 1983

Es ist ein frischer, aber nicht kalter Morgen. Das Klima ist heute so wie an einem herbstlichen Tag in einem deutschen Mittelgebirge. Hier in Naha' ist aber keine Herbststimmung, denn es ist Frühling! Der Wald ist, von weitem betrachtet, rot und gelb eingefärbt. Nicht aber von welkem Herbstlaub, sondern von den blühenden Bäumen. Die vielen Epiphyten und Orchideen, die die gewaltigen Bäume in botanische Gärten verwandeln, strecken ihre Blüten duftend der Sonne entgegen.

Gestern hat K'in Paniagua eine Orchidee gepflückt und mir geschenkt: Ein herrlicher Anblick und ein betörender Duft.[50] Eigenartigerweise heißt diese Orchidee *äh k'o'och bats'*, der „Kehlkopf des Brüllaffen“. Damit bin ich auch schon bei der Affenjagd, die wir gestern veranstaltet haben und von der ich immer noch erschöpft bin. Wir sind morgens um etwa drei Uhr aufgebrochen. Chan K'in Presidente hat uns, das sind K'in Paniagua, K'in Mulux, Nuxi', Tulix Ho' und mich, in Piedrón abgesetzt. Von der Straße – einer schlammigen Schotterpiste – aus nahmen wir einen Pfad über Berge, durch Täler und Maisfelder in den Dschungel. An einem Platz in der Nähe eines der echt seltenen äm-Bäume (*Ormosia isthmensis*, Leguminosae, auch Colorín genannt; ihre knallroten Samen oder Kerne sind sehr begehrte Perlen für Ketten) machten wir endlich Halt. Wir warteten auf die Morgendämmerung, die von den vielen Tieren des Dschungels unterschiedlich begrüßt wird. Kaum dass sich das Schwarz des Himmels im Osten rot eintönte, sangen die unendlich vielen Vögel. Wir hörten das Schnauben der Wildfasane, sollten jedoch keine zu Gesicht bekommen. Und dann setzte das unverkennbare Röhren der Brüllaffen ein, das man über weite Entfernungen hören kann. Die Lakandonen konnten

aus dem Geröhre sofort erkennen, dass zwei „Kehlköpfe“, zwei männliche Brüllaffen, mit ihren vielen Frauen in der Nähe waren. Als es schließlich hell wurde, kamen einige Spinnenaffen in den Baumkronen auf unser Lager zu. Wir sprangen sogleich auf, nahmen unsere Gewehre und verfolgten die schnellen Affen, die geradezu von Wipfel zu Wipfel „flogen“. Ich lief hinter K’in Paniagua her, der fast genauso flink und schnell wie die Affen durchs Unterholz brach. Gelegentlich schossen wir auf einen Affen. Es ist sehr schwer zu treffen, da man rasch außer Atem gerät und kaum richtig zielen kann. Endlich fiel ein getroffener Affe mit Wucht aus den Lüften herab. Es war K’in Paniagua, der trotz des beschwerlichen Wettlaufs eine ruhige Hand behalten und den Spinnenaffen tödlich getroffen hatte.

Nuxi’ und K’in Mulux hatten auch Affen erlegt; nur Tulix Ho’ und ich gingen leer aus. Zu unserem Lager zurückgekehrt, erholten wir uns von dem „Geländelauf“. Die Lakandonen erzählten mir nun Geschichten, die mit der Jagd zu tun hatten. Sie sagten, wenn man zu viele Affen geschossen hat, steigt der Herr der Affen herab und ergreift den Jäger. Der Jäger wird dann selbst zu einem Affen. In der Gestalt des Affen sieht er die anderen Affen als Menschen. Dann muss er die vielen Frauen der getöteten Spinnenaffen sexuell befriedigen. Schafft er es nicht, kommen die Männer der Spinnenaffen und beißen sein Genital ab.

Wir vergruben die erlegten Spinnenaffen, um sie vor den Fliegen zu schützen, und machten uns auf die Suche nach den Brüllaffen. Brüllaffen sind sehr leicht zu finden, da sie laut und deutlich ihr Revier kennzeichnen. Sie sind auch leichter zu erlegen, da sie ihre Bäume nicht verlassen. So näherten wir uns behutsam den röhrenden Gesellen. Als sie direkt über uns saßen, verteilten wir uns und schossen auf sie. Diesmal hatte ich Glück und traf eine „Mutter der Sonne“, wie das Weibchen genannt wird. K’in P. schoss auch eine Mutter der Sonne, die er mir schenkte. Mit den schweren Brüllaffen in unseren Tragnetzen kehrten wir zum Lager zurück. Immer bergauf und bergab über Lianen, Stacheln und verrottende Bäume. Sturzbäche aus Schweiß liefen über meinen Körper. Der Geruch mischte sich mit dem Rauch der Zigarren und dem Duft des

Affenblutes. Ich war froh, als wir wieder unser Lager erreichten. Ich erfrischte mich erst mal mit Pozole. Wir gingen dann zu dem äm-Baum und lasen seine Früchte auf, die rot im Laub leuchteten. Wir hörten wieder das Gekreisch der Spinnenaffen, sahen aber keinen einzigen.

Als wir unsere Lasten zusammengepackt hatten, gingen wir wieder den langen Weg nach Piedrón zurück. Unterwegs hat K'in Paniagua noch einen Tukan geschossen, den er mir schenkte. Als wir eine Rast machten, entdeckten wir zwei Milane, die einem Tzeltalen bei der Milpa-Arbeit zusahen und auf fette Beute warteten. Tulix Ho' und Nuxi' schossen die Vögel vom Ast herunter. Erschrocken fragte ich, warum sie diese schönen Vögel töteten. Sie sagten, weil sie immer ihre jungen Hühner fangen. Es waren wirklich sehr schöne Vögel. Sie hatten den Kopf eines Falken, schwarze Flügel, deren Federn mit weißen Flecken übersät waren; ebenso ihr Schwanz. Ihre Brust war ein Fleckenmeer, und der Bauch leuchtete in einem dunklen Orange. Die Füße waren gelb und mit scharfen Krallen besetzt.

Bis zur Straße schien es mir noch eine Unendlichkeit zu dauern. Wir überquerten einen Fluss, dessen kühles Wasser etwas Erfrischung bot. Bald kam dann Chan K'in Presidente und lud uns in seinen Lastwagen ein.

Auf dem Rückweg machten wir einen Abstecher zum See von Mensäbäk. Es war das erste Mal, dass ich einen Blick auf diesen großen See werfen konnte, der in der Ferne das Tageslicht reflektierte. Auch sah ich zum ersten Mal die Siedlung der Lakandonen von Mensäbäk, die von einem scheußlichen Betonklotz geziert ist, den die Adventisten „Kirche“ nennen. Wir hielten an, um Echeveria einzuladen, der einen Teil seiner Götterhaus-Paraphernalia nach Naha' holte.

Abends roch es im ganzen Dorf von Naha' nach verkohltem Affenhaar.



Das Bewusstsein wird von fliegenden Schlangen in andere Welten und Wirklichkeiten getragen.

K'in Paniagua hat mir gerade seinen Traum berichtet. Zuerst sah er ein kleines Reh, das er mit seiner Machete erschlug, und dann ein Pekari. Da kam ein Tzeltale und erschoss das Pekari mit seinem Gewehr. Anschließend sah K'in Paniagua, wie ich im Götterhaus eine Balche'-Zeremonie machte. K'ayum löste die K'uxu'-Farbe[51] auf und bemalte mich damit; er bemalte auch das Xikul von K'in Paniagua Anschließend wollte er das Luch (Baumkürbisschale) vor die Götter stellen, fiel aber hin und das Luch zerbrach. Die in der Erde wohnenden Xtabays hatten sich die rote Farbe geholt, um ihre Vulven damit rot anzumalen.

K'in Paniagua sagte zu mir, dass ich heute nicht in den Wald oder auf die Milpa gehen solle, da sein Traum prophezeie, dass ich mir in die Hand oder in den Fuß schneiden werde. Irgendwie war ich über diese Traumdeutung recht froh, brauchte, ja durfte ich heute doch nicht zur Arbeit zu gehen. Ich glaube auch, dass ich mir tatsächlich etwas tun

könnte, da meine Wahrnehmung noch durch meine Erschöpfung von dem Jagdausflug getrübt ist.



13. Februar 1983

Gestern Abend habe ich „meinen“ Brüllaffen zu essen bekommen; eine tiefe Befriedigung für den Jäger. Das Fleisch ist äußerst köstlich, vor allem die Innenmuskulatur des Beckens. Es ist würziger als das Fleisch des Spinnenaffen und erinnert mich, mehr noch als jedes andere Dschungeltier, an den Wildgeschmack deutscher Wälder.



14. März 1983

Meine ethnomedizinische Forschung läuft jetzt wie von selbst. Alle paar Tage kann ich einen Kunyah-Text aufnehmen. Ich brauche nur dazusitzen und abzuwarten. Jetzt kommt alles von selbst.

Ich weiß inzwischen, dass ich hier wohl nicht für immer leben kann, auch wenn die Kultur der Lakandonen sehr anziehend ist. Aber die Kultur wandelt sich genau dahin, wo ich nicht hin will. Das Jahr, das ich hier verbringen darf, ist eines der wesentlichsten Erlebnisse meines bisherigen Lebens, und ich bin sehr dankbar dafür.



15. März 1983

Ich saß mit K’in Paniagua vor meinem Haus. Wir blickten in den Himmel und sahen – ja, tatsächlich – einen riesigen Ad-ler, eine Harpyie, den

größten Adler der Welt. Er glitt langsam über die Baumkronen. Es genügte ihm, gelegentlich mit einem Schlag seiner breiten Schwingen auf gleicher Höhe zu gleiten. Wie schnell er wohl fliegen kann? Sein Rücken leuchtete, spiegelte das Sonnenlicht wieder. Ein Sonnentier, ein Sonnenvogel, ein Bote des Gestirns, das ich anbete. K'in Paniagua war genauso beeindruckt wie ich, denn auch er sah zum ersten Mal in seinem Leben eine Harpyie. Er vermutete, dass wir einen echten Himmlischen Adler sahen.



18. April 1983

Ich habe hier oft Träume, die noch den ganzen Tag, manchmal sogar mehrere Tage in meinem Bewusstsein kursieren. In der letzten Nacht habe ich geträumt, dass ich mit K'ayums Frau gevögelt habe und dass es unglaublich schön war. Die Traumwirklichkeit war dem Erleben in der Wachwirklichkeit sehr, sehr ähnlich. Nach dem Wirklichkeitskonzept der Lakandonen war es sowieso Realität. Unsere Seelen, die wir ja selber sind, haben sich miteinander vergnügt. Immerhin muss mich nach der Lakandonentheorie Nuk im innersten ihrer Seele begehren …

Meine Traumsexualität ist das einzige, was mir in dem letzten halben Jahr den Hormonhaushalt geregelt hat. Inzwischen glaube ich auch, dass der Hormonhaushalt oder vielleicht besser die sexuellen Energien, wesentlich die Wahrnehmung bestimmen.



20. April 1983

Heute ist mein Geburtstag, aber wen interessiert das hier?

Der alte Mateo, dessen Gesicht durch eine Verbrennung in seiner Kindheit wie mumifiziert entstellt ist, hat sich vor drei Wochen den

rechten Knöchel verstaucht und kann deshalb nicht auftreten. Die Außenseite des Knöchels ist ganz geschwollen. Ich habe ihm vor ein paar Tagen einen Balsam gegeben, der ihm anscheinend ganz gut getan hat. Na, er hat sich jedenfalls mehr davon aus Palenque von seinem Schwiegersohn K'in Mulux mitbringen lassen. Ich sollte ihn damit wei-ter behandeln. Mateo viejo hat mich gefragt, ob ich einen Heilspruch kennen würde. Ich sagte zu ihm, dass ich nur einen Spruch zur Heilung eines gebrochenen oder verrenkten Beines eines Pferdes kennen würde. Er meinte, dass ich es ruhig damit versuchen solle – das habe ich dann auch getan. Er wollte mir dafür Geld geben, was ich natürlich abgelehnt habe. Er hat mir dann einen ganzen Beutel voller Hühnereier geschenkt. Heute werde ich ihn wieder behandeln und besprechen und sehen, was dabei herauskommt.

Der erste Merseburger Zauberspruch, ein Wodansegen, dient der Heilung von Verrenkungen eines Pferdes:

Vol und Wodan fuhren zu Holze.
Da ward dem Rosse Baldurs der Fuß verrenket.
Da besprach ihn Sinthgunth und Sunna ihre Schwester;
Da besprach ihn Frija und Volla, ihre Schwester;
Da besprach ihn Wodan, der sich wohl darauf verstand:
Sei es Beinverrenkung, sei es Blutverrenkung,
Sei es Gliederverrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob geleimt sie seien![52]



21. April 1983

Beim Mittagessen hat sich Chan K'in über einen immer wiederkehrenden Scherz halb totgelacht. Wenn jemand zum Klo geht, sagt er nicht „Ich gehe zum Scheißen“, sondern „Ich gehe, um mit dem Präsidenten zu sprechen.“ Diesen Satz kann man auch abwandeln zu „Der Präsident ruft mich schon

wieder“ oder „Der Präsident ist gar nicht gut zu mir, denn immer ruft er mich zu sich.“ Na, jedenfalls habe ich beim Essen erwähnt, dass beim Götterhaus keine Maiskolbenstrünke (die zum Abwischen genutzt werden) mehr wären. Chan K’in machte daraus: „Es gibt keine Schreibstifte mehr, um dem Präsidenten zu schreiben.“ Daraufhin brach alles in Gelächter aus.

Der Präsident oder (irgendeine) Regierung wird immer mit Scheiße *(ta’)* assoziiert. So heißt Tuxtla, die Hauptstadt von Chiapas, der für die Lakandonen zuständige Regierungssitz, auf Lakandon (leicht abgewandelt) *tusta’*, wörtlich übersetzt „Lügenscheiße“. Die Lakandonen, diese alten Anarchisten, haben total recht damit.

Auch die Touristen, die per Flugzeug oder Hubschrauber kommen, werden damit assoziiert: Aus dem spanischen *turista* machen die Lakandonen *tulixta’*, „Libellenscheiße“.



22. April 1983

Ich bin mit K’ayum auf die Suche nach pahok-Palmenblättern für eine neue Abdeckung des Balche’-Kanus gegangen. Es war ein heißer und diesiger Tag. Die Luft ist von den vielen Milpa-Bränden sehr dunstig, und man kann die Berge nicht mehr erkennen. Wir haben lange gesucht und nichts gefunden.



30. April 1983

Als der alte Chan K’in heute in seine Milpa ging, erschreckte ihn ein Tiergeruch so sehr, dass er sofort seinen alten rostigen Revolver zückte. Er dachte zunächst, dass der Geruch von einem großen Jaguar stamme, der ihm und seinen Frauen auflauere. Später hat sich herausgestellt, dass es

sich um ein verirrtes Rind aus der Tzeltalensiedlung Jardín handelte. Beim Abendessen erzählte mir Chan K'in von den mutigen Urahnen, die doppelköpfige und hausgroße Jaguare mit ihren Speeren oder Pfeilen erlegt haben. Koh II, die gespannt seiner Erzählung folgte und gelegentlich Fragen stellte, bemerkte schließlich lachend: „Wieso waren die Urahnen eigentlich so mutig und du lässt dich schon von einer zahmen Kuh erschrecken?" „Das stimmt", prustete Chan K'in, „ich lass mich sogar von einer Kuh erschrecken!" – und lachte sich halbtot. Ich war wirklich tief beeindruckt von seiner Fähigkeit, über sich selbst zu lachen und sich nicht ernst zu nehmen.



1. Mai 1983

Antonio hat mir heute Morgen erzählt, wie er als kleines Kind von einer Schlange gebissen wurde. Am Abend zuvor hatte seine Seele seinen Körper verlassen, um an der Mutterbrust zu nuckeln. Die Mutter wurde gewahr, dass das Nuckeln ungewöhnlich schmerzhaft war. Sie erkannte daran, dass es sich nicht um ihr Kind, sondern um die Seele ihres Kindes handelte. Sie wusste sogleich, dass ihr Kind am nächsten Tag sterben würde. So gut sie ihr Kind, den kleinen Antonio, auch behütete, so wurde es doch am nächsten Morgen von einer K'ähche'kan, einer Astschlange, in den rechten Oberschenkel gebissen. Die Mutter gab ihm Salzlösung zu trinken, denn damals gab es noch kein Schlangenserum. Der Oberschenkel schwoll an, aber der kleine Antonio musste nicht sterben.



2. Mai 1983

Zurzeit sind die Früchte des Bombox-Baumes reif. Sie sind etwa kirschgroß, leuchtend hellrot und haben einen Kern, der etwas größer als ein Kirschkern ist. Sie schmecken hervorragend; sie sind etwas säuerlich und sehr süß. Selbst, wenn man große Mengen davon verdrückt, wird einem nicht schlecht. Sie sind gleichermaßen bei Kindern und Erwachsenen beliebt. Die Lakandonen sind ganz verrückt nach diesen Früchten. Um sie zu pflücken, fällen sie immer einen ganzen Baum. Zuerst war ich etwas erschreckt über diese „Barbarei"; doch dann erklärten sie mir, dass sie zwei Fliegen mit einer Klappe erschlügen. Sie genießen die Früchte und haben bald bestes Brennholz zur Verfügung. Denn das Holz bleibt liegen und trocknet zu dieser Jahreszeit sehr schnell. Es ist das beste Feuerholz. Es brennt heiß, aber langsam, qualmt kein bisschen, und seine Holzkohlen glühen sehr lange nach. Ein am Abend entzündetes Bombox-Feuer glimmt am nächsten Morgen immer noch und kann sehr schnell, nur mit etwas Puste, wieder entflammt werden.



4. Mai 1983

Ich besuche den alten Mateo täglich. Er lässt immer wieder seinen Fuß von mir mit dem Merseburger Zauberspruch besprechen. Er meint, dass der Spruch gut wirken würde. Wer weiß?

Ich bekomme dadurch einen tieferen Eindruck in seine Familiensituation. Er lässt seine vier Schwiegersöhne Wand an Wand mit sich zusammenleben. Ich bin sicher, dass seine Schwiegersöhne darunter leiden. Es ist zu eigenartig, dass sie mit ihrem Schwiegervater seit Jahren zusammen in einem Haus leben, leben können.

Einige Lakandonen sagen, dass Mateo viejo seine Schwiegersöhne mit einem Zauberspruch an sein Haus gebannt hat. Er hält sie mit einem unsichtbaren, um ihre Knöchel gebundenen Seil fest und lässt sie einfach nicht los.

Es ist schier unglaublich, wie viel hier geklatscht wird. Es ist ebenso unglaublich, wie schnell Informationen die Runde machen. Es scheint fast so, als ob alle Krümel und Grashalme Ohren haben. Hier kann fast nichts geheim bleiben. Wenn mir jemand etwas anvertraut, sagt er: „Erzähl es aber nicht weiter!“, und eine halbe Stunde später weiß es das ganze Dorf. Ich habe Bol gefragt, wieso hier praktisch nichts geheim bleibt. Er sagte, dass die Kinder überall lauschen und alles, was sie gehört haben, fein säuberlich ausgeschmückt, weitererzählen. Für diesen Vorgang haben die Lakandonen ein eigenes Wort: *paytik*, „herbeirufen“ oder „verrufen“. Auch für Hetzerei haben sie ein Wort: *pak'empach*, „hinter dem Rücken gepflanzt“. – Ich möchte gerne wissen, was so alles über mich geredet wird.

Ich sehe jetzt immer häufiger Paco, dessen Haus neben meinem liegt. In ihm glimmt noch etwas von der großen Zeit der Urahnen. Er ist von den 25-jährigen Lakandonen sicherlich der Konservativste, der am wenigsten westlich Orientierte. Er ist immer freundlich und zu Scherzen aufgelegt.

Ja, wir scherzen viel miteinander. Er erzählt laufend angeblich wahre Geschichten mit sehr, sehr überzeugendem Ton, sodass ich ihm glaube, was er von sich gibt. Wenn er merkt, das er mich mit seinen Geschichten überzeugt und übers Ohr gehauen hat, triumphiert er lachend: „Das ist alles erlogen!“ Er ist ein rechter Münchhausen unter den Lakandonen.

Heute Mittag kam er und brachte mir einen Specht, den er dicht bei seinem Haus geschossen hat. Er wollte mir zeigen, wo. Wir gingen in sein Haus. Pacos Tochter aß gerade Bombox-Früchte. Da sagte Paco: „Ich esse keine Bombox-Früchte, denn sie sind die Speise der Tiere. Wenn ich sie esse, essen die Tiere meinen Mais, weil sie im Wald keine Nahrung finden. Siehst du? Deshalb esse ich keine Bombox-Früchte, damit die Tiere mir meinen Mais lassen.“ Ich war sofort begeistert von diesem magisch-ökologischen Konzept. Als ich seine Aussage im O-Ton aufschreiben wollte, lachte sich Paco halb tot. Er hatte mich wieder mit einer Lügengeschichte übers Ohr gehauen! „Natürlich esse ich Bombox-

Früchte!“, wieherte er los. Als ich alles dem alten Chan K’in erzählte, prustete auch er lachend los.



6. Mai 1983

Ich saß gerade beim Mittagessen, da kam die Tochter von Koh III (Chan K’ins jüngste Frau) herein. Sie trug ganz stolz ihr erstgeborenes Kind, einen Sohn, in den Armen und strahlte mich an. Sie hatte einen glücklichen Ausdruck im Gesicht. Etwas später kam ihre Mutter hinzu, ebenfalls mit einem Kind, ihrem jüngsten Sohn, Säkho’, „Blondschopf“. Die Frauen, die gar nicht wie Mutter und Tochter wirken, ja die wie Schwestern aussehen, wechselten einige Worte und setzten sich nebeneinander hin und stillten ihre Kinder. Es war ein beeindruckendes Bild. Ich kann es kaum glauben, dass die junge und attraktive Koh III bereits Oma ist. Sie ist höchstens 28 Jahre alt.

Am Nachmittag habe ich mich wie ein Lakandone verhalten. Von Mateo viejo, dessen Fuß ich wieder behandelt habe, hatte ich erfahren, dass José vom Yahauw Petha’ zurückgekehrt ist und dass er unterwegs einen K’ambul, einen männlichen Gelbschnabelhocko, geschossen hatte. Mir lief das Wasser im Munde zusammen, denn der große K’ambul hat das köstlichste Vogelfleisch, hell, saftig und würzig. Also besuchte ich José. Als er mich hereinrief, fragte ich ihn nach seinem Besuch am Großen See. Nachdem er mir alles berichtet hatte, füllte María Bonita, seine viel ältere Frau, einen Teller voll bestem K’ambul-Fleisch auf und reichte ihn mir. Ich musste innerlich über mich lachen, denn ich machte es genauso wie ein Lakandone. Wenn bekannt wird, dass jemand ein köstliches Wildbret heimgebracht habe, wird er gleich von allen Leute besucht. Die Besucher, die behaupten, rein zufällig vorbeigeschaut zu haben, erwarten von dem erfolgreichen Jäger, dass er ihnen, sozusagen als Gastgeschenk, etwas von seiner Beute zuteilt.

José hatte auch die Federkrone von dem K'ambul abgezogen: ein majestätisches Gebilde. Ich fragte, ob er es mir verkaufen wolle. Er fragte seine Frau, die sagte, dass ich die Federkrone geschenkt bekomme. Dabei war María Bonitas Lächeln immer noch unwiderstehlich, obwohl sie von sich selbst sagt, dass sie jetzt *nuxi'*, „alt, greise“ wäre. Sie ist die einzige Frau in Naha', die zwei Ehemänner zugleich hatte. Früher soll es diese Konstellation häufiger gegeben haben.



9. Mai 1983

Ich will jetzt versuchen, unsere spontane Fahrt nach San Cristóbal zu skizzieren, solange die Erinnerung noch frisch ist. Am Freitagmorgen sagte mir Chan K'in, dass er gerne nach San Cristóbal reisen würde, um sich eine neue Ledertasche zu kaufen. Ich war sehr verwundert und fragte ihn, ob ich denn mitkommen solle. Er meinte, ich könne auch in Naha' bleiben, seine Frauen würden mich versorgen.

Chan K'in Presidente sagte, dass das Auto, seine Camionetta, startklar sei und wir doch alle zusammen nach San Cristóbal fahren sollten – nur so zum Spaß. Zu mir sagte er: „Komm doch mit, morgen sind wir wieder in Naha'.“ Na gut, also holte ich schnell das Wichtigste, und schon saß ich im Auto nach San Cristóbal. Chan K'in hatte Koh II mitgenommen, und auch die Frau vom Presidente war mit von der Partie.

Alles ging so schnell, dass ich gar keine Zeit hatte, über diese plötzliche und spontane Entscheidung von Chan K'in und seinem Sohn nachzudenken. Ich war gespannt, aus welchem Grunde Chan K'in Presidente nach San Cristóbal wollte. Nur so?

Unterwegs unterhielten sich Chan K'in und sein Sohn über die vielen Veränderungen des Gebietes, durch das wir fuhren. Der alte Chan K'in erzählte, dass die Hälfte der Strecke mit dichtem Dschungel überzogen war – jetzt sind dort nur noch nackte Hügel und unterernährte

Kariburinder. Die staubige Straße und die flimmernde Luft ließen nicht mehr auf den einstigen Regenwald schließen. Warum machen sich diese Mexikaner eigentlich überhaupt keine Gedanken? Sie haben es in wenigen Jahren geschafft, einen der reichsten Regenwälder der Erde vollkommen zu zerstören.

Die Fahrt über die schlaglöcherdurchsetzte Schotterpiste kam mir diesmal recht kurz vor. Wir sind um zwölf Uhr in Naha' aufgebrochen und waren um 18 Uhr in San Cristóbal. Chan K'in war erstaunt, wie groß das einst verschlafene Ocosingo und wie riesig die Kolonialstadt San Cristóbal geworden waren, und dass es in Oxchuc, einer alten Indianersiedlung, kein einziges grasgedecktes Haus mehr gab. Als wir in der hektischen Stadt ankamen, haben wir sofort die Ledertasche gekauft, die sich Chan K'in gewünscht hatte. Ich habe ihm das Geld dafür geschenkt. Dann ging es weiter zum Na Bolom, zu Gertrude Dubys Herrensitz.

Im Na Bolom waren alle erstaunt und überrascht, aber auch erfreut über unsere Ankunft. Trudi ging es nicht gut, aber der Besuch vom alten Chan K'in hat ihr anscheinend sofort neue Lebenskräfte verliehen.

Nach unserem köstlichen Abendessen im Na Bolom ist der alte Chan K'in schnell schlafengegangen. Ich habe noch lange mit einigen Leuten zusammengesessen und geplaudert.

Als ich am Sonnabendmorgen nach nur drei Stunden Tiefschlaf aufwachte, war die Sonne schon aufgegangen und schien in die schönen Innenhöfe des Na Bolom. Der Himmel war tiefblau und wie blank geputzt. Ein herrliches Licht! Chan K'in und Koh II saßen bereits in der Sonne, um sich zu wärmen. Die sternenklare Nacht war hier im Hochland doch sehr kalt, und in ihrem Zimmer gab es keinen Kamin.

Chan K'in strahlte – wie die Sonne –, als ich ihn begrüßte. Zu seinen Füßen stand seine neue Ledertasche. Ich erzählte ihm, dass ich lauter Flöhe in meinem Traum gesehen habe. Er sagte, dass prophezeie, dass mir etwas verlorengehe. Ich musste unwillkürlich an meine Kassetten und Aufzeichnungen denken, die nun herrenlos in meiner Hütte schliefen …

Nach dem Frühstück sind wir zum Markt, dem Herzstück der Hochlandökonomie, gefahren. Chan K'in und Koh II waren doch sehr

verunsichert in dem ganzen Gewimmel, und ich hatte Mühe, sie nicht aus den Augen zu verlieren. Ich habe ihnen bei allen Einkäufen geholfen: Kordeln für die drei Frauen, die „Koh-Sisters“; Baumwollfäden für zwei neue Gewänder Chan K‘ins und Mangos für die ganze Familie.

Nachdem alles besorgt war und die Lakandonen von den Tzotzilen, Zinacanteken, den Chamulas und den Mestizos angegafft worden waren, kehrten wir ins Na Bolom zurück. Trudi hatte ein Festessen zu Ehren des hohen Gastes angeordnet.

Die Strecke zurück schien sehr kurz zu sein. Chan K’in und ich saßen hinten auf der Ladefläche und schmauchten unsere Zigarren. Wir waren beide sehr erstaunt, wie schnell wir in Ocosingo angekommen waren. Leider war hier die geteerte Straße zu Ende. Jetzt ging es weiter über die Schlaglöcher, durch die Pfützen, den Schlamm und Staub (ja, im Regenwald gibt es gleichzeitig Schlamm und Staub!). Ab Ocosingo fühlten wir dann, trotz der Decken, die wir unter unsere Gesäßknochen geschoben haben, die heftigen Schlaglöcher.

Wir hielten jedoch bald an, in Toniná, den Ruinen aus der klassischen Mayazeit, die in der Kosmologie und Mythologie der Lakandonen von Naha’ einen wichtigen Platz einnehmen. Sie sind das alte Haus des Mensäbäk, des Pulvermachers, des Gottes, der das Pulver macht, das, auf die Wolken gestreut, zu Regen wird.
Der Gott Mensäbäk, „der, der das Pulver macht“, ist der ältere Bruder von Hachäkyum, er wurde aus der zweiten Blüte der ersten Nachthyazinthe geboren. Mensäbäk hat in Toniná die Kah geschaffen, die anderen Indianer, diejenigen, die in Orten zusammenwohnen wie etwa die Tzeltal und Tzotzil. Nach getanem Werke hat er Toniná verlassen und ist an die Ufer des Sees von Mensäbäk gezogen. Dort kann man sein irdisches Haus in einer Felsenklippe sehen.

Der alte Chan K’in war ganz aufgeregt, als wir uns den Ruinen näherten. Es war das erste Mal in seinem Leben, dass er sie mit seinen eigenen Augen sah – nicht nur durch die Augen seines Vaters. Der hatte ihm viel von Toniná erzählt.

Die Frauen und Kinder blieben im Auto. Nur Chan K'in, sein Sohn und ich ließen uns von dem Tzeltalen, der als Wächter vom INAH (Instituto Nacionál de Antropología e Historia) angestellt ist, durch die archäologische Stätte führen.

Es war beeindruckend, wie schnell der alte Chan K'in das Gesehene in das Gewusste einpasste, wie schnell jeder Stein für ihn bedeutsam wurde. Als wir bei dem zweithöchsten Tempel ankamen, wollte Chan K'in dort verweilen. Chan K'in Presidente und ich stiegen dann weiter die Pyramidenreste hinauf. Oben angekommen, zog Chan K'in eine Polaroidkamera aus dem Plastikbeutel, den er die ganze Zeit unauffällig mit sich führte und bat mich, ihn vor dem Tempel zu fotografieren. Das Bild wurde besser, als ich vermutet hatte. Als wir wieder herabstiegen, wollte Chan K'in Presidente ein Foto von seinem Vater und mir vor dem Tempel der Diener des Mensäbäk machen. Eine witzige Situation: ein Lakandone, der mich fotografieren wollte. Auch dieses Bild wurde besser, als ich vermutet hatte. Der Alte freute sich wie ein Kind darüber.

Der Rest der Spritztour verlief durch finstere Nacht. Sie wurde gelegentlich durch brennende Stellen im Wald, bzw. im Rest des Waldes, erleuchtet. In Naha' erquickten wir uns an einem Rebhuhn in Maissoße.



10. Mai 1983

Ich habe ganz vergessen aufzuschreiben, dass Koh II im Na Bolom unglaublich souverän mit Messer und Gabel gegessen hat. Sie hat diese komplizierte und appetithemmende Tischsitte viel besser gemeistert als ich. Ich war nur daran gewöhnt, wie die Lakandonen alles mit der Hand zu essen.

Als ich gestern Abend Chan K'in Presidente Benzingeld für die Fahrt nach San Cristóbal geben wollte, hat er kategorisch abgelehnt. Ich wunderte mich und freue mich gleichzeitig, wie entgegenkommend er zu

mir ist. Ich glaube, er versucht meine Zeit in Naha' für mich so angenehm wie möglich zu gestalten. Außerdem freut er sich sehr, dass ich so viel von seinem Vater lerne, dass ich so sehr an der traditionellen Kultur interessiert bin, ja, dass ich sogar eine Art Kulturträger geworden bin.

Als ich Mateo viejo morgens nach unserer Rückkehr im Götterhaus antraf, fragte er mich gleich mit leiser Stimme, was denn der alte Chan K'in und sein Sohn gemacht hätten. Es ist eigenartig, aber wenn irgendjemand irgendwohin reist, wird er sofort verdächtigt. Verdächtigt, etwas getan zu haben, dass anderen schaden könnte.

Die Leute sprechen immer öfter mit mir über meine zukünftige Ehe mit einer Lakandonenfrau. Diese Gespräche sind immer sehr amüsant. Viele Jungs wollen mich immer mit Mateos Oma oder der Witwe von Domingo verkuppeln. Aber auch die jüngere Schwester Pacos, die ich noch nie zu Gesicht bekam, steht zur Diskussion, zur Disposition.
Ich habe heute Morgen wahrscheinlich einen Puma gesehen, der ein Tsub, ein Riesennagetier, in den Fängen trug. Ich konnte ihn leider nicht genau betrachten, da ich mich gerade „mit der Regierung" unterhielt und nicht gerne vom Donnerbalken abstürzen wollte.

Als ich am Nachmittag N.N.[53] besuchte, fragte er mich, ob ich ihm den Heilspruch bei einem Knochenbruch beibringen würde. Wieder so eine Situation, in der der Anthropologe mehr weiß als sein Informant. Jedenfalls stimmte ich erfreut zu, und wir trafen eine heimliche Verabredung. Denn niemand darf von dem Transfer des gefährlichen Zauberspruchwissens erfahren. Zum Glück wusste ich inzwischen, dass man besser seinen Mund hält, wenn es um Zaubersprüche geht. Alle hier verheimlichen ihr diesbezügliches Wissen. Es wird nur stillschweigend angewandt, sofern nötig.

Da kam K'in Paniagua vorbei und fragte, ob ich am nächsten Tag mit auf die Affenjagd gehen wolle. Natürlich wollte ich. Dabei fiel mir ein, dass ich dringend neue Strümpfe brauchte, denn sonst würde ich mir in den

Gummistiefeln die Füße wund laufen. Leider hatte ich keine Idee, woher ich welche bekommen sollte.

Daraufhin ging ich zu Bol und habe von ihm einige Texte zur Ethnozoologie und Ethnoornithologie aufgenommen. Anschließend räkelten wir uns auf einer Decke, die auf dem Boden seiner Hütte lag, und lauschten der von mir mitgebrachten Kassette mit der neuen The Who-LP („It's Hard"). Bol war von der Rockmusik ganz begeistert. Ich musste ihm die Songtexte übersetzen, was ich allzu gerne tat. Seine schöne Frau verliert langsam die Scheu vor mir, die sie früher an den Tag gelegt hatte. Wir scherzten viel miteinander, natürlich unter der Gürtellinie. Plötzlich brachte mir Bols Frau ein neues Paar hellgrüner Kniestrümpfe. Nachdem ich sie anprobiert hatte, schenkte sie mir das Paar. So kamen die Strümpfe, die ich so nötig habe, ganz von selbst. Woher wusste sie davon?



11. Mai 1983

Ich komme gerade von der Affenjagd zurück. Ich habe einen Brüllaffen erlegt. Die Jagd verlief fast genauso wie die vorherige, an der ich teilgenommen hatte. Sie hat mir wieder gezeigt, dass K'in Paniagua der beste Jäger des Stammes ist. Er hat eine bewundernswert ruhige und sichere Hand. Erst gestern hat er mich wieder einmal mit seinen Jagdkünsten beeindruckt. Er hat von seinem Haus aus einen Tukan von einem ca. 40 Meter hohen Baum am etwa 60 Meter entfernten Waldrand heruntergeschossen. Das heißt, er hat mit seinem Kleinkaliber über eine Strecke von über 100 Metern aus freier Hand den Vogel so getroffen, dass das schöne gelbe Brustgefieder unbeschädigt blieb! Ich bin mir sicher, dass mir das kein Zielschütze aus dem Schützenverein glauben will.



12. Mai 1983

Heute Mittag gab es im Götterhaus *iswah*, Maisfladen aus jungem, frischem Mais. Der Herstellungsprozess war eine richtige Arbeitskette zwischen den drei Frauen des Chan K'in. Koh III schälte die Maiskörner vom Kolben in einen geflochtenen Korb hinein. Koh I dreht die Körner durch die Handmühle und knetete den Teig durch. Den Teigklumpen gab sie an Koh II, die beim Feuer saß. Sie formte daraus Fladen und buk sie auf der Tonplatte. Beeindruckend, wie die drei Frauen, die sich gegenseitig Schwester nennen, harmonisch und amüsiert zusammenarbeiten.



Zwei Visionsschlangen tanzen den kosmischen Reigen.



13. Mai 1983

Die Lakandonen überraschen mich immer wieder – so, wie gestern Nacht!

Nachdem ich lange an meinen Aufzeichnungen gearbeitet hatte, legte ich mich hin und hörte zur Entspannung etwas Musik. Bald lag ich wohlig da und dachte über N.N. und meine Verabredung nach (er will mir und ich ihm Kunyah-Sprüche beibringen). Ich freute mich über die Ergebnisse meiner Forschung und war sehr gut gelaunt. Da hörte ich ganz leise Schritte hinterm Haus und schon blickte ich dem Strahlenkegel einer Taschenlampe entgegen. Zweimal blitzte sie auf. Der Schein kam von der Hintertür meines Hauses. Zuerst vermutete ich, dass es K'in Paniagua sei, der kam und mir wieder einen Witz oder neuen Tratsch erzählen wollte.

Ich stand wie von selbst schnell auf und ging zur Hintertür: Da stand eine Frau! Das erste, was Nuk sagte, war: „Lösch die Taschenlampe." – Sofort löschte ich das Licht, und sie fragte: „Kommst du mit?" Und schon lief ich hinter ihr her in die schwarze Nacht. Ich nahm wahr, dass sie ein Xikul ihres Mannes angezogen hatte. Ich dachte noch, sehr geschickt, selbst wenn uns jemand gesehen hätte, dächte er, nur zwei Männer!

Nuk verschwand in ihrer Küche und ich hinterdrein. Es war sehr dunkel und ich konnte sie kaum ausfindig machen, als ich schon in ihre Arme lief. Sie sagte *ne poch intuntikech*, „Ich will dich sehr gerne ausprobieren", legte sich auf die Erde und hob ihren Rock hoch. Alles ging so schnell, dass ich gar nicht merkte, wie mir das Blut in den Unterleib schoss. Wild pulsierten meine Schläfen. Ich fragte noch: „Was ist denn mit deinem Mann?" – „Der ist betrunken und schläft!" Da ergriff sie schon meine Männlichkeit und führte sie zielsicher zu ihrer „Basis des Bauches". Ich war gleich in einer anderen Welt, in einem anderen Zustand. Es war wie ein Traum – aber es war mehr als ein Traum. Es war das ersehnte Ende meiner fast siebenmonatigen Enthaltsamkeit.

Noch heute Mittag sitze ich hier und rätsele über dieses Ereignis herum. Es kam so absolut unerwartet und plötzlich. Ich begreife es gar nicht so recht. Ich hätte niemals auch nur im Geringsten daran gedacht, dass Nuk kommt und mich ruft. Ich erwartete es wohl eher von den anderen Frauen, aber nicht von ihr. Ich hatte nicht den geringsten Hinweis. Ich dachte immer, dass sie mich blöd findet oder ablehnend betrachtet. Sie wirkte immer sehr kalt und sprach nie zu mir. Ich habe vielleicht dreimal von ihr ein flüchtiges Lächeln erhalten. Jetzt glaube ich die ganzen Klatschgeschichten von angeblich nächtlichen Besuchern. Und dass die sexuellen Abenteuer von den Frauen initiiert werden.

Wir kommen gerade von einem „Begräbnis der alten Götter" zurück. Als ich morgens zum Götterhaus kam, saßen da wieder einmal Chan K'in und Mateo viejo und plauderten. Chan K'in sagte plötzlich, dass er gerne die alten Götterschalen von dem im November verstorbenen Domingo zu einem *aktun*, einem Felsen im Dschungel, bringen wolle. Ich bot ihm sofort meine Hilfe an. Ich war ganz neugierig, was ich dabei wohl zu sehen bekommen sollte.

Nach dem Frühstück versammelte Chan K'in einige Männer, denn nur Männer dürfen mit den Götterschalen hantieren. Bald zogen wir los, das waren Chan K'in selbst, Mateo viejo mit seinen beiden Schwiegersöhnen Bol und K'ayum K'ek'en, seinem Sohn Tulix Ho', einem Schwiegersohn vom alten Chan K'in, Chan K'in V (der eigentlich noch kein Mann ist, aber zunehmend rituelle Aufgaben erfüllt) und ich. Wir waren mit Macheten und Tragnetzen ausgerüstet.

Das alte Haus des Domingo war schon sehr verfallen. Es sah aus wie vor einigen Jahrhunderten. Dort herrschte noch die Stimmung der alten Lakandonenkultur.

Das Götterhaus sah etwa anders aus als das des alten Chan K'in. Es war sehr viel kleiner und hatte provisorische Wände aus der Rinde des *äh taw*-Baumes (Balsaholz). Chan K'in und Mateo viejo observierten alles wie Leute vom technischen Prüf- oder Überwachungsdienst. Ihr Schwiegersöhne holten *sak wowol*-Blätter (*Heliconia*-Arten), und Chan

K’in zog die Rinde von einem *ts’umtok’*-Baum ab und riss sie in schmale Streifen. Mit den Blättern und den Rindenstreifen verpackten sie die alten verrußten Götterschalen Domingos und steckten je zwei in die Tragnetze. Die Köpfe der Götterschalen waren in dieselbe Richtung gerichtet. Denn, wenn man sie mit dem *ba’ay* trägt, muss der „Rücken“ der Götter auf dem Rücken des Trägers liegen. So trugen wir dann die sechzehn Götter im Gänsemarsch zu ihrer Begräbnisstätte, einem riesigen Felsbrocken, der mitten im Wald lag. Der Fels war ca. acht Meter hoch und fast würfelförmig. An der Südseite sprang er etwas hervor. Unter dem Vorsprung lagen die „Gebeine der Götter“. Dort haben Chan K’in und Mateo die Götterschalen Domingos ausgerichtet und auf Blätter gestellt. Die Köpfe haben sie nach Osten gedreht. Dann sind wir zurückmarschiert. Chan K’in fragte noch, ob niemand die alte Schale des Äkinchob wieder mitnehmen wolle, um ihr Opfergaben darzubringen. Niemand rührte sich. Und ich traute mich nicht.



16. Mai 1983

Seit Tagen nun ist mein gesamtes Bewusstsein von dem nächtlichen Erlebnis, das mir etwas Ausgleich geschaffen hat, erfüllt. Mein Blut konzentriert sich in meinem Unterleib und mein ganzer Körper wird von wohligen Hormonschauern durchzuckt. Wenn ich Nuk sehe, schießen mir alle Hormone aus den Poren. Es fällt mir schwer, meine Erregung öffentlich zu verbergen. Wenn Nuk wüsste, was für einen Emotionssturm sie in mir aufgewirbelt hat! Wenn sie an meiner Hütte vorbeigeht, brauche ich gar nicht durch die Spalten der Bretterwände zu spähen; ich spüre ihre Nähe direkt in meinem Unterleib.

Gestern Nachmittag haben wir eine Balche’ getrunken, die Chan K’in den Göttern dargebracht hat, damit es endlich regnet. Es ist so furchtbar zu sehen, wie der Wald verbrennt und die jungen Maispflanzen vertrocknen.

Es war sicherlich die an Alkohol schwächste Balche', die ich bisher probiert habe. Aber in ihrer Wirkung die bisher stärkste. Die Wirkung hat absolut gar nichts mit der Alkoholwirkung zu tun. Ich bin mir sicher, dass es die Rinde ist. Die Rinde muss diese euphorisierenden, loslösenden und sich verschärfenden Stoffe enthalten.

Diese Trockenzeit ist das Ende des Waldes. Überall brennt der Wald, das heißt der Rest des Waldes. Viele kleine Flüsse sind schon ausgetrocknet. Die ganze Nordseite des Sees von Naha' ist heute verbrannt. Mit ihr die Schilfrohrpflanzungen und der Lakandonenfriedhof. Einige Lakandonen haben versucht, das Feuer unter Kontrolle zu bekommen – vergeblich. Kein Wunder, dass der alte Chan K'in mehr und mehr vom Weltende spricht. Mit dem Wald wird die Welt sterben. Die Erde bleibt leer und verbrannt. – Die Menschen müssen eine Fehlentwicklung der Evolution sein. Sie haben alles zerstört. Warum bloß? – Die Geschichte der Menschheit ist ein einziges großes Trauerspiel. Die paar hellen Köpfe, die das erkannt haben, wurden immer und werden immer noch verlacht. So lange, bis der letzte Baum gefallen ist. Wenn ich so denke, hasse ich die Menschen. Aber das will ich auch nicht. Oh, ich mache mir schon wieder Gedanken … Ich muss immer daran denken, dass das Denken für die Lakandonen ein Krankheitssymptom ist.

Es gibt nur noch wenige Hach Winik, Echte Menschen; es ist so schade, dass ihre Kultur stirbt, am Sterben, am Verschwinden ist. Traurig bin ich zum Götterhaus gegangen, das alleine und verlassen in der Hitze und im Rauch des brennenden Waldes lag.



19. Mai 1983

Ich bin schon wieder ans Haus gefesselt. Als ich gestern bei K'ayum vorbeikam, lief ich direkt in einen riesigen Nagel, der sich sofort in meinen Fuß bohrte. K'ayum saß vor seinem Haus und malte. Als ich bei

ihm ankam, strömte das Blut aus meinem Fuß. K'ayum wurde ganz bleich und holte einen Hocker hervor. So konnte ich meinen verletzten Fuß hochlegen. Er schickte seinen Schwager nach Alkohol, um die Wunde zu reinigen. Seine Frau band mir gleich einen handgesponnenen Baumwollfaden um den verwundeten Fuß. K'ayum war viel verschreckter als ich. Er sagte mit vorwurfsvoller Stimme: „Warum kommst du auch barfuß und trägst keine Schuhe?" – Innerlich musste ich grinsen: Die schlimmste Verwundung, die ich hier erlitten habe, war ein rostiger Eisennagel im Dschungel! Die Zivilisation lässt grüßen!

Als ich abends zu Mateo viejo humpelte, um seinen verrenkten Fuß weiterzubehandeln, herrschte in seinem Gehöft eine sehr fröhliche Stimmung. Als ich ihm erzählte, was mir am Nachmittag widerfahren war, sagte er: „Ah. So bist du hinter meinen Rücken gekommen", und rief laut „K'uch". Daraufhin stürmten alle Frauen herbei und banden mir Baumwollfäden um den Fuß. Es ist erstaunlich, dass die Frauen sehr schnell bei Verletzungen kommen, um die Fäden umzubinden. Es muss irgendwie symbolisch mit dem weiblichen Phänomen der Monatsblutung zusammenhängen.

Später erfuhr ich den wahren Grund. Die Frauen tragen in sich die Seelen ungeborener Kinder. Diese können, solange keine Befruchtung stattfindet, unsichtbar in der Gegend umherziehen. Wenn sie eine Wunde sehen, erschrecken sie sich dermaßen, dass sie auf die Wunde einschlagen und einstechen. Die Seelen der ungeborenen Kinder wissen noch nicht, wie man sich richtig verhält. Um sie von ihrem unsichtbaren Treiben abzuhalten, wird ein sichtbarer Baumwollfaden um die Wunde gelegt. Die Seelen der Kinder nehmen ihn als große, schwere und gefährliche Peitsche wahr. Vor ihr haben sie Angst und fliehen zurück in den Mutterleib.

Der „Klapperstorch" der Lakandonen: Kleinkinder werden *och*, „Opossum", genannt, bis sie etwa zwei bis drei Jahre alt sind. Ich habe mich immer gefragt, woher diese eigenartige Bezeichnung für ein Baby kommt, ist das Opossum doch kulturell ein sehr negativ besetztes Tier, ein Schädling und ein Trickser. Es war natürlich K'in Paniagua, der das Geheimnis lüftete. Früher haben die Eltern ihren Kindern nicht verraten,

woher ihre jüngeren Geschwister kommen. Hat ein Kind seine Mutter danach befragt, erzählte sie ihm: „Ich habe ein Opossum gefangen und ihm die Schnauze und den Schwanz abgeschnitten. Das wird jetzt zu deinem jüngeren Geschwister."

Eines Abends saßen K'in Paniagua und ich am Feuer meiner Hütte und plauderten. Plötzlich verbreitete sich ein recht eigenartiger, scharfer und schließlich übler Geruch. Gestank ist nicht das richtige Wort; auch „Furz", wie die Lakandonen sagen, trifft nicht ganz die Nuance. K'in rief gleich: „Ein Stinktier! Wenn wir es nicht verscheuchen, wird dein Haus noch monatelang stinken!" – Ich nahm meine Taschenlampe und schlich vorsichtig in die ungewisse Dunkelheit. K'in kam hinterdrein. Plötzlich packte mich etwas am Unterschenkel. Ich schrie laut auf. K'in lachte und sagte: „Jetzt habe ich aber dein Bewusstsein erschreckt." – Oh, er hatte. Die Lakandonen erschrecken gerne andere Personen: Das liefert Gesprächsstoff und Amüsement. Das Stinktier war wahrscheinlich von meinem Schrei verscheucht worden. Noch tagelang sollte ich den Geruch in der Nase haben.

Der alte Chan K'in erzählte mir, dass es ganz furchtbar wäre, mit einem Stinktier in Berührung zu kommen. Sein „Furz" würde an einem heften, monatelang. Der Gestank würde den Menschen verrückt machen, ja sogar in den Selbstmord treiben! Früher habe es einen Zauberspruch gegen den Gestank des Stinktieres gegeben. Doch den würde leider niemand mehr kennen.

Ich saß mit K'ayum bei den Transkriptionen für die „Erzählungen der Urahnen". Da hörten wir aufgeregte Rufe. Chan K'in A1 hatte ein Gürteltier unter einem Baumstumpf auf dem kleinen Hügel hinter K'ayums Haus aufgestöbert. Da seine Mutter schwanger war, durfte er es nicht töten (tötete er es, würde seine Mutter eine Fehlgeburt haben). Er fragte, ob jemand das Gürteltier erlegen wolle. Ich ergriff sofort eine Machete und lief zu ihm. Er hielt das Gürteltier am Schwanz fest, denn es wollte sich in seiner Höhle verkriechen. Ich setzte zum Schlag an, und schon lag da die Beute. Ich brachte sie zum alten Chan K'in. Der erzählte

mir, dass früher die Gürteltiere die Hocker der Götter genannt wurden. Denn die göttlichen Holzhocker waren verwandelte Gürteltiere, die lebten. Man konnte die Hocker zu sich herbeirufen. Am nächsten Tag genossen wir das zarte, weiße, mit Piment gewürzte Fleisch. Die Schwanzspitze hängte ich in meiner Hütte auf. Eine weitere Jagdtrophäe.



20. Mai 1983

Heute Morgen war es bewölkt, und alle hofften auf Regen für den Mais. Aber es klärte sich bald auf, und der trockene Südwind verscheuchte das letzte Wölkchen.

Nach dem Frühstück saß K'in Paniagua vor meiner Hütte. Ich setzte mich zu ihm und erzählte ihm, dass ich einen Adler im Traum gesehen hatte. Ich wusste, dass es der Adler war, den Paco gestern geschossen hatte und dessen Federn er mir als Geschenk gebracht hatte. Ein Adler im Traum ist der Traumtheorie der Lakandonen nach ein schlechtes Vorzeichen. Was mich wundert ist, dass Traumereignisse mit folgenden Wachereignissen in Zusammenhang gebracht werden und nicht umgekehrt.

Gestern Nachmittag habe ich K'in Paniagua erzählt, dass es Völker gibt, die Frauentausch praktizieren. Da sagte er: „Ah, das ist hier genauso. Nachts schickt ein Mann seine Frau zu einem Nachbarn, um mit ihm zu schlafen. Genauso schickt der Nachbar seine Frau zu dem anderen Mann. Wenn sie fertig sind, kehren die Frauen zurück." K'in hat mindestens fünf Fälle in jüngerer Zeit gemeldet. Wer hätte das gedacht! Bei meinen ersten Besuchen wirkten die Lakandonen unheimlich gezügelt und züchtig. Was mir dabei einfällt: Früher dachte ich, dass die Position der Frau recht machtlos ist. Aber es ist das Gegenteil. Die Frauen haben eine unheimliche Power und Macht. Sie bestimmen vielmehr das häusliche Geschehen als die Männer. Eigenartig, dass sie in der Öffentlichkeit oft so devot wirken

oder sich so devot geben. Ich glaube, dass die Lakandonenfrauen ihre Männer viel leichter unter Druck setzen können als andersherum. Und fremdsexuelle Kontakte gehen ausschließlich von den Frauen aus. Genau genommen herrscht aber allgemeine Gleichberechtigung. Mann und Frau bilden eine unzertrennliche Einheit, die partnerschaftlich agiert. Es wird deshalb auch jeder heiratsfähige Mensch verheiratet. Es heißt, allein könne man in der Waldwelt nicht leben. Man muss sich die anfallenden Arbeiten und Tätigkeiten teilen, miteinander kooperieren.

Chan K'ins Philosophie der Toleranz: Eigentlich hätte ich dieses Kapitel viel früher schreiben sollen. Ich bin mir auch nicht mehr ganz sicher, ob diese Philosophie tatsächlich aus Chan K'ins Auffassung oder aus meiner Übertragung entspringt. So, wie ich die Philosophie der Toleranz verstanden habe, ist sie es wert, sich an ihr zu orientieren.

Chan K'in hat seinen Weg, seinen eigenen Weg. Er lebt nach dem Wertsystem der Urahnen, die alles richtig gemacht haben, da sie mit den Göttern gesprochen haben und die Weltordnung von ihnen erfuhren. Chan K'in weiß, dass sein Weg der richtige ist, denn danach haben viele Generationen glücklich gelebt und ihre Umwelt nicht zerstört. Chan K'in versucht nicht, anderen seine Lebensweise aufzudrängen. Wenn andere danach leben wollen, freut er sich und unterweist sie (so wie er mich unterweist). Wenn die anderen ihren Weg wechseln wollen, ist das ausschließlich ihre Sache. Sie wissen, was sie tun und sie sollen selbst sehen, wie sie mit ihrem Leben zurechtkommen. Wenn ihr Verhalten falsch ist und in eine Sackgasse führt, werden sie vielleicht lernen.

Chan K'in erwartet von niemandem, dass er nach seinem Weg denkt und handelt. Tut er es, ist es sehr gut. Tut er es nicht, ist es auch gut. Denn die anderen wissen, was sie tun; denn es ist ihre und nicht seine Entscheidung. Wozu sich über andere aufregen, wenn man es doch selbst richtig macht? Ich nenne diese Art der Lebensphilosophie „anarchische Philosophie“ oder „philosophische Anarchie“. Diese Philosophie verhindert ganz sicher die Entstehung komplexer Staatssysteme. Wie wohl die alten Maya in ihren Stadtstaaten gedacht haben?



21. Mai 1983

Heute ist endlich der Tag, von dem ich so lange geträumt habe. Wie oft hatte ich Angst, nicht das Ziel meines Forschungsprojektes zu erreichen. Das Hauptziel ist erreicht: Ich habe *alle* – ja wirklich *alle!* – Kunyah-Heilsprüche aufgenommen, die noch in der Lakandonenkultur lebendig und bekannt sind (Anmerkung: Bald sollte ich erfahren, dass ich mich getäuscht hatte …). Ich frage mich, wieso die Lakandonen gerade mir ihr geheimstes Wissen anvertrauen. Ich habe sogar das Lied, mit dem man andere mit einem unsichtbaren Band fesselt, auf Kassette aufgenommen. Wenn bekannt werden würde, dass ich dieses Lied gelernt habe, würde es sicherlich Komplikationen geben. Dieses Lied ist eigentlich schon Hexerei – denn man hat damit Macht über andere. Der Mann, der es mir beibrachte, sagte, dass er es von seiner Mutter gelernt habe, dass er es bisher niemandem beigebracht hätte und dass er es ganz sicher nicht anderen Lakandonen beibringen würde. Warum gerade mir? – Wieso haben sie mir all das beigebracht? Es ist so eine Art große Gnade.

Langsam begreife ich die Topografie der unsichtbaren Welt, die mit den Zaubersprüchen beschrieben wird. Die Sprüche sind lange poetische Texte, die viele Worte enthalten, die in der Alltagssprache nicht benutzt werden sollen.



23. Mai 1983

Nachts hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Es war so etwas wie ein Traum, aber doch ganz anders. Ich hatte meinen Körper verlassen und wollte in ihn zurückkehren. Aber es gelang mir nicht. Ich irrte in völliger Dunkelheit umher und rief verzweifelt nach Hilfe (obwohl ich wusste,

dass mich niemand hören würde). Ich dachte, dass ich sterben müsse. Schließlich sah ich Paco, der mir mit seinem Mund etwas aus der Stirn saugte – und ich fand in meinen Körper zurück. Ich wusste, dass ich den Tod erlebt hatte.



Aus dem geopferten jungen Gott entsteht die Maispflanze in Gestalt eines Kreuzes. Dieses Motiv ist oftmals in der Maya-Ikonografie zu finden.

Chan K'in sagte, dass dieser Traum (wenn es einer war – aber das spielt im Lakandonensystem ja keine Rolle) Jagdwild prophezeie: meinen Tiergeist, den Spinnenaffen.

In diesen Tagen oder Wochen oder Monaten erlebe und erfahre ich zum ersten Mal, was Zauberei ist. Die Lakandonen haben Gesänge, mit denen man Geschlechtspartner zu sich ruft. Die Wirkung der Lieder ist für den Besungenen unwiderstehlich. Die Kraft der Worte bricht jeden Willen. Gestern, als ich Bol besuchte, haben wir von meiner Kassette die Gesänge an die Liebe, die Schönheit und das himmlische Erleben von Annette Peacock gehört – und waren wie verzaubert. Ihre Gesänge wirkten auf Bol genauso wie auf mich. Für Bol war klar, dass diese außergewöhnliche Sängerin ein große Zauberin ist, dass sie eine Frau ist, die von den Dingen weiß. Das *ist* Magie und nichts anderes. Es gibt keine andere Erklärung. Mir geht immer wieder O'Keefe's Postulat *Magic is real* durch den Kopf.



25. Mai 1983

Gestern Nachmittag bin ich mit K'in Paniagua und Paco auf die Jagd gegangen. Mehrere Leute haben in den vergangenen Tagen den „Gesang" der Brüllaffen gehört. So zogen wir aus, um Fleisch heimzutragen. Unterwegs erklärte mir K'in Paniagua: „Jetzt sind die Brüllaffen sehr köstlich, sie haben keinen Geruch mehr, denn sie sind von den Bombox-Früchten ganz fett geworden." Ich fragte ihn, warum denn die Brüllaffen keinen Geruch mehr haben, wenn sie fett sind. – „Sie haben keinen Geruch mehr, weil sie fett sind." – So antwortete er mir. Es war so, als ob er sage: „Das ist eben so." Mir ist oft aufgefallen, dass Erklärungen der Lakandonen oft für mich nicht ausreichen, dass ich mehr wissen möchte, als man erklären kann. Die Lakandonen sind in ihren Erklärungen sehr genügsam, denn es ist eben so und nicht anders. Dies nenne ich „die Genügsamkeit der Erklärung".

Beim Mittagessen saß ich allein, denn Chan K'in war allein mit seiner jungen Frau in den Wald gegangen (wahrscheinlich, um sich zu amüsieren). Als ich so saß und mir die alte, wohl erleuchtete Koh I mein

Mahl servierte, dachte ich daran, wie ich mich wohl beim Abschied von Naha' fühlen werde. Ich weiß, dass mir viele Lakandonen ans Herz gewachsen sind und ich sie sehr liebe, gerne mit ihnen zusammen bin; vor allem bei Jagdausflügen wie gestern. Ich weiß auch, dass ich nach meiner Abreise im September nicht mehr hierher zurückkehren werde. Andere Dinge warten auf mich. Ich glaube, es wird in mancher Beziehung hart sein, von Naha' Abschied zu nehmen.

Chan K'in Presidente hat mir meine Post aus San Cristóbal mitgebracht. In einem Brief schrieb mein Vater, dass neue Denkrichtungen „in" und gefragt seien. Er meinte, dass die Deutschen noch viel von den Ethnologen lernen können. Vielleicht ist es so. Aber was können die Deutschen von einem anarchischen Dschungelvolk schon lernen? Wäre nicht die beste Therapie für einen jeden, ein Jahr lang außerhalb seiner kulturellen Umgebung und sozialen Zeit zu leben? – So wie ich zur Zeit zwei Kulturen in der Brust trage! Ich glaube, es nützt nichts, den Deutschen zu predigen, wie und was sie von einem winzigen Häufchen Menschen lernen können oder sollen. Man muss es am eigenen Körper und Geist erleben, leben und verstehen. Wie soll man einem Volk das Lachen beibringen, wenn sie nichts Erfreuliches mehr sehen können? Wie soll man einem Volk das Lieben beibringen, wenn es nichts gibt, das man lieben kann? Wie soll man einem Volk beibringen, auf die Stimmen der Vögel zu achten und danach ihr Verhalten zu strukturieren, wenn es keine Vögel mehr gibt? Wie soll man einem Volk die Gelassenheit beibringen, wenn es sich selbst zu wichtig nimmt? Wie soll man einem Volk das Atmen beibringen, das Schlipse und BHs als wesentliche „kulturelle" Errungenschaften ansieht? Wie soll man einem Volk das Gleichgewicht beibringen, wenn es keine Baumstämme und Felsen mehr gibt, über die man balancieren kann? Wie soll man einem Volk die Toleranz, den Grundstein eines friedlichen sozialen Seins beibringen, wenn täglich Tausende von Lügen produziert werden? Was kann ich schon zur Rettung der Deutschen beitragen, kann ich doch nicht einmal zur Rettung der Lakandonen beitragen?

Ich weiß, dass ich auf den Grund meiner Seele tauchen und mein Selbst in einem Mandala an den Himmel projizieren werde. In diesem Mandala

herrscht Liebe, rebelliert Anarchie, pulsiert Wildheit und dröhnt ein gewaltiges Lachen. Aber es gibt auch eine silberne Träne. Die gehört Nuk.

Ich werde weiterhin rohes Rehfleisch essen und mich in einen Jaguar verwandeln. Ich sehe die Gesichter der Frauen, wenn ich rohes Rehfleisch verschlinge, genüsslich daran rieche und erkläre, dass es genauso duftet wie eine erregte Frau. Die Frauen lachen und wissen, was ich meine. Sie spüren dann etwas von dem Jaguar.

Ich denke gerade an den Abend, an dem K'in ein Reh geschossen hatte. Ich ging gleich zu seiner Hütte. Dort war schon K'in Mulux mit seiner schönen Frau. Der ganze Raum roch nach Wild, und das Fleisch war noch warm. K'in schnitt ein schönes Bruststück ab und gab es mir – er kennt meine Vorliebe für Wild.

Zuerst starrten mich die Frauen fassungslos an, als ich das Fleisch zwischen meinen Zähnen zerriss, schmatzend zerkaute und verschlang. Dann lachten sie und riefen, dass sie, würden sie das rohe Fleisch gegessen haben, alles wieder auskotzen müssten. Die beiden Frauen blickten sich wissend und verschwörerisch an. Die Frau von K'in Mulux fragte mich breit grinsend und mit Sternen in den weiten Augen, wonach denn das rohe Fleisch riechen würde. Alle lachten herzhaft los, denn ich hatte ihnen ja schon oft genug erklärt, dass rohes Rehfleisch wie eine erregte Frau duften würde.



23. Juli 1983

Bei Sonnenaufgang hat mich Chan K'in geweckt, damit ich mit seinem Sohn und Schwiegersohn zu den neu angezapften Pinien gehen konnte. Ich war in der prallen Welt des Dschungels.

Chan K'in hat gerade die ersten reifen Maiskolben den Göttern, die zurzeit ja auch meine Götter sind, dargebracht. Er hat so viele Maiskolben

geopfert, wie Mitglieder in seiner Familie sind. Er hat auch einen für mich geopfert. Ich esse ihn gerade.

Oh, herrlich, ich habe wieder Wildfleisch gegessen! Und dazu noch selbst geschossenes. Nachmittags wollte ich nochmals in die Milpa gehen, um einen Pilz zu fotografieren, der das „Tragnetz des Opossums" heißt.[54] Unterwegs bin ich auf einige Papageien gestoßen und habe einen erlegt. Dann begann es so stark zu regnen, dass ich nichts mehr sehen konnte. Und so blieben die anderen verschont. Koh II hat mir den Papagei zubereitet. Das würzige Wildfleisch des Papageien schmeckt wirklich unvergleichlich gut. Vor allem das zarte Innenbrüstchen. Koh II hat für sich den ganzen Balg abgezogen, der bald ihren dicken Zopf zieren wird.

Jetzt ist wieder Regenzeit, und es regnet fast pausenlos. Beim Abendessen sagte Chan K'in, dass es früher im Juli niemals so viel geregnet hat. Es ist wohl der Ausgleich für die sehr trockene und heiße Trockenzeit.



28. Juli 1983

K'in kam gerade zu Besuch. Er will mir noch mehr Heilsprüche beibringen! Und er will mir noch einen funktionstüchtigen Pfeil & Bogen machen und schenken. Dabei habe ich gedacht, dass ich schon sämtliche bekannten Zaubersprüche aufgezeichnet, transkribiert und übersetzt hatte. Aber es kommt halt immer wieder etwas Neues, Unerwartetes.



30. Juli 1983

Seit Tagen nun quält mich ein Durchfall. Als ich vorgestern zum Donnerbalken ging und zu flüssig mit der Regierung plauderte, beschaute

ich aufmerksam meine Hinterlassenschaften. Darin krabbelte ein dicker Wasserkäfer. Sollte der vielleicht in meinem Darm diese Aufruhr ausgelöst haben? Ich wusste es nicht, es ist aber durchaus möglich. Die Lakandonen wissen, dass man gelegentlich mit dem Flusswasser Eier vom Wasserkäfer verschluckt. Diese Wasserkäfer wachsen dann im Darm und bringen einen langsam um. Ich wusste nicht, ob der Käfer tatsächlich aus meinem Darm kam oder nicht. Auf jeden Fall war er sofort für mich die materialisierte Ursache meiner mysteriösen Darmerkrankung. Seitdem bin ich wieder gut bei Kräften und in fantastischer Laune.

Gestern Vormittag war ich vom Jagdglück begleitet. Ich ging zu den Pinienhainen am Ho' Petha' und stieß unterwegs auf einen Papageienschwarm, der sich auf einem Dschungelriesen niedergelassen hatte. Automatisch lud ich das Gewehr und legte an. Der Papagei, der zu meinem Ziel wurde, war fast vollständig von dem Korn verdeckt, und dennoch: Mein Körper wusste, dass ich treffen werde – und schon fiel der getroffene Papagei mit großer Wucht ins Unterholz. Ich muss gestehen, dass sich schnell etwas Jägerstolz in mein Herz schlich, habe ich doch den Papagei von einem etwa 60 Meter hohen Baum heruntergeholt. Ich traf noch einen weiteren Papagei. Mir ist recht rätselhaft, wieso ich auf einmal ein so guter Schütze geworden bin. Dabei hatte ich mir in meiner Jugend geschworen, niemals ein Gewehr anzufassen …

Auf dem Rückweg habe ich dann noch einen Kokchan, einen Verwandten des berühmten Quetzalvogels, geschossen. Das Gefieder auf seinem Rücken schillerte gold-grün, genau wie die Federkrone Moctezumas.

Mittags kam dann ein neues, für mich ganz und gar neues Erlebnis auf mich zu. Mateo viejo kam mit bebender, zittriger Stimme zu Chan K'in und bat ihn, eine Divination zu machen. Sein Sohn Tulix Ho' sei von einer Schlange gebissen worden. Ich lief hinter Mateo her, der sofort zu den Göttern sprach, und fragte ihn, was für eine Schlange es war: Es war eine *u chukih*, die einzige wirklich tödlich giftige Schlange, die es hier gab.[55] Ich rief ihm noch zu, dass ich das Gegengift habe und rannte zu meiner Hütte. Ich schnappte den Beutel mit dem Serum, Spritze usw. und „flog“ zu Tulix

Ho's Lager. Ich inspizierte genau die Bisswunde und bereitete alles für die Injektion vor. Ich nahm kaum etwas von meiner Umwelt wahr, ich war wie in einer Art Trance. Dann gab ich ihm nach bestem Wissen und Gewissen die Spritze. Als alles erledigt war, schossen mir die Tränen in die Augen und das Adrenalin in die Beine. Ich bewachte den armen Kerl eine Stunde lang. Er hatte keine allergische Reaktion gegen das Serum; es schien schnell zu wirken. Ganz erleichtert kehrte ich zu meinem Essen – Papageienfleisch in Maissoße – zurück. Es ist ein eigenartiges Gefühl, ein Menschenleben zu retten …

Der alte Chan K'in war froh über meine Aktion und erzählte mir, dass es früher kein Serum gegeben habe. Aber früher kannten die Lakandonen einen Zauberspruch gegen den Biss der tödlichen Schlange. Diesen würde heute niemand mehr beherrschen. Alle hätten davor zu viel Angst. Denn, wenn man die Worte nicht richtig erinnert, wird man selbst von einer *u chukih* gebissen werden. Chan K'in berichtete noch, dass er als Kind mehrmals gesehen hätte, wie ein Schlangenbiss erfolgreich mit dem entsprechenden Zauberspruch geheilt werden konnte.

N.N. hat mich wieder in die Lehre genommen. Er kennt noch mehr Zaubersprüche, als er früher zugegeben hatte. Jetzt will er mir alle beibringen. Alle zwei Tage einen neuen.

Als ich am Nachmittag nach Tulix Ho' sah, war ich überglücklich. Er war wieder gesund und bei guter Laune. Er hatte den Schlangenbiss überlebt. Tulix Ho' rief dann nach seinem Schwager. Der sollte mir etwas Nasenbärenfleisch schenken. Das Fleisch war unglaublich köstlich.



3. August 1983

Endlich gärt wieder eine Balche' im Kanu vor dem Götterhaus. Als ich die Zeremonialgegenstände hervorholte, war es so, als seien sie Jahrhunderte

unberührt gewesen und hätten heimlich Kraft gewonnen. Dabei war die letzte Balche'-Zeremonie erst vor sechs Wochen.

Beim Herrichten der Geräte kamen die Männer, deren Frauen schwanger sind, um etwas mitzuhelfen. Unterlassen sie dies, wird die Balche' nicht aufschäumen. Der alte Chan K'in erzählte von seiner Begegnung mit dem Reh im Götterhaus. Das Reh kam außer Atem in das Götterhaus hinein und verweilte dort einen Augenblick. Es schien auf der Flucht vor einem Bären zu sein. Das Reh schaute zu den Götterschalen. Als Chan K'in einen Holzschemel nahm, um das Reh zu erschlagen, flüchtete es wieder aus dem Götterhaus und verschwand im Unterholz. Die Männer diskutierten die verschiedenen Möglichkeiten. Entweder war es ein gehetztes Tier, dass die Orientierung verloren hatte, oder es war eine Göttin, die gekommen war, um nach den Götterschalen zu schauen, oder es war ein Zauberer, der die Gestalt eines Rehes angenommen hatte, um irgendwelchen Schaden anzurichten.

Als ich die Balche' besprach, sah ich all die Dinge, die in dem Spruch genannt werden, mit großer Deutlichkeit vor meinem Auge. Das Kanu wurde zu einem Krokodil und zu einem gewaltigen Kessel zugleich. In einem riesigen, trichterförmigen Strudel wurden all die giftigen Tiere dort hineingesogen und schufen ein starkes Gebräu. Die Schlangen krochen über das Kanu, die Fische schwammen in der Lösung und die Wespen, Hummeln und Hornissen schwirrten durch die Luft. Zum Schluss ging eine riesige, violette Balche'-Blüte vor mir auf. Der Duft des köstlichen Waldhonigs und der so unheimlich wirkende weiße Saft der frischen Rinde stiegen in meine Nase; die Sonne brannte auf meiner Haut. Es war eine sehr alchemistische Sitzung. Die Vision war so intensiv wie auf LSD. Übermorgen werden wir das Resultat spüren.

Als wir beim Abendessen waren, zog ein sehr kräftiges Gewitter auf. Ganz in der Nähe donnerte es gewaltig. Chan K'in erklärte zu meiner Freude und zur Erheiterung und Beruhigung der Kinder, dass ein Kisin den Göttern seinen Arsch gezeigt hätte und dafür von dem Regengott mit einer blauen Steinaxt geschlagen wurde. Das war das Donnern. Jetzt sei der Kisin mit brennendem Hintern in einen Baumstumpf gefahren.



4. August 1983

Als ich heute Nachmittag K'ayums Einladung zum Atole-Trinken folgte, herrschte dort eine sehr gute und total sexuelle Stimmung. Er tauschte sehr schleimige Zungenküsse mit seiner Frau aus, und sie griff nach seinem Schwanz. Sie scherzte mit mir über das Getränk, dass sie vor mich hinstellte. Es sah aus wie ein Riesenberg von Ejakulat. Die Wirkung des süßen Maistrunkes war sehr eigenartig. Nachdem ich die Schüssel geleert hatte, stieg in mir eine große Hitze hoch und mir wurde leicht schwindelig. Dann war ich plötzlich wie angetörnt. K'ayum und sein Schwager lachten. Ihnen ging es genauso. K'ayum sagte, dass der neue Mais eben sehr kräftig sei. Aber es war der Honig. Es war ein psychoaktiver Honig, gesammelt von stachellosen, schwarzen Dschungelbienen.

Ich habe heute den ganzen Tag mein alchemistisches Gebräu betreut und bewacht. Ich bin wirklich gespannt, in welche Welten wir morgen getragen werden. Wird der Balche'-Saft seine Wirkung tun? Werden die Wespen und Schlangen ihr Gift gespendet haben?

Als ich das Götterhaus reinfegte, damit die angesprochenen Götter heruntersteigen und uns beim Ritual besuchen und beschützen werden, war mir auf einmal klar, dass das „Fest" seinen Ursprung in der rituellen Einnahme von psychoaktiven Drogen haben muss. Es ist das gemeinsame Fliegen.



8. August 1983

Mein Balche'-Gebräu war ein wahrer Hirnhammer. Die meisten Seelen lagen geköpft im Götterhaus oder im Unterholz oder, mit Glück, in ihren

Hängematten.

Die Zeremonie begann hervorragend. Alle Teilnehmer schienen in guter Stimmung zu sein. Chan K'in brachte mir noch die Sprüche bei, mit denen man dem Unterweltgott seinen Trunk darbringt.

Die kräftige Balche' drang sofort unter die Hirnschale und in den Unterleib. Eine sehr schöne Wirkung.



9. August 1983

Das Ende meines „Forschungsjahres" rückt in bedrohliche Nähe. Mit meiner Arbeit komme ich langsam zum Ende und zum Höhepunkt. Ich entdecke ständig neue Zaubersprüche und werde tiefer und tiefer in das geheime Wissen eingeführt. Ich bin plötzlich hier und ganz hier. Ich fühle mich mehr den je als Lakandone, besonders wenn ich mit den anderen zusammenhocke.



11. August 1983

Es scheint zu spuken. Zuerst gab es merkwürdige Geräusche in der Nähe meiner Tür. Als ich dorthin leuchtete, war nichts zu sehen, und die Hunde begannen zu bellen. Chan K'in fragte mich von seinem Haus aus, was die Hunde denn sähen. Ich wusste es nicht. Ich ging zu ihm und er fragte, ob er noch einen Vitamintrank haben könne. Ich ging in meine Hütte, um die Brausetabletten zu holen. Ich nahm die Röhre von meinem Bett, und da hörte ich Schritte direkt an meiner Hintertür. Es klang wie das Nahen eines Tieres von der Größe eines Jaguars. Es kam direkt auf mein Haus zu. Ich nahm meine Scheinwerfertaschenlampe, lief zur Tür hinaus und leuchtete alles ab: N i c h t s, es war absolut nichts zu sehen.

Ich brachte Chan K'in die Vitaminbombe und berichtete. Er meinte, es war wohl eine Seele oder ein Kisnin Kah. Chan K'in Presidente kam und fragte, was ich denn gesehen hätte. Ich beschrieb ihm die Phänomene. Auch er hatte vor zwei Nächten Ähnliches erlebt. Die Nacht davor war Paco davon heimgesucht worden.



15. August 1983

Es wird eine neue Balche' geben. Ich habe heute Nachmittag einen großen Baum gefällt und die Rinde vom Stamm geklopft. Morgen früh, wenn Chan K'in die ersten gekochten Maiskolben und den ersten Maistrunk vom frischen Mais darbringt, werde ich mich der alchemistischen Braukunst widmen. Ich habe Chan K'in gebeten, dass wir die Balche' wieder aus den Krügen trinken und den „Kopf" dem Unterweltgott zusprechen. Er war sofort einverstanden.

Zurzeit bemüht er sich sehr darum, dass ich die letzten Feinheiten seiner Sprache verstehe und die Zeremonialsprache verinnerliche. Er belehrt mich ständig. Ich sitze immer nur da und versuche mir alles einzuprägen und zu behalten, denn es wird die Zeit kommen, in der ich reproduzieren muss.



16. August 1983

Der heutige Tag gehörte ganz den Göttern. Morgens hat Chan K'in den ersten gekochten Mais und einen Maistrunk dargebracht. Bei dem Mais war auch „mein" Mais dabei, die Früchte meiner Arbeit. Es war ein schönes Gefühl, zu sehen, wie meine Arbeit, mein Verhalten, mein Dasein in die Lakandonenkultur eingeflochten wird, wie ich selbst, wie Teile von

mir, ein Teil der lakandonischen Welt werden. Ich habe mich unheimlich gefreut, als ich mit den Männern in einer Reihe gen Osten blickend, die Kürbisschale mit den gekochten Maiskolben von Chan K'in Presidente empfing.

Ich habe während der Vorbereitung des Maisopfers eine Balche' angesetzt. Ich muss immer wieder dabei schmunzeln, ist doch der Anthropologe zum besten Braumeister, ja gar zum Alchemisten geworden. Ich bin gespannt, was es diesmal für ein Gebräu wird. Der kleine Chan K'in hat mit seinem jüngeren Bruder per Machete den Rasen vor dem Götterhaus gestutzt, damit wir darauf gut unseren Rausch ausschlafen können.

Die Rinde, die ich diesmal vom Stamm geklopft habe, scheint stärker als die letzte zu sein; sie duftet viel intensiver. Ein deutlicher Geruch von Alkaloiden.



18. August 1983

Heute, bei der Balche', habe ich zum ersten Mal sehr deutlich die halluzinogenen Eigenschaften erlebt. Lebende Tragnetze, kriechende Schatten und Feuerechsen. Ich habe seit langem wieder Gefühle gesehen.

Chan K'in ist während der Zeremonie gestürzt. Bol und ich haben ihn dann in seine Hängematte gebracht. Anschließend habe ich all mein Wissen und Können zusammengerafft und den „Kopf" der Balche' dargebracht. Ich habe für Chan K'in und Koh I, ja sogar etwas für mich gebetet. Es war das zweite Mal, dass ich für meinen Lehrer zu den Göttern sprach, den Rauch, der zum Lieblingstrunk der Götter wird, einfing und den Kranken brachte.



19. August 1983

Heute Morgen hatte ich einen Zusammenstoß mit einer Schlange, als ich Palmenwedel für die Ausbesserung des Daches vom Götterhaus schlug. Ich hätte fast in sie hineingegriffen. Die Lakandonen glaubten, dass es sich um eine sehr giftige Schlange handele. Chan K'in war sich sicher, dass die Götter noch nicht meinen Tod wollen, da mich die Schlange nicht gebissen hat. Ansonsten bestimmte er, dass heute ein schlechter Tag sei, denn Antonio hatte sich auch noch Palmenstachel in den Arm gejagt.

Gestern Nacht, als ich zum Pinkeln aufgestanden war, sah ich eine Gestalt, die ihren Kopf in K'ins Küche gesteckt hat. Ich dachte zuerst, dass es seine Frau oder er selbst gewesen sei. Aber als die weiß gekleidete Gestalt ins Freie trat, sah ich, dass sie einen weißen Kopf hatte. Dann verschwand sie spurlos ins Nichts. Ich war sehr verstört. In meiner Schlaftrunkenheit führte ich diese Erscheinung auf die Balche'-Rinde zurück. Sah ich doch immer noch in der Dunkelheit kreisende Würfel und eigenartige, tunnelartige und schemenhafte Lichtspiele.

Abends erzählte ich K'in und seiner Frau von der „Sichtung". Wir diskutierten alle verschiedenen Möglichkeiten durch. Entweder war es ein Dämon, ein Hund, der zum Menschen wurde, ein Einbrecher, eine Seele oder gar ein Gott. K'in meinte, dass es durchaus geschehen könne, dass ich einen Gott erschauen würde, da ich mich genau wie ein Urahne benähme.



20. August 1983

Wir haben uns über all die seltsamen Erscheinungen der letzten Monate unterhalten und darüber gerätselt, was wohl los sei und was das alles bedeute. Ich werde diese Erscheinungen einfach mal aufzählen.

Eines Nachts stand ich auf, weil mich der Druck meiner Blase nicht schlafen ließ. Ich trat aus meiner Hintertür hinaus ins Freie. Als ich gerade

mein Gewand hochhob, kam K'in ganz dicht bei mir vorbei. Ich dachte, wieso sagt er nichts und sieht mir beim Pinkeln zu? Am nächsten Morgen fragte ich ihn, ob ihm mein Schwanz gefallen hätte. Als er ganz fassungslos dreinschaute, fragte ich ihn direkt. Er sagte und war felsenfest davon überzeugt, nachts nicht sein Haus verlassen zu haben.

Als K'in, seine Frau und ich in Palenque waren, hörte Chan K'in Presidente, wie sich K'in mit seiner Frau in ihrem Haus in Naha' unterhielt. Es war später Nachmittag, aber niemand war zu sehen.

Ein anderes Mal hörte Chan K'in die Stimmen seiner Tochter und seines Schwiegersohnes, als er vom Götterhaus zurückkam. K'in und Channuk waren aber in ihrer Milpa.

Vor einigen Monaten wollte Nuks jüngere Schwester, die jetzige Frau von Bol N., ihrer älteren Schwester einige Hühnereier als Geschenk bringen. Als sie zu Nuks Küche kam, drang laut und wütend ihre Stimme heraus und schrie: „Was willst du denn hier?" Die kleine Channuk lief erschreckt davon. Nuk war aber währenddessen mit K'in auf der anderen Seite des Sees. In der Abenddämmerung vor einigen Tagen waren in K'ins Haus Schritte zu hören, und jemand machte sich an der Petroleumlampe zu schaffen. Nuk spürte einen Stich im Herzen und sprang K'in an den Hals. K'ins Haare standen ihm zu Berge und eine gewaltige Kälte durchdrang seinen Körper. Er stand da mit schlotternden Knien und bleichem Angesicht.

In einer anderen Nacht kam etwas Gewaltiges und erschütterte die Planken seines Hauses.

Eines Nachmittags, als Nuk gerade dabei war Maisfladen zu backen, kam K'in zurück. Er betrat wort- und blicklos die Küche, legte sich in seine Hängematte. Nach einigen Minuten stand er wieder auf – immer noch wortlos – und ging wieder fort. Nuk wunderte sich sehr über sein seltsames Verhalten und ging hinter ihm her, verlor ihn aber aus den Augen. Sie ging runter zur Hütte ihres älteren Bruders. Da war ihr Mann K'in und unterhielt sich mit Chan K'in Presidente. Alle waren erstaunt über Nuks Bericht.

Ich weiß nicht recht, was ich über all diese „paranormalen“ Erscheinungen sagen oder denken soll. Nach meinem Lakandonendenksystem weiß ich jedoch sehr wohl über diese Phänomene Bescheid. Aber wie übersetzen? In meiner Mutterkultur stehe ich als Spinner da. Vielleicht behalte ich all dies für mich. Was soll's, das Wissen über solche Dinge herauszuschwatzen. Ich will kein verhinderter Castaneda werden …

Ich werde immer vertrauter mit den Tieren des Dschungels. Heute Morgen, als ich zu den Pinien ging, sah ich einen *sän-ho'*, einen *viejo del monte* („Alten des Waldes“), einen Weißkopfbären. Er ist sehr einfach, ihn an seinem lang gestreckten, schwarzen Körper und dem schneeweißen Kopf zu erkennen. Er kann unglaublich schnell auf seinen kurzen Beinen laufen. Er legt in seiner Höchstgeschwindigkeit bis zu dreißig oder vierzig Stundenkilometer zurück. Er jagt, genauso wie ich, hinter seiner Lieblingsspeise, jungen Rehen, her. Die Rehe fallen ihm meist auf sehr schmerzhafte Weise zum Opfer. Er beißt ihnen in den Anus und reißt das Gedärm heraus. Dann erst beißt er ihnen die Kehle durch. Zuerst frisst er die Eingeweide und danach so viel Fleisch, bis er satt ist. Den Kadaver lässt er den Geiern und verschwindet im Unterholz.

Die Erscheinungen lassen nicht nach. Am Nachmittag raffte ich meine Dinge zusammen, die ich für meine Arbeit mit Bol brauche. Ich hörte, wie sich K'in mit Nuk in der Küche unterhielt. Türen und Fenster waren weit geöffnet. Ich dachte, dass er weiter eifrig an seinen Pfeilen und Bögen arbeitete, da er morgen nach Palenque fahren will, um etwas Geld zu machen. Als ich dann zu Bol ging, traf ich unterwegs K'in samt Familie. Ganz verwirrt fragte ich ihn, wieso er denn da sei, da er doch in seinem Haus wäre. Er schickte Nuk, nach dem Haus zu sehen. Sie kam zurück, hatte aber nichts Außergewöhnliches bemerkt. Ich war ganz verwirrt. Wo war nun K'ins Seele? Welches war Nuks Seele?



21. August 1983

Ich scheine anscheinend zwischen verschiedenen Schichten der Wirklichkeit zu pendeln. Heute Morgen nach dem Frühstück ging ich auf Chan K'ins Bitte in die kleine Milpa beim Götterhaus, um den Eichhörnchen aufzulauern, die einen großen Schaden am Mais anrichten.

Als ich durch das Feld ging, sah ich eine Staude, die sich hin und her wog. Es war aber vollkommen windstill und alle anderen, umstehenden Maispflanzen waren regungslos. Ich besuchte die wundersame Staude, konnte aber bei genauem Betrachten nichts, absolut nichts Außergewöhnliches feststellen. Ich dachte noch, dass ich mir einen Platz in der Nähe dieser Staude zum Auflauern suchen müsse. Ich ließ mich auf einem vor Monaten von mir gefällten Baumstamm nieder und zündete eine Zigarre an. Ich verfolgte den Rauch mit meinem Blick und streckte meine Ohren in die Dschungelsymphonie.

Bald hörte ich ein Flügelschlagen dicht hinter mir. Ich nahm mein Gewehr und drehte mich langsam um. Auf dem dünnen Ast eines abgestorbenen Baumes saß ein mir unbekannter Vogel von der Größe einer Taube. Der Baum war vielleicht fünf bis sechs Meter von mir entfernt, und der stillsitzende Vogel war ein sicheres Ziel. Ich legte an, drückte ab und der Vogel zerstob in tausend Federn. Aber aus dem Zentrum der Explosion flog der Vogel unversehrt heraus und weit hinter mir ins Maisfeld. Ich lief hinter ihm her. Aber da war keine Spur mehr von ihm zu sehen. Nichts rührte sich. Ich ging zu dem trockenen Baum, um mir die Federn des Vogels anzusehen, aber da war nichts. Nicht der kleinste Fitzel einer Feder. Weit und breit nichts. Ich blickte hinauf zu dem dünnen Ast, auf dem der Vogel gesessen hatte. Aber da war kein Ast. Ich rauchte meine Zigarre zu Ende und ging nach Hause.



22. August 1983

Ich habe mein merkwürdiges Jagderlebnis Tanacio, einem der erfahrensten Jäger von Naha', erzählt. Er rief sofort, dass es unmöglich ein richtiger Vogel gewesen sei. Aber er wusste auch nicht, was es war, und erzählte mir sogleich eine ähnlich seltsame Geschichte. Eines Nachmittags sah er ein sehr großes und sehr rotes Reh. Es stand fast bewegungslos in dem trockenen Flussbett, das nur zur Zeit der Regenmonde Wasser in den See von Naha' leitet. Er verschoss sein ganzes Magazin, das 25 Patronen fasste. Das Reh wich nicht von der Stelle. Tanacio sah, wie ihm das Blut aus Hals und Rücken spritzte und das Unverdaute aus seinem durchlöcherten Darm hervorquoll. Aber das Reh schien von all dem nichts zu merken. Dann sprang es davon. Tanacio verfolgte die deutliche Rehfährte bis zum nächsten Morgen. Von dem Reh war aber nichts zu sehen.

Chan K'in sagte, dass Chembel Nukuch Nah, einer der vielen wandernden Götter des Waldes, Tanacios Jagdgeschick auf die Probe gestellt hätte.

Als ich nachmittags in meiner Hängematte lag und eine Zigarre schmauchte, kam plötzlich ein Strom Wanderameisen in meine Hütte. Sie wanderten unter meine Hängematte. Da aschte ich von der glühenden Zigarre etwas in ihren Weg. Sofort bogen sie rechtwinkelig ab. Mit einer weiteren Prise Tabakasche konnte ich den Strom wieder aus meiner Hütte heraus dirigieren. Zum Glück hatte ich zur rechten Zeit den rechten Tabak zur Hand. Denn diese Ameisen stellen im Dschungel die größte Gefahr dar; sie sind viel gefährlicher als Spinnen, Skorpione und Schlangen. Sie sind extrem gefräßig. Jedes Tier, das auf ihrem Weg liegt, wird sofort entbeint. Zurück bleibt nur ein Haufen Knochen.

Ich berichtete K'in von dem seltsamen Vogel auf der kleinen Milpa. K'in meinte, dass es dieselbe Wesenheit sei, die ich damals mit weißem Haupt vor seinem Haus gesehen und deren Stimme ich in seiner Küche gehört hatte.

K'in und ich machten es uns in den Hängematten gemütlich. Wir plauderten so daher, als wir plötzlich eine Männerstimme im Gebüsch

hörten. Aber im Schein der Taschenlampe war nichts zu erkennen. Etwas später zog etwas Weißes an der Hintertür der Küche vorbei. Die Wesenheiten sind immer noch um uns herum.



23. August 1983

Seit Tagen versuche ich, den letzten mir unbekannten Zauberspruch aufzunehmen. N.N. ist so zögerlich wie niemals zuvor. Er fragt mich ständig, ob ich wirklich Ch'äkbil'ok lernen möchte. Natürlich möchte ich! Aber er zögert und zögert. Ich weiß gar nicht, warum.

Schließlich sagte er, wenn du willst, dann komm mit ins Götterhaus. Ich nahm meinen Kassettenrekorder und ging zur vereinbarten Zeit zum Götterhaus. Als N.N. dort ankam, sah er ständig um sich, als verfolge ihn irgendjemand. Er sagte, das Götterhaus sei nicht sicher genug. „Lass uns in den Dschungel gehen." Wir suchten uns ein einsames Plätzchen, hockten uns nieder und begannen mit der Aufzeichnung. N.N. war sehr nervös, wie noch niemals zuvor. Ständig blickte er um sich herum, ob da auch keine Fledermäuse flattern und die Worte davontragen würden.

Gut. „Du musst extrem vorsichtig sein. Sieh zu, dass keine Wörter von den Fledermäusen aufgeschnappt und davongetragen werden. Du musst dir die Worte genauestens einprägen!" – „Ja klar." Ich kannte ja schon die Prozedur.

Es war der Zauberspruch, der unter dem Namen Ch'äkbil'ok bekannt ist. Er bedeutet so viel wie „ins Bein geschlagen oder geschnitten". Damit wird der Blutfluss gestillt, der aus einer Wunde im Bein quillt. N.N. hat den Spruch sehr sorgfältig vorgetragen und mir die Worte, die mir bis dahin unbekannt waren, genauestens erklärt. Ich habe alles mitgeschnitten. N.N. warnte mich vor der Kraft dieses Zauberspruches.

Ich machte mich sogleich an die Transkription. Es fiel mir sehr leicht. Ich konnte alle Worte verstehen und begann sofort mit der Übersetzung.

Ich habe den ganzen Abend mit dem Spruch zugebracht. Ich konnte ihn fast auswendig. Als ich mich hinlegte, kreisten mir ständig die Worte durchs Gehirn. Ich war müde und zufrieden. Hatte ich doch die Worte des letzten Spruches gut eingefangen.
So beginnt der Zauberspruch Ch'äkbil'ok:

Kanahan
Dann setzte ich mich hin
Sie ist zerschnitten
Die Weiße Liane
Sie ist zerschnitten
Er quillt heraus und erstarrt
Der Saft
Der Weiße Kaugummibaum
Der ot'-Kaugummibaum
Ihre Säfte
Sie quillen heraus und erstarren
Der Saft des Brotnussbaumes
Die Mörderfeige
Die kleine Mörderfeige
Die Echte Mörderfeige
Das ist ihr Saft
Schnell erhebt er sich
Quillt heraus und erstarrt
Es kommt der Saft
Dann ist es vorbei
Dann habe ich es zugeschmiert
Der dicke Kautschuksaft
Dort ist er herausgepresst
Aus dem Loch
Die ta'k'-Pflanze
Sie kommt
Ihr zarter Trieb
Die Weiße Heliconia

Das Herz der ch'ib-Palme
Die payok-Palme
Die kleine ch'ib-Palme
Die holop-Liane
Die Pfefferpflanze
Ihr zarter Trieb
Er ist es, der da kommt
…

Es werden zahllose Dschungelpflanzen in dem Zauberspruch beschworen, die beim Anschneiden bzw. Einschneiden oder bei Schlagverletzungen Saft, Latex, Harz oder Gummi ausscheiden. Diese Pflanzen stehen symbolisch für das verletzte Bein des Verwundeten, genau genommen für die Knochen (Harthölzer) und für die Adern (Stauden, Palmen). Schließlich werden die verschiedenen Bienenarten des Dschungels angerufen. Sie sollen mit ihrem Wachs die Wunde verschließen. Der Zauberer ruft also alle Pflanzen herbei, die sich mit ihren Säften selbst heilen können, und überträgt so deren Eigenschaften auf das verwundete Bein. Zum Abschluss wird die Wunde mit Wachs beschmiert. Der Zauber ist vollbracht.

Am nächsten Morgen ging ich mit den Kindern in die Milpa. Wir wollten ein Stück roden, um ein Tabakfeld anzulegen. Es war schönes Wetter und die Arbeit machte Spaß. Es freute mich, endlich mein Ziel erreicht zu habe. Wir lichteten das Unterholz. Da stand ein Baum vor mir. Ich holte mit der Machete aus, schlug zu und sauste mit dem Stahl durch das morsche Holz. Damit hatte ich nicht gerechnet. Mein Schlag war viel zu stark. Und mir fuhr die Schneide der Machete in den Unterschenkel. Ich schrie laut auf. Die Kinder eilten herbei und starrten fassungslos auf die offene Wunde. Jetzt wäre es gut, wenn jemand den Zauberspruch Ch'äkbil'ok kennen und auf mich anwenden könnte. Aber weit und breit war kein Erwachsener da, um mich besprechen zu können. Da setzte ich mich hin, um mich selbst zu besprechen. Ich durfte die Worte nur denken,

nicht aber laut sprechen. Ich spukte auf die Wunde und fing an, den Spruch innerlich zu rezitieren. Als ich fertig war, stoppte die Blutung, sehr zum Erstaunen der Kinder. Auch ich war erstaunt. Ich rief alle zusammen, um die Arbeit für heute abzubrechen. Ich wollte den eventuellen Echoeffekt umgehen. Die Lakandonen glauben, dass sich ein Unfall wiederholen könnte, wenn man nicht die Arbeit niederlegen würde. Also gingen wir zurück zum Dorf. Mein Bein war blutverkrustet, schmerzte aber kaum. Als wir aus dem Wald kamen, stand N.N. am Weg und rief mir zu. „Na, hat dich der Spruch versucht?“ Ich blickte ihn fassungslos an. Sofort erklärte er mir, dass es immer so sei, wenn man Ch’äkbil’ok lerne, werde man sich am nächsten Tag verletzen. Der Spruch würde einen testen. Er wollte mir das vorher nicht sagen, aber jetzt sei er froh, denn offensichtlich habe ich die Worte gut behalten.

Das war der richtige Paukenschlag. Offensichtlich habe ich mich in der unsichtbaren Welt bewährt.



24. August 1983

Ich habe gerade K’in getroffen. Er hatte zitternde Arme und Beine. Er sagt, er wisse gar nicht warum. Er habe heute Mittag plötzlich all seine Kraft verloren. Seine Arme und Beine seien kalt und wie eingeschlafen. Er glaubt, dass es vielleicht von den Hirschhörnern käme, die er morgens von zwei Tzeltalen gekauft hatte. Er hatte sich sehr über das merkwürdige Aussehen und leichte Gewicht der Geweihe gewundert. Vielleicht hatten sie ihm die Kraft aus den Armen gesaugt, als er sie angefasst und betrachtet hatte. Aber er hat sie an seinen Hauspfosten genagelt, um daran seine Taschen aufzuhängen. Weiterhin berichtete er, er sei am Morgen einem Dämon begegnet. K’in lag auf seinem Bett, noch im Halbschlaf. Da hörte er Schritte hinter sich, aber Frau und Tochter schliefen noch. Er wurde ganz wach. Da fühlte er auch schon eine Hand, die seinen Rücken

berührte. Er schrie laut auf und weckte dadurch seine Frau. Er fühlte noch einen Kälteschauer, aber es war nichts zu sehen.

In seinem Traum hatte er einen Königsgeier gesehen. Das bedeutet, dass jemand in einer Höhle zu den Göttern gebetet hat und um den Tod K'ins flehte. K'in meinte, dass es vielleicht N.N. gewesen sei.

Langsam habe ich das Gefühl, dass diese Schwemme von Erscheinungen etwas damit zu tun hatte, dass ich alle paar Tage einen neuen Zauberspruch lerne. Es ist wie ein Aufruhr in der unsichtbaren Welt. Die vielen beschworenen Geister geistern jetzt durch den Teil des Dorfes, in dessen Mittelpunkt meine Hütte steht. Der gesamte Kosmos besteht aus unsichtbaren Kräften, die sich in verschiedenen Gestalten manifestieren können.



29. August 1983

Als es Mitternacht wurde, meinte K'in, dass wir noch einmal die Hirschhörner, die so geheimnisvolle Wirkungen hatten, untersuchen sollten. Es war eine bewölkte Mondnacht. Wir schlichen in die Küche. Ich näherte mich dem einen Hirschhorn, ohne etwas zu sehen. Da rief mich K'in zum anderen. Er sah, dass die Spitze des Hauptenders grün glimmte. Ich sah hin. Aber da, wo das Geweih am Pfosten angebracht war, war nichts zu erkennen. Es war wie ein schwarzes Loch. Langsam begann in dem Loch eine Art Flechte zu flimmern. Da zog von meinem Kreuz her ein gewaltiger Kälteschauer meinen Rücken hoch und meine Arme bekamen eine Gänsehaut. Ich lief mit K'in schnell ins Freie. Er gab mir eine Decke und hüllte mich darin ein, denn ich drohte zu erfrieren. Die Kälte in meinem Rücken und in den Armen wollte nicht weichen. Was ist bloß mit diesem eigenartigen Hirschhorn los? – Heute Nacht wollen wir es im Wald vergraben, dort, wo niemand vorbeikommt.

Der Geist oder das Wesen, das in dem Hirschhorn sitzt, lässt von K’in nicht ab. Es kam heute Nacht um vier Uhr und hat ihn zu Tode erschreckt. Er hatte danach Schwierigkeiten, wieder warm zu werden.

Als er am Nachmittag in seiner Hängematte lag, fielen ihm die Augen zu. Da sah er, wie eine menschliche Gestalt aus dem Hirschhorn kam und sich auf ihn zubewegte. Er öffnete die Augen, aber die Gestalt kam immer noch auf ihn zu. Er wurde bleich und ganz kalt. Das Wesen rührte ihn an und verschwand wieder. Zwei Tzeltalen, die heute bei K’in vorbeikamen, sagten, dass das Hirschhornwesen das Blut aus seiner Stirn sauge, und dass es einen alten Mann gäbe, der Derartiges heilen könne.

Abends saßen wir in K’ins Küche. Da kam eine männliche Lakandonengestalt zur Küche, lugte um die Ecke und verschwand im Nichts. K’in sprang aus seiner Hängematte, nahm meine Taschenlampe und leuchtete alles ab. Es war nichts mehr zu sehen. Etwas später hörten wir ein Stöhnen, das sich schwer durch die Nacht zog. Es klang, als stürbe ein Mensch.



2. September 1983

Eine Nabili-Zeremonie steht bevor. Es ist das größte zeremonielle Ereignis des ganzen letzten Jahres. Ohne zu übertreiben, glaube ich, dass diese Zeremonie nur auf mein Drängen hin eingeleitet wurde. Sie ist der „Preis“, den ich Itsanohk’uh „bezahlen“ muss. Es ist wirklich ein großes Unterfangen, an dem sehr viele Leute sehr viel zu tun haben. Gleich werden wir die erste Ch’ula’ zum Beginn der Zeremonie trinken.

So, die erste Etappe der Zeremonie ist abgeschlossen. Die Götter wissen jetzt, dass sie neue Stirnbänder bekommen werden. Außerdem liegt es nun in ihren Händen, ob wir morgen früh Affen erjagen werden oder nicht. Finden wir kein Wild, wollen die Götter Bohnen zu essen haben.

Als die drei Frauen Chan K'ins den Mais für die Götter mahlten, war ich damit beschäftigt, im Götterhaus alles herzurichten. Ich dachte dabei, ob wohl jemand von den Töchtern und Schwiegertöchtern kommt, um beim Mahlen zu helfen. Es dauerte nicht lange, da kam Nuk und ging, nachdem sie sich die Hände gewaschen hatte, an die Maismühle.



3. September 1983

Gestern wollte ich eigentlich noch etwas über unsere erfolgreiche Jagd schreiben, aber ich war einfach zu müde. Ich bin schon nachts um ein Uhr aufgestanden. Der Weg war sehr lang und anstrengend, da sich die Affen immer mehr in den dichten Wald zurückgezogen haben.

Wie gut, dass die Götter Fleisch wollen! War doch die erschöpfende Jagd nicht umsonst. Wir haben Spinnenaffen und Brüllaffen nach Hause getragen. Jeder Jäger hat mindestens einen Affen erlegt, und alle haben beim Tragen geholfen. Es ist das erste Mal seit zehn Jahren, dass die Götter wieder Fleisch bekommen! Ich glaube, dass sie ohne mein Drängen auch diesmal nur Bohnen essen würden.

Zwei Szenen unserer Jagd haben sich besonders tief in meine Erinnerung gegraben. Als wir die Spinnenaffenhorde nach stundenlangem Suchen aufgespürt hatten, geriet K'in in ein rechtes Jagdfieber. Nachdem er einen Affen erlegt hatte, war sein Blick ganz verändert. Er war in einer Art Ekstase. In diesem Moment war er nur Jäger. Als wir zum Auto kamen und die toten Affen auf dem Rücken trugen, wurde mir bewusst, was für ein wildes Aussehen wir boten. Unsere Schuhe und Beine waren lehmverschmiert und mit Blutflecken gesprenkelt. Unsere Kleider waren schweiß- und blutdurchtränkt. Unsere Gesichter waren von der Hitze und der schweren Last gerötet, und die Schweißbäche sammelten sich in unseren Kinnbärten. Obendrein waren wir ja auch noch schwer mit Gewehren und Macheten bewaffnet. Kein Wunder, dass die Tzeltal-

Indianer Angst vor den Lakandonen haben und in ihnen nur wilde Menschenfresser sehen.

Ich beobachte gerade eine kleine Spinne, die in dem Deckel eines meiner Karteikästen ihr Netz gesponnen hat. Sie ist dabei, einen kleinen Falter, der von dem Licht der Petroleumleuchte angezogen wurde und dabei in die Falle geriet, mit ihren Bissen zu töten.

Leben heißt Töten. Ohne Töten, ohne Vernichten gibt es kein Leben. Leben ist der ständige Wandel der Materie. Aber lebt nicht das, was ich töte, in mir weiter? Wird nicht das Affenfleisch zu meinem eigenen Fleisch. Wird nicht mein eigenes abgestorbenes Fleisch, das ich zusammen mit dem verdauten Affen ausscheide, die Nahrung der Würmer und Larven, die sich dann zu Fliegen und Käfern verwandeln?

Als ich heute Nachmittag im Götterhaus saß, kam ich ins Grübeln. Da sah mich der alte Chan K'in und fragte. „Was denkst du? Es ist nicht gut, wenn du Gedanken hast. Dann wirst du krank. Lass uns lieber zu den Göttern sprechen." – „Keine Gedanken haben", das wäre die richtige Freiheit.



4. September 1983

Ich habe heute morgen die Balche' angesetzt, in die ich schon seit langem viel psychische Energie gegeben habe. Es war das erste Mal, dass ich den Trunk dreimal besprach, dass ich dreimal den alchemistischen Prozess zelebrierte. Wie der Trunk wohl diesmal wird, wie er wohl wirkt?

Chan K'in hat mir heute Mittag gesagt, dass ich diesmal, bei der Großen Nabili, die Balche' auch an alle Frauen des Dorfes verteilen müsse. Mir wurde klar, in was für einer bevorzugten Position ich mich befand. Das ist schon mehr als teilnehmende Beobachtung. Das ist Initiation, Aufnahme, Akzeptierung, Integration.

Es ist erstaunlich, wie viele Energien von allen Dorfbewohnern in diese Zeremonie fließen. Es gibt so viel zu tun. Ich merke zum ersten Mal, wie die soziale Dynamik innerhalb so einer Zeremonie funktioniert, wie der soziale Zusammenhalt gefördert und gestärkt wird. Wie viel intensiver ist so eine Zeremonie im Gegensatz zum mitteleuropäischen Weihnachten oder Ostern!



5. September 1983

Gestern Abend habe ich seit langem wieder einen unendlichen Frieden gefühlt. Chan K'in und ich haben im Götterhaus übernachtet, um den Schaum der Balche' zu bewachen.

Wir lagen so im Götterhaus und lauschten den Geräuschen des Dschungels und dem Knistern des Feuers, das die nächsten Tage und Nächte nicht verlöschen darf.

Chan K'in erzählte mir Geschichten von den Verwandlungen der Bienen. Und wie wichtig sie seien, denn schließlich liefern sie den Honig, ohne den es keine Balche' gäbe.

Er sagt zu mir, dass es diese Zeremonie nicht gegeben hätte, wäre ich nicht hierhergekommen. In der Milpa beim Götterhaus schrie ein Hayok', der sich daranmachte, unsere gemeinsame Arbeit, den Mais, aufzufressen.

Da begann Chan K'in zu singen. Er sang die Lieder der Urahnen. Es waren schöne Lieder, Lieder, um die Großen Maisfladen zum Leben und Tanzen zu erwecken. Ich war in eine zeitlose Urzeit versetzt, weit weg von Technik und den Problemen der westlichen Welt. Der letzte „Mayapriester“ unterrichtete seinen letzten Schüler. Zum letzten Mal. Diese Zeremonie sollte meine Initiation sein.

Noch niemals zuvor wurde der berauschende Göttertrank mit derart viel Liebe und Sorgfalt zubereitet, nie zuvor erlebte ich derart strenge Reinheitsregeln.

„Du darfst dich nicht mit Seife waschen, solange du als Wächter des Trankes bestimmt bist“, wies mich der Alte an. Ich überlegte, ob Seife in den Dschungelbächen die Götter beleidigen würde. Das wollte ich nicht. Die Götter sollen, so jedenfalls wollen es die Lakandonen, tanzen, lachen, trunken sein. Sie sollen ein gutes Bewusstsein bekommen. Wir sollten alles dafür tun. Denn wenn es den Göttern gut geht, geht es der Welt gut. Sind die Götter verstimmt, ziehen dunkle Wolken durchs Land. Aber die Götter und Göttinnen der Lakandonen sind keine strafenden Richter. Sie wollen, dass es den Menschen gut geht. Denn nur dann können sie den Göttern Opfer bringen. Und ohne Opfer geht es nun einmal nicht. Wer nichts gibt, kriegt auch nichts. Nichts!

„Du musst deine Xikul mit Chilischoten und gebranntem Kalk waschen“, hieß es weiter. An meiner Kleidung sollte kein Geruch haften, der die Götter beleidigen oder mich von meiner Konzentration auf den heiligen Trank abbringen könnte. „Du darfst in der Nacht vor dem Ritual nicht bei einer Frau liegen, nicht deine Genitalien berühren, nicht einmal an süße Verlockungen denken.“ Sexuelle Abstinenz wird bei fast allen archaischen Völkern vor Ritualen gefordert. Das hat nichts mit Prüderie zu tun. Es ist eine Bewusstseinstechnik, die ermöglicht, das eigene spirituelle Potential optimal in eine Richtung, nämlich in die Richtung der Götter, zu bringen. Ich war froh, dass die Lakandonen so locker sind und nur einen Tag Abstinenz vorschrieben. Bei anderen Völkern kann es Tage, Wochen, gar Monate dauern.

Ich hielt mich an alle Weisungen, denn als „guter Ethnologe“ wollte ich natürlich alles richtig machen. Manchmal sagte ich zu Chan K’in, dass ich im Götterhaus oft Angst habe, etwas falsch zu machen und die Götter zu beleidigen. Mild lächelnd erwiderte er: „Selbst, wenn du etwas falsch machst, ist es nicht schlimm. Die Götter sehen nämlich, dass du dich bemühst. Darauf kommt es an.“

Ich war immer wieder verzaubert von dieser sanften Unterweisung, von diesen kleinen Tricks eines großen Familienoberhauptes. Und dachte bei mir, die Ethnologen nehmen so manches viel zu ernst. Wollen besser als ihre Informanten sein … Meine Gedanken zerfielen bei dem plötzlichen

Klang eines alten Zauberliedes. Der alte Indianer saß neben mir und sang eine Beschwörung an den Weihrauch. Er rief mit Hilfe der vier Winde die köstlichen Düfte der Dschungelblüten herbei. Die Suggestibilität des Liedes war so stark, dass ich in einer Vanillewolke in die Welten der Götter getragen wurde. Ich kletterte am Weltenbaum durch die Schichten des Himmels. Vor mir entblätterte sich das Pantheon der alten Maya. Der Zauber des Regenwaldes und seiner Bewohner hatte mich entrückt. Ich wusste nicht mehr, wo der Forscher aufhörte, der Freund begann. Ich war mir plötzlich bewusst geworden, wie tief ich in die Welt, die ich ursprünglich mit den plumpen Methoden der verstaubten Völkerkunde untersuchen wollte, eingedrungen war. Was ich hier erforschte, war ich selbst, war meine Beziehung zu meiner Außenwelt. Ich musste daran denken, wie ich als Knirps zu meiner Mutter gesagt hatte: „Später werde ich Dschungelforscher!“ Hier saß ich nun und wusste, ich bin angekommen. Ich glaube auch, dass Chan K’in das Außergewöhnliche dieser magischen Nacht spürte, wenn es nicht gar von ihm herbeigezaubert war. Ihm war klar, dass ich angekommen war. Wir schwiegen für ein paar Stunden.

Die drei Frauen Chan K’ins sind schon um ein Uhr morgens aufgestanden, um den Mais und das Affenfleisch für die Opferspeisen zu mehlen. Nuk kam, um ihren Müttern zu helfen.

Als wir mit der Opferung der Seele des Trankes fertig waren, kochten die in Bananenblätter gehüllten Maisfladen. „Blase du das Schneckenhorn! Jeder, der es hört und der Balche’ trinken möchte, wird kommen.“ So war es auch. Kaum hatte ich in die Trompete einer Riesenflügelschnecke *(Strombus gigas)* aus dem Golf von Mexiko gestoßen, kamen aus allen Richtungen Männer, Knaben und einige ältere Frauen. Den Männern wurden Plätze im Kreis um den mit Balche’ gefüllten Tonkrug angewiesen. Die Knaben drückten sich erwartungsvoll um die beiden Feuerstellen im Götterhaus, und die Frauen versammelten sich in der Zeremonialküche. Ich sollte den Trank ausschenken. Jeder Teilnehmer bekam eine Baumkürbisschale voll des begehrten Getränks. Jeder die gleiche Menge. Zuerst die Männer im Kreis. Dann musste ich einige

Schalen hinüber in die Zeremonialküche tragen. Zum Schluss bekamen die Knaben. Vor dem Trinken muss man ein paar Tropfen gen Himmel und auf die Erde spritzen. Ein individuelles Opfer an die Gottheiten des Himmels und der Erde. Obwohl es ca. fünf Uhr in der Früh war, tranken alle mit beherzten Schlucken. Einstimmig wurde das Gebräu als köstlich und stark begrüßt. Die Lakandonen können unglaubliche Mengen in erstaunlich kurzer Zeit trinken. Nach nur zwei Stunden hatten wir das Kanu fast geleert. Das bedeutet, dass jeder an die zehn Liter Flüssigkeit zu sich genommen hatte. Die Wirkung war umwerfend – im wahrsten Sinne des Wortes. Der alte Chan K'in krümmte sich lachend am Boden. Sein Schwager lag irgendwo im Gestrüpp. Ein anderer Mann war in seiner Kotzlache eingeschlafen. Manche waren verschwunden, sie wurden von ihren Frauen nach Hause getragen und in die nächste Hängematte verfrachtet. Äußerlich sah das Ganze eher wie ein dämliches Besäufnis als wie ein spirituelles Erlebnis aus. Auch hier wieder trügt der Schein. Auch wenn Balche' trunken macht, ist es kein Betäubungsmittel wie unser Bier. Die Baumrinde enthält Substanzen, die eine eigentümliche Wirkung auf das Gemüt ausüben. Das Herz geht auf, Aggressionen verschwinden, dunkle Gedanken erhellen sich, tiefe Gefühle von Freundschaft, Zuneigung und Liebe breiten sich im Herzen aus. Alles gepaart mit einer sorglosen Heiterkeit und einer gehörigen Portion Humor. Allzu ernste Rituale sind nicht nur langweilig, sie beleidigen auch die Götter.

Als wir bei der Nabili-Zeremonie mit *k'uxu'*-Farbe bemalt wurden, war es für mich wie reines Blut. Die *k'uxu'*-Farbe in Wasser gelöst sieht wirklich wie frisches Blut aus. Die Flecken auf meinem Gewand sehen wie Blutflecken aus; als wäre mein Körper durchlöchert von Pfeilen oder Gewehrkugeln. Die bemalten Lakandonen bekamen ein richtig wildes, „barbarisches" Aussehen. Ich kann jetzt besser den ganzen Blutsymbolismus in ihrer Kultur verstehen. Aber alles basiert auf der Fähigkeit der Frau, Blut in geregelten Abständen zu verlieren. Für die Lakandonen ist diese Fähigkeit extrem gefährlich. Denn Blut ist Leben. Verlorenes Blut kann den Tod bedeuten.

Oh, ich spüre wieder den Jaguar in mir, fühle meine Eingeweide, meine Lust nach Blut und Fleisch, nach einem jungen Reh. Lange musste ich daran denken, wie ich durch mein psychedelisches LSD-Erlebnis hierhergeführt wurde.



8. September 1983

Die Nabili-Zeremonie ist vorbei. Ich bin durch sie hindurchgegangen und bin jetzt sehr erschöpft. Sie war ein großer Abschied. Sie war das letzte und größte Ereignis meines Forschungsjahres, besser: meines Lebensjahres.

Ich habe mich mit einigen rot gefärbten Stirnbändern aus Baumrinde von Itsanohk'uh verabschiedet, der für mich so zentral bedeutsam geworden ist. Die Worte zum Gebet sind wie von selbst aus mir herausgesprudelt:

Hier, hier mein lieber Herr
Der, der du am Großen See sitzt
Ich hänge dir die roten Stirnbänder um
Nimm sie, ich gebe sie dir
Somit bezahle ich dich
Denn jetzt kehre ich zurück in mein Land
Selbst wenn ich gehe
Wohin ich auch gehe
Beschütze mich
Schirme mich ab gegen die Krankheiten
Heile die Schmerzen meines Kopfes
Heile die Schmerzen meines Leibes
Ich gebe dir hier den Preis
Du hast den Zauber, die Heilung
Selbst wenn ich jetzt gehe

Beschütze mich!
Wenn ich noch weiter leben werde
Komme ich zurück.
Dann sollst du wieder Balche' trinken
Dann sollst du die yak'in-Zeremonie sehen
Dann werde ich wieder deine Höhle besuchen
Denn gut sehe ich deine Schale
Ich beleidige sie nicht
Ich beschmutze sie nicht
Ich vergesse sie nicht
Selbst wenn du etwas gesehen hast
Das ich gemacht habe
Ich wusste es nicht
Vergib mir
Erleuchte mich
Ich bin damit nicht vertraut.
Hier ist das rote Stirnband
Für unsere Herrin, deine Frau
Gib es ihr
Sprich zu ihr
Dass sie mich beschütze
Wohin ich auch gehe
Hier ist das rote Stirnband
Für das Bewusstsein des Himmels
Gib es ihm
Sprich zu ihm
Dass er mich beschütze
Abschirme gegen Krankheiten
Wohin ich auch gehe.

So in etwa habe ich zu Itsanohk'uh gesprochen – natürlich in *hax t'an*.

Als ich heute die feuchte Balche'-Rinde in die Sonne gelegt habe, habe ich mich von ihr verabschiedet. Werde ich jemals wieder ihre Kraft

spüren?

Yaxchilan – das Zentrum des Universums

„Der Balche'-Trank ist reif", sagte Chan K'in zu mir. „Wir müssen zuerst den Göttern opfern und dann den Menschen Bescheid geben." Es war kurz vor der Morgendämmerung. Die Nacht war schneller vergangen als ich gedacht hätte. Wir lupften die Palmenblätter, die über dem brodelnden Kanu verschnürt waren. Sogleich stieg ein Hauch von Hefe und Alkohol in meine Nase. „Zuerst müssen die Götter die Seele trinken. Sieh zu, dass kein Tropfen auf die Erde fällt, sonst kann Kisin, der Herr des Todes, den Trank verderben." Vorsichtig schöpfte ich das Gebräu mit einer Kürbisschale aus dem Kanu in einen großen Tonkrug. Als ich Schale und Krug genau untersuchte, stellte ich fest, dass sie bereits in der ethnografischen Literatur aus der Jahrhundertwende veröffentlicht waren. „Die Schale stammt vom Vater meines Vaters und wird seither bei jeder Zeremonie benutzt. Der Krug ist genauso alt." Ja, der alte Chan K'in ist wirklich der Bewahrer einer großen Tradition. Ich musste aus dem Krug etwas Balche' abfüllen und Chan K'in reichen. Er griff nach einem zusammengefalteten Palmenblatt und nahm damit ein paar Tropfen des Trankes auf, um sie an den Mund der Götterschalen, in denen auch der Weihrauch verbrannt wird, zu führen. Im rituellen Singsang bat er die Götter um Gesundheit, gutes Maiswachstum und um den Erhalt des Regenwaldes. „Wenn ihr den Regenwald erhaltet, kann ich euch auch in Zukunft diesen köstlichen Trank opfern." Aber es kommen immer mehr Fremde in den Wald und zerstören ihn. Wenn es keinen Wald mehr gibt, kommt das Ende der Welt, heißt es in einer alten Prophezeiung, die in den Hieroglyphentafeln von Yaxchilan eingeritzt ist. Die Welt der Lakandonen ist der Wald. Ist der Wald erst verschwunden, gibt es auch keine Möglichkeit mehr, den Weg der Urahnen zu gehen.

Der alte Chan K'in erzählte mir oft von den Häusern der Götter. Von den Ruinen, die tief im Dschungel verborgen liegen. Wir kennen sie dank der archäologischen Forschung. Die Selva Lacandona birgt viele Ruinen aus der klassischen Mayazeit. Manche sind „entdeckt" und beschrieben worden. Viele sind jedoch noch vom Dschungel überwachsen, noch nicht ausgegraben und katalogisiert.

Die meisten bekannten Ruinen dieser Gegend stammen aus der sogenannten klassischen Mayazeit. Sie wurden allesamt verlassen, ungefähr zur gleichen Zeit, im 9. Jahrhundert. Aus unbekannten oder unverstandenen Gründen. Ein Rätsel der Wissenschaft. Ein Faszinosum.

Chan K'in hat mir von Palenque, von ihm *kabal xokla'*, „Unten am Großen Fluss", genannt, erzählt. Palenque liegt am Rande der Welt.

Nachdem die Götter eine Zeit lang in Palenque residierten, zogen sie in das Zentrum der Welt, nach *kälan xokla'*, „Oben am Großen Fluss", an den Usumacinta, nach Yaxchilan. Dort, mitten im Dschungel, können wir ihre „Häuser" in den Ruinenanlagen aus der klassischen Mayazeit (ca. 300–900 n.Chr.) heute noch besuchen.

Ich bin mehrfach mit Lakandonen dort gewesen. Die ganze Tempelstadt liegt malerisch an den Ufern des Usumacinta, gut geschützt in einer Ausbuchtung des Großen Flusses. Dorthin gelangt man nur zu Fuß, mit dem Boot oder mit einem kleinen Flugzeug. Wir sind immer mit dem Boot, einer Lanscha, gekommen. Zuerst geht die Fahrt flussabwärts von dem Militärstützpunkt und Grenzübergang Frontera Hecheveria nach Guatemala. Je weiter wir mit dem Boot fuhren, desto dichter wurde die Vegetation. Beide Ufer wurden von Dschungelriesen gesäumt. Einmal flog ein Pärchen Araras über uns hinweg, von Guatemala nach Mexiko, natürlich ohne Papiere. Die beiden großen Papageien funkelten wie rote Edelsteine. Als wir die Biegung vor dem Landeplatz hinunterfuhren, konnte wir deutlich die Brüllaffen hören, die die hohen Bäume, die mitten in den Tempelanlagen stehen, bevölkern.

Die Lakandonen wollten in Yaxchilan, also Oben am Großen Fluss, Weihrauch für Hachäkyum und dessen Frau opfern. Am Nachmittag besuchten wir die Ruinen. K'ayum erklärte mir, welche Tempel zu welchen Göttern gehörten. An einem kleinen Tempel am Vorplatz der großen Pyramide würden wir nach Einbruch der Nacht Copal verbrennen. Aber nur etwas. Die eigentlichen Räucherrituale sollten morgens früh stattfinden.

Wir hatten Glück. Es war eine helle Vollmondnacht. Die Schatten der Bäume spielten über die alten Wände, Decken und Stufen. In der Ferne brüllte ein Jaguar. Sein Ruf schien direkt aus dem Ruinen zu kommen. Kurz darauf hörten wir einen Gegenruf. Ein Jaguar aus Guatemala antwortete seinem mexikanischen Verwandten. Die Nacht wurde auch von Glühwürmchen und Leuchtkäfern erhellt. K'ayum erzählte mir, dass seine Urahnen mehrere Leuchtkäfer in einem kopfgroßen Korb aus dünnen Lianen eingefangen und so ihre Hütten erleuchtet oder ihre Wege im nächtlichen Dschungel gefunden haben.

Wir durften in den Hütten der Archäologen übernachten. Als wir in unseren Hängematten lagen und der Dschungelsymphonie lauschten, erzählte K'ayum von den Lakandonen, die einst direkt bei diesen Ruinen lebten.

In der mythischen Urzeit lebten die Habo' in Yaxchilan. Sie waren Urahnen, die sich verwandeln konnten, die in einer schamanischen Welt lebten. Sie waren Zauberer; sie konnten sich in Jaguare verwandeln, besaßen lebendige Pfeile und Bogen, besaßen ein Kanu, das unter Wasser die Gestalt wechseln und sich in ein Krokodil verwandeln konnte. Dort gab es eine hölzerne Statue des K'ulel, die sich von selbst drehte und den Himmelsrichtungen entgegenreckte. Vor allem aber konnten die Habo' die Wege in den Himmel finden und sich mit Göttern unterhalten. Die Habo' lebten am Ufer des Usumacinta, bei den Ruinen von Yaxchilan, ganz nahe den Göttern. Leider sind sie weggezogen und verschwunden. Mit ihnen sind die Zaubereien verschwunden, mit ihnen ist die Fähigkeit, direkt mit den Göttern zu kommunizieren, verschwunden. Man wird die Habo' erst

am Ende der Welt wiedersehen, dann, wenn alle in den Himmel kommen. Im Himmel über Yaxchilan wird man sie wiedertreffen.

In der Kosmologie der Lakandonen ist Yaxchilan das Zentrum des Universums. Die Ruinen liegen im Mittelpunkt der Welt, im Zentrum des Waldes. Über ihnen, im Himmel hat *uyoli ka'an,* das „Bewusstsein des Himmels“ seinen Platz.

Am nächsten Morgen zeigte mir K'ayum diesen heiligen Ort. Es ist der Tempel auf der höchsten Pyramide. Er war mit wunderschönen Linteln (Türsturzreliefen) aus der klassischen Mayazeit dekoriert. Leider befinden sich die Originale im Britischen Museum. Dort, wo sie eigentlich hingehören, gibt es nur Repliken. K'ayum zeigte mir die Tafeln und erklärte, dass so die Götter und Göttinnen aussehen.

In dem Tempel stand eine Statue, deren Kopf, abgefallen oder abgehauen, daneben lag. Diese Statue heißt *hach bilam*[56] und stellt Hachäkyum, den Schöpfer der Lakandonen und ihrer Welt dar. K'ayum erklärte mir, dass der Überlieferung nach das Ende der Welt kommen würde, wenn sich die Statue selbst den Kopf aufsetzt. Er meinte auch, ich solle doch besser seinen Vater fragen, der wüsste genau, was das bedeuten würde.

Dann bereitete K'ayum das Weihrauchopfer vor. Dazu setzte er kleine Harzkügelchen auf ein Opferbrett. Dann stand er auf, stellte sich vor die Statue, hob das Brett gen Himmel und sprach zu den Göttern und Göttinnen. Er bat sie darum, Naha' von Krankheiten und Missgeschicken frei zu halten, viele schlechte Omen der Träume abzuwenden und den Lakandonen das Überleben in ihrer Waldwelt zu garantieren. Dann verbrannte er die vom Brett abgepflückten und zu Haufen geschichteten Harzkügelchen. Er legte einen brennenden Kienspan an das duftende Harz, sang Gebete und Dankesworte an die Götter. Er fing den Rauch mit den eingerollten Blättern der Bergpalme ein. Er sagte danach, dass dieser Rauch besonders heilsam und schützend wirke. Er ist Zeuge des besten Weihrauchrituales. Denn das Harz wurde im Zentrum der Welt entzündet. Die angerußten Blätter werde er seinem Vater geben, damit die Götter ihn und seine Familie schützen werden.

Dieses Ritual hat mich sehr berührt. Ich musste heulen vor Ergriffenheit. K'ayum forderte mich auf, ebenfalls Weihrauch zu opfern und die Götter um Schutz für mein Leben zu bitten. Den Rauch solle ich mit nach Hause nehmen. Er würde mich auf meiner Reise schützen und mich und meine Familie mit Gesundheit segnen.

In Naha' wurden wir mit Spannung erwartet. Der alte Chan K'in war überglücklich über die berußten Blätter und lauschte andächtig unseren Erzählungen.

Als ich den alten Chan K'in nach den Inschriften an den Tempeln und auf den Stelen fragte, sagte er, es seien *u ts'ib k'uh*, die „Schriften der Götter". Er kann sie aber nicht lesen. Nur die Habo' konnten sie lesen. Er fügte hinzu, dass ihm sein Vater erzählt hatte, was die Hieroglyphen des Haupttempels sagen. Sein Vater konnte sie auch nicht lesen, aber die Habo', die Urahnen, haben den Inhalt mündlich weitergegeben, bis heute. Die „göttlichen Schriftzeichen" bergen eine Prophezeiung, die da heißt:

„Es wird unser Ende kommen, wenn es keine Bäume mehr gibt, dann, wenn sie alle gefällt sind, wenn es überall Menschen gibt, wenn es keinen Wald mehr gibt … Wenn der ganze Wald voller Menschen ist und alle Bäume gefällt sind, wenn es keine Mahagoni-Bäume mehr gibt, wenn alle Bäume dahin sind, gefällt sind und nur noch Berge daliegen, dann kommt das Ende der Welt. Jetzt noch nicht, aber bald ist es so weit. Dann wird uns das Ende erreichen … Nichts wird da bleiben von uns."[57]

Das Ende der Welt wird im Lakandon das „Ende des Sprechens" genannt; also das Ende der Kommunikation. Das Ende der Globalisierung, das Ende des Internets.

„Man sagt es, aber man weiß es nicht genau, ob es einen Sturm gibt oder nicht, ob uns die Sonne versengen wird, uns nehmen wird. Schnell, denn schnell wird das Ende uns erreichen. So erzählte man … Vielleicht wird es auch eine große Kälte geben oder etwas anderes. Aber Unser Herr, Hachäkyum, wird sich unser Blut holen. Er wird uns in Yaxchilan versammeln. Nicht sehen wir dann, wie es hier auf der Erde ist, nicht hören wir das Fauchen der Jaguare. Dort nach Yaxchilan bringen die

Götter die Menschen. Dorthin holen sie alle, deren Blut sehr gut ist. Kommen sie an, schneiden sie uns die Hälse durch."

Bei diesen Worten gruselte ich mich. Klang die Prophezeiung nicht wie die Vorhersage einer ökologischen Katastrophe? Und sollen die Lakandonen in Yaxchilan einem kollektiven Blutopfer anheimfallen?

„Es wird eine Schattenwelt kommen; wir werden dorthin gehen, wo der Himmel zu Ende ist, in die Dunkelheit gehen wir … Dort in Yaxchilan schrieben sie es so in die Steine. Sie schrieben dort all das auf: Das Ende der Welt wird kommen …, aber keiner weiß wann. Vielleicht dann, wenn es keine Bäume mehr gibt."

Also bedeutet das Ende des Waldes das Ende der traditionellen Landwirtschaft, das Ende aller traditionellen Kultur. Für die Lakandonen bedeutet es das Ende ihrer Welt, die sie Wald nennen. Noch ziehen manche Lakandonen nach Yaxchilan, in das Zentrum ihrer Welt. Dort räuchern sie Copal für die Götter und bitten darum, dass der Wald nicht weiter zerstört wird.

Aber der Wald wird weiter zerstört. Mit ihm geht die traditionelle Kultur der Lakandonen unter. Nicht, dass die echten, originalen Menschen sterben werden, sie verändern sich nur in dem Maße, indem sich das Angesicht der Erde ändert. Sie werden ihrer Kultur entrissen und beraubt, und dann „integriert". Integriert in eine Welt maßlosen Globalismus'. In eine Welt, in der die Traditionen der echten Menschen keine Bedeutung mehr haben. Vielleicht ist die Globalisierung das Ende der Welt, auf jeden Fall das Ende vieler Traditionen, vieler Kenntnisse, vieler genialer kultureller Anpassungen. Die Menschen haben in der modernen Welt kein Zuhause mehr. Sie irren multimedial gesteuert in einer virtuellen Welt ohne Bedeutung umher. Wie die Schatten, die Schatten eines ursprünglich hoch intelligenten Tieres.

Auch wenn Yaxchilan für die Lakandonen das Zentrum der Welt darstellt, weil es die Häuser der Götter auf der Erde sind, wo ihre Urahnen, die

Habo', die zauberkundigen Lakandonen gelebt haben, erzählen uns die Archäologen und Mayaforscher eine ganz andere Geschichte.
Die Geschichte vom Untergang der Mayakultur, vom sogenannten Mayakollaps, ist sehr vielschichtig. Jeder Archäologe vertritt seine eigene Theorie dazu. Ihren wissenschaftlichen Theorien zufolge muss das Mayareich untergegangen sein, denn sie finden in den archäologischen Ausgrabungen immer wieder Beweise für das plötzliche Verlöschen der Mayawelt.

Es ist Mode, in dem Verschwinden einer Kultur eine Katastrophe zu sehen. Weit verbreitet ist die Anschauung, dass die Zeremonialstätten der Maya mutwillig zerstört wurden, dass heftige Kriege zum Untergang geführt haben, dass Naturkatastrophen Schuld am Untergang der Maya gewesen seien. Für jede Theorie gibt es die entsprechenden archäologischen Zeugen und Zeugnisse. Meist steht die Theorie am Anfang, dann müssen nur noch die Beweise gefunden werden. Bloß nicht gucken, was die Steine und Keramiken für Geschichten erzählen, was die Nachfahren der Mayavölker wissen und berichten.

Neuerdings wird der Niedergang des Mayareiches mit einem Klimawechsel erklärt. Was uns modernen Menschen möglicherweise bevorsteht, dass wir nämlich selbst zu einem Klimawandel beitragen, der für uns verheerende Folgen haben kann, muss auch schon vorangegangenen Kulturen angelastet werden. Es soll im Mayagebiet im 9. Jahrhundert lange andauernde, extreme Dürren gegeben haben. Das zumindest wird aus jüngsten Tiefenbohrungen abgelesen.[58] Solche Geschichten entsprechen dem Zeitgeist. Da das Thema Klimawandel gerade „in" ist, müssen wir es auch auf andere Dinge projizieren. Die Mayakultur ist seit ihrer „Entdeckung" eine mächtige Projektionsfläche. Jeder Forscher hat seine eigene Brille, durch die er die Welt interpretiert. Unerklärliche Phänomene werden mit liebgewordenen Theorien bombardiert und letztlich zerstört. Jeder will mit seiner Lieblingstheorie Ruhm und Ansehen erringen. Aber wozu? Um sich an einem aufgeblasenen Ego aufzugeilen?

Es gab schon die abenteuerlichsten Theorien zur Geschichte und Kultur der Maya. Im 19. Jahrhundert hieß es, die Maya seien in Wirklichkeit Freimaurer gewesen, ihre Pyramiden seien Ausdruck des göttlichen Baumeisters. Dann hat man spekuliert, dass die Maya von den Einwohnern des sagenhaften untergegangenen Kontinents Atlantis abstammen und noch die atlantischen Geheimnisse in ihrer Kultur bewahren würden. Oder sie sollen von dem ebenfalls untergegangenen Kontinent Mu stammen. Wegen der Tempelpyramiden hat man die Maya natürlich auch als einen aus dem alten Ägypten kommenden Stamm betrachtet. Auch wurde in ihnen der verlorene Stamm der Israeliten gesehen. Im Zeitalter der Raumfahrt wurde die Kultur der Maya auf Außerirdische zurückgeführt, die dereinst mit ihren Ufos in Südmexiko gelandet waren. Im Zuge der Esoterik wurden die Maya zu den Behütern des geheimen Wissens – was immer das auch sei. In der Wissenschaft sah man sie als ein mesoamerikanisches Volk, das eine Blütezeit hatte und zu den ersten amerikanischen Hochkulturen zu rechnen sei. In der frühen Archäologie, die von der Ägyptologie geprägt war, begann man die Geschichte der Maya in ein Altes Reich und ein Neues Reich einzuteilen. Bald wurde von modernen, „aufgeklärten" Foschern der Mayakollaps erfunden. Man wollte sich unbedingt vorstellen, dass die Maya durch eine Katastrophe vernichtet wurden.



Der visionäre Mensch bei seiner Reise durch die Kosmologie der Maya.

Warum ist der westliche Mensch so besessen davon, dass die Mayawelt durch eine Katastrophe untergegangen sein soll? Warum all die eschatologischen Visionen? Warum kann man sich nicht auch andere Geschehen und Szenarien vorstellen? Warum muss aus der Mayageschichte eine Sensation gemeißelt werden? Wird damit nicht nur unser unbefangener Blick auf eine Welt getrübt, die wir nicht, aber auch gar nicht verstehen?

Die Lakandonen kennen keinen Kalender, jedenfalls keinen festgelegten. Ihr Kalender sind die Blütezeiten verschiedener Bäume. Sie erkennen den richtigen Zeitpunkt für die Aussaat anhand blühender Bäume. Damit steht ihr „Kalender“ im Einklang mit der Natur. Denn wer wüsste besser, wann es Zeit ist zu säen als die auf die Ökologie reagierenden Bäume.

Die Lakandonen wissen nichts über 2012. Für sie ist der Kalender der Maya schon lange abgelaufen. Seine Reste zieren in Hieroglyphen geschrieben die Häuser der Götter. Mehr nicht.

Auf der Suche nach dem Wunderbaren

Nach meinem Dschungelabenteuer kehrte ich nach Deutschland zurück und verfasste meine Dissertation: „Das Erlernen von Zaubersprüchen". Ich begab mich weiter auf die Suche nach dem Wunderbaren. Ich fand es in der Liebe zu meiner Frau, in meinen eigenen kulturellen Wurzeln und in der weiteren Begegnung mit dem Schamanismus. Ich traf Schamanen in Nepal, Korea, Peru, Bolivien und Kolumbien. Bei ihnen lernte ich weiter und erforschte vor allem den Gebrauch psychoaktiver Pflanzen in der ganzen Welt.

Ich kehrte auch wieder zu den Lakandonen zurück, beim ersten Mal mit einer Film-Crew. Wir hatten den Auftrag, fünf kurze Filme für die „Sendung mit der Maus" zu drehen. Ich war Übersetzer und Aufnahmeleiter. Es war schön, den alten Chan K'in und all meine Freunde und Lehrer in Naha' wieder zu sehen. Ich kam sozusagen in meine zweite Familie zurück.

Bald darauf hatte ich jedes Jahr die Möglichkeit, die Lakandonen zu besuchen, denn ich war ständiger Gast bei internationalen Seminaren zur Ethnobotanik in Palenque. Ich traf Lakandonen an den Ruinen, in der Stadt oder in meinem Hotel. Manchmal fuhren wir nach Naha'. Jetzt war der Dschungel fast gänzlich abgeholzt. Die Straße nach Naha' war gut befestigt, so dass sogar Busse darauf fuhren. Auch Naha‘ hatte sich stark verändert. Viele Lakandonen wohnten nun in Steinhäusern anstatt in den alten Hütten. Manche besaßen sogar einen Fernseher. Die meisten jungen Männer trugen kurze Haare. Und dann starb auch noch der alte Chan K'in. Kurz darauf folgte ihm der alte Mateo viejo. Nur Antonio war noch der Alte geblieben. Er sprach noch zu den Göttern, verbrannte Weihrauch und setzte Balche'-Tränke an.

Bei jedem Besuch wurde mir immer bewusster, dass ich gerade noch den letzten Zipfel der traditionellen Kultur der Lakandonen erlebt hatte.

Heute gäbe es dafür keine Möglichkeit mehr. Aber in mir schlummert die unsichtbare Welt weiter. Bis heute habe ich oft Träume, in denen ich Lakandon spreche, in denen ich Lakandonen treffe und in denen ich die magischen Dschungelorte besuche. Die Zauberei der Lakandonen ist mir geblieben.





In meiner Kinderfantasie bevölkerten Nixen und andere mythische Wesen die Meere.





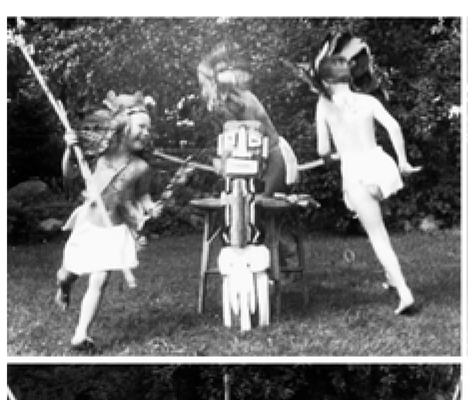
Jedes Jahr fuhren meine Eltern mit meinem großen Bruder und mir an die Ostsee.



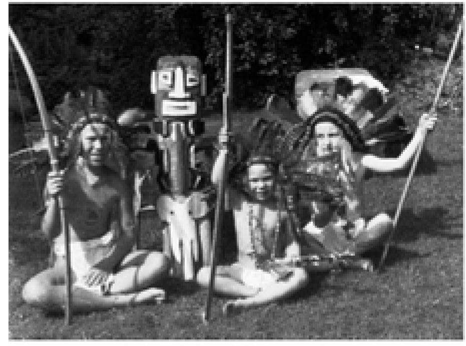


Eine Collage, die meine Mutter mit meinem Foto und meinen Zeichnungen gestaltete.

Seit frühesten Kindertagen haben mich Steine fasziniert, die ich im Spülsaum der Ostsee entdeckte.







Am liebsten spielte ich mit den Nachbarskindern und meinem Bruder Indianer. Dabei tanzten wir um den „Totempfahl", den mein Vater geschnitzt hatte.



Der mächtige Kopfputz der Azteken tauchte schon früh in meinen Zeichnungen auf.



Mit verschiedenen Hämmern ausstaffiert, unternahm ich Forschungsreisen in unserer Umgebung, um die geologischen Schichten zu untersuchen.

Mein älterer Bruder Stephan und ich (rechts) spielen Badewannenmonster.



Als ich viele Jahre später tatsächlich die Welt zu Forschungszwecken bereiste, inspirierten mich die Pyramiden von Cobá und die Kerzen, die Maya-Schamanen dort entzündeten, zu diesem Aquarell.





Zu Beginn meines Studiums verbrachte ich viel Zeit bei den Maya von Yucatán (hier im Alter von 22 Jahren mit einer Mayaindianerin im traditionellen Kleid).



Blick über einen pinienbewaldeten Hügel im Dschungel bei Naha', dem Dorf der Lakandonen, in dem ich lange Zeit gelebt habe. Unten: Ein Dorfbewohner im traditionellen Einbaum auf dem See von Naha'.



In den Ruinen von Palenque, die aus der klassischen Mayazeit (300–900 n. Chr.) stammen, sehen die Lakandonen die „alten Häuser der Götter".



Die Ceiba, der Kapokbaum, ist für die Maya der klassische Weltenbaum.

Blick auf den Palast von Palenque mit dem charakteristischen Turm.





Chan K'in V und seine Frau Nuk. Mit ihnen arbeitete ich viel auf dem Feld.

Der alte Chan K'in erklärt seinem Sohn K'ayum die Anwendung einer Liane als Heilmittel bei Hals- und Zungenerkrankungen.





Koh III beim Zwirbeln von Fasern eines Dschungelbaums zur Fertigung von Tragnetzen (oben links). Der noch junge Chan K'in V hat einen Krebs gefangen (oben rechts). Koh II stellt aus Lianen einen traditionellen Maiskorb her (unten).



Die Gelassenheit täuscht: Es ist nicht leicht, die Balance in einem Mahagoni-Einbaum zu halten. Ich beherrschte dies erst nach einiger Übung und etlichen Beinah-Stürzen in den See von Naha'.



Der alte Chan K'in bläst die Schneckentrompete. Für die Männer des Dorfes das Zeichen für den Beginn der Balche'-Zeremonie.

Männer des Dorfes beim Ansetzen und Trinken von Balche', einem vergorenen Ritualtrank, hergestellt aus der Rinde des Balché-Baumes.







K'in Paniagua und seine Frau, die Tochter des alten Chan K'in, mit ihrer etwa zehnjährigen Tochter in traditionellen Gewändern. Im Gegensatz zu uns spielen Geburtstage und Alter bei den Lakandonen keine Rolle.



Chan K'in arbeitet noch in einem Alter von über 100 Jahren auf seinem Maismischfeld, der Milpa (oben). Koh III begutachtet ihre Bananenpflanzung (unten links). Die ganze Familie stärkt sich während einer Arbeitspause mit Maisfladen und Maisgetränken (unten rechts).







K'ayum und Antonio fällen einen Mahagonibaum, aus dem sie einen Einbaum herstellen. Dies ist ein rituelles und seltenes Geschehen, das etwa drei Tage in Anspruch nimmt. Beim Aushöhlen des Stammes helfen alle Männer des Dorfes mit.





Zum Vertreiben der Moskitos rauche ich mit K'ayum selbst gedrehte Zigarren aus dem starken einheimischen Tabak (oben links). K'ayum präsentiert ein selbst gemaltes Bild mit einem Jaguar (oben rechts). Unten zeigt er seinem Sohn, wie man Rindenbast für die Herstellung von Kleidern weichklopft.



Aussprache des Maya und Lakandon

Im Wesentlichen entspricht die Aussprache des Maya und Lakandon der Schreibweise, mit einigen Ausnahmen: *x* wird wie das deutsche *sch* ausgesprochen. *l* ist ein Zwischenlaut zwischen *l* und gerolltem *r*. *ch* wird wie das deutsche *tsch* ausgesprochen. Die mit Apostroph versehenen Konsonanten (ch‘, ts‘, k‘, p‘, t‘) sind explosive Kehlkopfverschlusslaute, die es im Deutschen nicht gibt.

Glossar

Balche’

Maya und Lakandon, wörtlich „Essenz des Waldes“. Bezeichnung für den psychoaktiven Ritualtrank, der den Göttern geopfert und von den Menschen getrunken wird, und Name des Baumes *Lonchocarpus violaceus*, dessen Rinde der Hauptzusatz des gleichnamigen Trankes ist.

Bergpalme

Auf Lakandon *äh boy* oder *äh bo’oy* („Schattenspender“), botanisch die Gattung *Chamaedorea*, Palmae. Die gefiederten Blätter der meist nur mannshoch wachsenden Bergpalme sind ein wichtiger Bestandteil lakandonischer Rituale. Aus ihnen werden die Besen zum Fegen des Bodens in und außerhalb des Götterhauses gebunden. Die frischen grünen Blätter dienen als *uk’anche’ k’uh*, „Stuhl der Götter“, auf den die Götterschalen gestellt werden. Für Opfer und Gebete zur Krankenheilung wird eine Röhre aus einer einzelnen Blattfieder gebunden und mit einem Blattteil verschnürt.

Chilam Balam

Altes Maya, wörtlich „Liegender Jaguar“. Bezeichnung für einen Schamanenpriester, der sich in Trance in einen Jaguar verwandeln, zu den Göttern reisen und prophezeien konnte. In der frühen Kolonialzeit entstanden in Yucatán mehrere Manuskripte, die in Maya verfasst, aber mit lateinischen Lettern geschrieben wurden. Sie enthalten Texte zur Mythologie, Hinweise auf die geheime Ritualsprache, Prophezeiungen und Almanache.

Ch’ula‘

Der rituelle Lakandonname für ein Opfergetränk aus Wasser und Maisbrei.

Copal

Aztekisch, Náhuatl, eine Abkürzung von *copalli*, „Vermittler des Weges“. Es bezeichnet die harzliefernden Gewächse sowie das zum Räuchern taugliche Harz und ist damit die neuweltliche Entsprechung zum altweltlichen Weihrauch. Copal war und ist der wichtigste Räucherstoff für alle schamanischen, religiösen, magischen und medizinischen Zwecke. Die zum Himmel aufsteigenden Rauchsäulen gelten als „Zigaretten für die Götter“. Im Himmel verdichtet sich der Rauch zu einem köstlichen Nektar, an dem sich die Götter und Göttinnen laben, um ewig jung zu bleiben. Leider haben die Götter vergessen, einige Weihrauchbäume im Himmel zu behalten. So sind sie von den Menschen abhängig, denn nur wenn sie räuchern, erhalten die Götter ihren Lieblingstrank.

Habo’

Name des Lakandonklans, der ursprünglich in Yaxchilan lebte.

Hapbikan

Lakandon, wörtlich „Zeiten-schlange“. Name einer riesigen Schlange, die im Himmel lebt und zu den Haustieren der Götter gehört.

Kisin

Wörtlich „Furzer“. Der Herr des Todes, der in der Unterwelt lebt und über die Heerscharen des Todes (Dämonen) verfügt.

Kisnin

Der Totengeist eines Menschen.

K’uk’ulkan (Kukulcán)

Lakandon und Maya, wörtlich „Federschlange“ oder „Gefiederte Schlange“. Bei den Maya der Name einer Gottheit, die auf den aztekischen Gott Quetzalcoatl, „Quetsalfederschlange“, zurückgeht und erst in der postklassischen Zeit in Yucatán bekannt wurde. Bei den Lakandonen der Name einer riesigen Himmelsschlange, die zu den Haustieren der Götter gehört.

(Äh) K'ulel

Lakandon, „Wirbelwind". Name eines Gottes, dessen Aufgabe es ist, die Häuser der Götter zu fegen und sauber zu halten. In Palenque ist sein Haus der Tempel der Inschriften. Er hat auch in Yaxchilan ein Haus.

Mensäbäk

Name eines Gottes (wörtlich „der Pulvermacher") und eines großen Sees in der Selva Lakandona.

Milpa

Das traditionelle Maismischfeld.

Oonen

Der Tiergeist eines Menschen.

Tzeltal

Volk und Sprache der Maya-Quiché-Sprachfamilie. Die Tzeltal haben ursprünglich im Hochland gelebt, wurden aber nach und nach in die Selva Lacandona umgesiedelt.

Usumacinta

Verballhornung eines aztekischen Begriffes. Der Name des Grenzflusses zwischen Mexiko und Guatemala. Er teilt das Mayatiefland in die mexikanische Selva Lacandona und den guatemaltekischen El Petén. Dieser Fluss heißt auf Lakandon *xokla'*, „Großes Wasser".

Xikul

Lakandonname des traditionellen, tunikaähnlichen Gewandes.

Yucatán

Möglicherweise aus dem Maya (könnte „Land des Rehs" bedeuten), eine aztekische Fremdbenennung oder durch ein Missverständnis der Konquistadoren entstanden. Es wird seit der frühen Kolonialzeit verwendet.

1) Name der südmexikanischen Halbinsel, die sich in die Karibik erstreckt. Sie ist eine einzigartige geologische Formation, die aus einer porösen Kalkdecke und Karstgestein besteht. Auf Yucatán gibt es keine Flüsse, sondern nur sogenannte Cenotes (von Maya *ts'o'onot*). Das sind große, runde, an die Oberfläche austretende unterirdische Tunnel, in denen sich das Grundwasser (Süßwasser) befindet. Die Cenotes waren die natürlichen Brunnen der dort lebenden Völker. Die Cenotes wurden religiös verehrt, mit Opfergaben gespeist und galten als heilig.
2) Name eines der drei mexikanischen Bundesstaaten, die auf der gleichnamigen Halbinsel liegen (Yucatán, Campeche, Quintana Roo).

Literatur

BARRERA VÁSQUEZ, Alfredo (Hrsg.)
1995 **Diccionario Maya** (3. Aufl.), Mexiko Stadt: Editorial Porrúa.

BECK, HANNO
2003 **Alexander von Humboldts Amerikanische Reise**, Lenningen: Edition Erdmann.

BERENDT, Joachim-Ernst
1985 **Nada Brahma – Die Welt ist Klang**, Reinbek: Rowohlt.

CASTANEDA, Carlos
1973 **Die Lehren des Don Juan: Ein Yaqui-Weg des Wissens**, Frankfurt: Fischer Taschenbuch.
1975 **Eine andere Wirklichkeit: Neue Gespräche mit Don Juan**, Frankfurt: Fischer Taschenbuch.
1976 **Reise nach Ixtlan: Die Lehre des Don Juan**, Frankfurt: Fischer Taschenbuch.

DAXELMÜLLER, Christoph
1993 **Zauberpraktiken: Eine Ideengeschichte der Magie**, Zürich: Artemis & Winkler.

DIEDERICHS, Ulf (Hrsg.)
1984 **Germanische Götterlehre**, mit mythologischem Wörterbuch, Köln: Diederichs Verlag.
1985 **Nordische Nibelungen**, Köln: Diederichs Verlag.

DUBY, Gertrude und Frans BLOM
1969 „The Lacandone“ in: **Handbook of Middle American Indians** 7: 277–297, Austin, London: University of Texas Press.

DUBY BLOM, Gertrude
1990 **Na Bolom: Im Zeichen des Jaguar**, Hamburg: Rogner & Bernhard (Zweitausendeins).

GLOBUS, Gordon G.
1981 „Wissenschaft und Zauberei“, in: Hans Peter DUERR (Hrsg.), **Der Wissenschaftler und das Irrationale**, Band 1: 457–472, Frankfurt/M.: Syndikat.

HINZ, Eike
1978 **Analyse aztekischer Gedankensysteme: Wahrsageglaube und Erziehungsnormen als Alltagstheorie sozialen Handelns**, Wiesbaden: Steiner (Acta Humboldtiana, Series Geographica et Ethnographica Nr. 6).

HOFMANN, Albert
1979 **LSD, mein Sorgenkind**, Stuttgart: Klett-Cotta (1. Aufl.).
1992 „Naturwissenschaft und mystische Welterfahrung“, in: **Jahrbuch für Ethnomedizin und Bewusstseinsforschung** 1: 9–16.

HUMBOLDT, Alexander von
1990 **Die Reise nach Südamerika**, Göttingen: Lamuv.
1991 **Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents** (2 Bde.), Frankfurt/M.: Insel.
1999 **Über die Freiheit des Menschen**, Frankfurt/M.: Insel.
2000 **Reise durch Venezuela**, Berlin: Akademie Verlag.
2004a Kosmos: **Entwurf einer physischen Weltbeschreibung**, Frankfurt/M.: Eichborn (zuerst 1845).
2004b **Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas**, Frankfurt/M.: Eichborn Verlag (zuerst erschienen auf Französisch: Paris 1810/13).
2004c **Ansichten der Natur**, Stuttgart: Reclam.

2005 **Von Mexiko-Stadt nach Veracruz – Tagebuch**, Berlin: Akademie-Verlag.

Jünger, Ernst
1970 **Annäherungen – Drogen und Rausch**, Stuttgart: Klett-Cotta.

Ma'ax, K'ayum und Christian Rätsch
1994 **Ein Kosmos im Regenwald: Mythen und Visionen der Lakandonen-Indianer** (2., erweiterte Aufl.), München: Diederichs (1. Aufl. Köln, 1984).

Metzmacher, Ingo
2005 **Keine Angst vor neuen Tönen: Eine Reise in die Welt der Musik**, Berlin: Rowohlt.

Metzner, Ralph
2000 **Das Mystische Grün: Die Wiedervereinigung des Heiligen mit dem Natürlichen**, Engerda: Arun.

Rätsch, Christian
1985a **Das Erlernen von Zaubersprüchen: Ein Beitrag zur Ethnomedizin der Lakandonen von Naha'**, Berlin: EXpress Edition.
1985b **Bilder aus der unsichtbaren Welt: Zaubersprüche und Naturbeschreibung der Maya und Lakandonen**, München: Kindler.
1987 „Alchemie im Regenwald – Dichtung, Zauberei und Heilung", in: ***Salix*** 2(2): 44–64.
1988 „Das Bewusstsein von der Welt: Mensch und 'Umwelt' im lakandonischen Kosmos", in: Peter E. STÜBEN (Hrsg.), **Die neuen**

„Wilden“ (**Ökozid** 4): 166–171, Gießen: Focus. (Reprinted in **Politische Ökologie** 24: 51–53, 1991).

1992 „Their Word for World is Forest: Cultural Ecology and Religion Among the Lacandone Maya Indians of Southern Mexico“, in: **Jahrbuch für Ethnomedizin und Bewusstseinsforschung** 1: 17–32, Berlin: VWB.

1993 **Kinder des Regenwaldes: Vom Leben der Lakandonen-Indianer** (2., erw. Aufl.), Löhrbach: Werner Pieper's Medienexperimente (Der Grüne Zweig 157).

1994a „*Ts'ak*: Die Heilpflanzen der Lakandonen von Naha'“, in: **Jahrbuch für Ethnomedizin und Bewusstseinsforschung** 2: 43–93.

1994b (Hg.), **Chactun – Die Götter der Maya** (2., aktualisierte Aufl.), München: Diederichs.

1995 „Äh kib lu'um: 'Das Licht der Erde' – Der Fliegenpilz bei den Lakandonen und im alten Amerika“, in: **Curare** 18(1): 67–93.

1997 „Die traditionelle Landwirtschaft und Ernährung der Lakandonen von Naha'“, in: Erika DIALLOGINSTL (Hrsg.), **Ernährung und Gesundheit: Von anderen Kulturen (essen) lernen**, Stuttgart: Hampp Verlag/Neckarsulm: Natura Med, S. 44–61.

1998 **Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen**, Aarau: AT Verlag.

2002a **Schamanenpflanze Tabak, Band 1: Kultur und Geschichte des Tabaks in der Neuen Welt**, Solothurn: Nachtschatten Verlag.

2002b „Aztekenkakao, Echter Kakao und Jaguarbaum“, in: Hartmut RODER (Hrsg.), **Schokolade**, Bremen: Übersee-Museum, S. 91–99.

2004 **Weihrauch und Copal: Räucherharze und Hölzer – Ethnobotanik, Rituale und Rezepturen**, Baden und

München: AT Verlag.

RÄTSCH, Christian und Heinz J. PROBST
1985 **Namaste Yeti – Geschichten vom Wilden Mann**, München: Knaur.

REICHEL-DOLMATOFF, Gerardo
1970 „Notes on the Cultural Context of the Use of Yagé (Banisteriopsis caapí) among the Indians of the Vaupés, Colombia“, in: **Economic Botany** 24(1): 32–33.
1996 **Das schamanische Universum: Schamanismus, Bewusstseins und Ökologie in Südamerika**, München: Diederichs.

ROBICSEK, Francis
1978 **The Smoking Gods: Tobacco in Maya Art, History and Religion**, Norman: University of Oklahoma Press.

ROYS, Ralph L.
1973 **The Book of Chilam Balam of Chumayel**, Norman: University of Oklahoma Press.

SAFRANSKI, Rüdiger
2000 **Nietzsche: Biographie seines Denkens**, München und Wien: Hanser.

SAPPER, Carl
1891 „Besuch bei den östlichen Lacandones“, in: **Ausland** 64: 892–895.

SCHENK, Gustav
1943 **Traum und Tat – Aufzeichnungen aus zwei Jahrzehnten**, Hannover: Adolf Sponholtz Verlag.

SCHULTES, Richard E., Albert HOFMANN und Christian RÄTSCH

1998 **Pflanzen der Götter: Die magischen Kräfte der bewusstseinserweiternden Gewächse** (revidierte Ausgabe), Aarau: AT Verlag.

SIMEK, Rudolf
1984 **Lexikon der germanischen Mythologie**, Stuttgart: Alfred Kröner.

STEPHENS, John L.
1980 **In den Städten der Maya: Reisen und Entdeckungen in Mittelamerika und Mexiko 1839–1842**, Köln: DuMont.

TRAVEN, B.
1984 **Land des Frühlings**, Zürich: Diogenes.

1 „Jenseits von Gut und Böse“ (Sprüche und Zwischenspiele, S. 153).

2 DAXELMÜLLER 1993: 9.

3 Siehe Karl GRIPP „Belemniten-Bruch vom Ostseestrand“, Natur und Museum 98(9): 374–384, 1968. Sowie: Fritz J. KRÜGER „Zeugen längst vergangener Zeiten: Donnerkeile“, Mineralien-Magazin 1(1): 42–45, 1977.

4 Vgl. Fritz J. KRÜGER „Flint-Seeigel: Steinkerne aus nördlichen Geschieben“, Fossilien 4/6: 258–263, 1987.

5 Hans-Heinrich GRUNWALDT „Versteinerungen und Steinwerkzeuge: Grömitzer Funde“, Grömitz: Kurmittelhaus, 1966, S.12.

6 Bzw. Belemnites, griechisch „Donnerkeil“; auch ein Beiname des Gottes Zeus: Belemnos.

7 „Die Edda“, zitiert nach DIEDERICHS 1984: 130.

8 „Komponisten sind Zauberer, weil sie Geheimnisse anwenden. Es ist aber auch Zauberei, dass sich irgendetwas fügt.“ Anton Plate in: METZMACHER 2005: 27.

9 Siehe in SAFRINSKI 2000: 9.

10 Ich erfuhr erst Jahre später, dass Gustav Mahler diesen Text auch vertont und in seine Dritte Symphonie eingefügt hatte.

11 HUMBOLDT 2004b: 18.

12 HUMBOLDT 2004a: 3.

13 HUMBOLDT 1990: 145.

14 HUMBOLDT 2004c: 34.

15 Vgl. Michael SCHMID und Bradford M. ENDICOTT, „Mariposas de Venezuela“, Caracas: Selbstverlag, 1968.

16 Die Schalen von Muscheln und Schnecken sind uralte Grabbeigaben und Opferobjekte, auf der ganzen Welt. Als Grabbeigaben sollten sie den Toten und Verbliebenen die Wiedergeburt in eine jenseitige Welt zeigen. Siehe Jane Fearer SAFER und Frances McLaughlin GILL, „Spirals from the Sea: An Anthropological Look at Shells“, New York: Potter /American Museum of Natural History, 1982.

17 So bekannte Lennon in seinem 1970er Rolling Stone-Interview: “Georg’s house seemed to be, you know, just like a big submarine. I was

driving it, they all went to bed. I was carrying on in it. It seemed to float above his wall, which was eighteen foot, and I was driving it."

18 vgl. Edmund LEACH „Kultur und Kommunikation", Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978.

19 vgl. Charles W. MORRIS „Symbolik und Realität", Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1981.

20 CASTANEDA 1976: 12f.

21 CASTANEDA 1975: 57.

22 HINZ 1978: 1.

23 Vgl. Michael COLE & Sylvia SCRIBNER „Culture & Thought", New York usw.: Wiley, 1974; C. RÄTSCH „Das Erlernen von Zaubersprüchen", Berlin: EXpress, 1985; Patrick J. DUBBS & Daniel D. WHITNEY „Cultural Contexts", Boston usw.: Allyn & Bacob, 1980.

24 Vgl. Peter L. BERGER & Thomas LUCKMANN „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit", Frankfurt/M.: Fischer, 1980.

25 Xiat ist der Mayaname der Palme *Chamaedorea graminifolia* WENDL (Bergpalme).

26 Alexander von Humboldt war, genauso wie ich, zuerst nach Südamerika gefahren und später nach Mexiko gereist (HUMBOLDT 2004b und 2005).

27 DUBY und BLOM 1969.

28 RÄTSCH: 1985a: 6.

29 Dieser Ort ist schon in den Romanen des „Caoba-Zyklus" („Die Rebellion der Gehenkten", usw.) von dem mysteriösen B. TRAVEN (um 1882–1969) beschrieben worden. Seine eigenen Erlebnisse in der Selva Lacandona hat TRAVEN im durchweg sehr langweiligen Buch „Land des Frühlings" aufgezeichnet (Diogenes Taschenbuch, 1984; Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main).

30 STEPHENS 1980: 104.

31 STEPHENS 1980: 91f.

32 STEPHENS 1980: 95f.

33 Vgl. Emily W. EMMART TRUEBLOOD „‚Omixochitl' – the Tuberose *(Polianthes tuberosa)*", Economic Botany 27: 157–173, 1973. Die Essenz

dieser mesoamerikanischen Kulturpflanze ist im Duftstoffhandel unter dem Namen „Tuberose" bekannt und wird auch in der Parfümindustrie benutzt. Die Essenz ist ziemlich teuer und wird deshalb gerne gefälscht.

34 LAS CASAS, 1981.

35 Der „Weltenpilz" ist auch andernorts ethnografisch belegt. In einer afrikanischen Mythe der Pangwe aus dem westlichen Waldland heißt es: „Die Erde kam aus einem Pilz hervor, ‚wie aus einem Ei', genauer der eiförmig gedachte Pilz teilte sich in der Mitte; der obere Teil stieg auf und wurde der Himmel, der untere wurde die Erde. Aus den beiden Hälften Alonkoks, so heißt der Pilz, traten alle Dinge, die sichtbar sind, hervor: Die Gestirne, die Sonne, Berge, Flüsse, Pflanzen, Tiere und die ‚Urmutter', ebenfalls Alonkok geheißen. In einem separaten Ei lag der Blitz: so kam die Urmutter zum Feuer." (BONIN). – Ich habe selbst bei einer visionären Erfahrung mit Pilzen ei-nen Weltenpilz gesehen, der zu einem Baum wurde; an dessen Astenden, die mit dem Pilzhut verbunden waren, leuchteten die Sterne.

36 In Sibirien ist der Fliegenpilz direkt mit dem Weltenbaum, durch den die Schamanen in die Anderswelt reisen, verbunden, manchmal sogar identifiziert. Die Tzutujil vom Lago Atitlan/Guatemala haben eine Überlieferung von zwölf heiligen Bäumen bewahrt, die jeweils mit einem magischen Pilz verbunden sind.

37 Auf den Kuhweiden bei Palenque gedeihen in großer Menge *Stropharia cubensis* Earle, in geringerem Maße *Copelandia cyanescens* (BERK. et BR.) SINGER. Beide Arten wurden von dem Mykologen Paul STAMETS im Januar 1995 in Palenque identifiziert. Es sind Düngerlinge (auf Kuhdung), die vermutlich erst mit den Europäern nach Mexiko gelangten.

38 DUERR 1978: 228. Seit der Publikation von Thomas GAGE's Reisebericht „Neue merkwürdige Reisebeschreibung nach Neu-Spanien" (Gotha 1710) ist der Gebrauch psychoaktiver Substanzen bei den Maya bezeugt (vgl. RÄTSCH 1985b: 63f). Dass die Maya Rauschmittel rituell benutzten, wurde sogar von so konservativen Gelehrten wie Sir Eric THOMPSON angenommen. Für DUERR scheint aber erst der Artikel von Dobkin dem

Rios (1974) die Bedeutung bewusstseinserweiternder Drogen in der Mayakultur zu postulieren.

39 Ich habe dieses Phänomen in einer bisher unveröffentlichten Arbeit genau dokumentiert und untersucht (Rätsch 1982). Furst hat später seine Auffassung vom lakandonischen Pilzkult widerrufen.

40 Vgl. Inge Helm und Christoph Weiner „Die Geschichte Norddeutschlands", Hamburg: Hoffmann und Campe, 2001, S. 22f.

41 Oonen ist ethymologisch möglicherweise mit dem aztekischen Wort tonal verwandt. Dabei wäre das Lakandonwort *oonen* durch Kontraktion und Lautverschiebung aus tonal entstanden [t]o [o]n(a = e)(l = n) und abzuleiten sein. Dieses Wort scheint im yucatekischen Maya nicht vorzukommen.

42 Laut „Duden Herkunftswörterbuch", 1963: 632f.

43 Simek 1984: 115.

44 Bei einer Frau müsste der Traum die Mutter, die Großmutter oder die ältere Schwester zeigen.

45 Interessanterweise sagen die Schamanen im Himalaja, dass auf dem Grab einer Giftschlange der Hanf besonders gut wachsen würde und dass die Wirkung seiner gerauchten Blüten durch das Schlangengift potenziert werden würde!

46 Walter Moers „Die Stadt der Träumenden Bücher", S.325.

47 Gemeint ist der Ameisenbaum (*Cecropia peltata* L., Moraceae); dieser Baum hat hohle Stämme, die von recht aggressiven, kleinen, schwarzen Ameisen bewohnt werden.

48 El libro del Chilam Balam de Chumayel, MS 45r.

49 Inzwischen ist der gesamte Wald um den Großen See gerodet; außerdem gibt es dort zahlreiche Siedlungen und viele Milpas.

50 Es gibt nur sehr wenige Orchideen, die einen Geruch oder gar einen Wohlgeruch verströmen.

51 Wird von den Fruchtkernen des Achiote- oder Annatobaumes *(Bixa orellana)* abgerieben.

52 Vgl. Siegfried Berger „Die Merseburger Zaubersprüche", herausgegeben vom Landeshauptmann der Provinz Sachsen (200

Exemplare), 1939. In der Merseburger Bischofskirche ist eine Handschrift entdeckt worden, die von den Kirchenherren und Inquisitoren übersehen und dadurch gerettet wurde. Auf dem Blatt sind zwei germanische Zaubersprüche in Stabreim niedergeschrieben.

53 Der Name N.N. darf nicht verraten werden, um die Lehrer zu schützen.

54 Dieser Netzpilz (Dictyophora) wird weltweit mit Zauberei assoziiert.

55 Diese, bis zu fast 3m lange, sehr gefürchtete Schlange *(Bothrops atrox)* heißt in Mexiko auch Nauyaca oder *quadro narizes* („Vier Nasenlöcher"); sie ist ausgesprochen aggressiv und angriffslustig (vgl. auch S.123).

56 Dieser Name bedeutet vielleicht „Echter Leguan".

57 Vgl. auch Kapitel MA'AX und RÄTSCH 1984: 283.

58 So das Team um Gerald Haug, das aus deutschen, Schweizer und US-amerikanischen Wissenschaftlern besteht.